



Class

261.9S

Book

B653

General Theological Seminary Library

CHELSEA SQUARE, NEW YORK

PRESENTED BY

Soc'y for Promoting Religion and Learning

26 Mr 27

a c 26 M 10—





Digitized by the Internet Archive
in 2025

DIE ERBSCHULD DER GLAUBENSSPALTUNG

FRAGEN AN
GLÄUBIGE MENSCHEN

VON
GEORG BOSS

„*EIN Leib und EIN Geist.*“

Eph. 4, 4

„*Perdidistis utilitatem calamitatis
et miserrimi facti estis.*“

Augustinus

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHHA

1927

261.9S

B653

81788

Copyright 1927 by Leopold Klotz Verlag, Gotha
Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten

PRINTED IN GERMANY

MEINER FRAU

INHALT

EINGANG: Von der großen Frage	I
Absicht des Buches (1). Die Klassifizierungsseuche der Gegenwart und der Taumel der Standpunkte (4). Die Frage nach Christus (7). Wort und Wahrheit (9). Der einzelne und das Ganze (11).	
ERSTER TEIL: Von den Todesschatten des konfessionellen Friedens und von der Entwirklichung der Liebe	15
I. Die Problemseuche (15). Die Voraussetzung der Gesundheit (17). Geistiger Militarismus (19). Die Verstrickung ins Zeitalter (20). Schicksal und Schuld (22).	
II. Die Gefahr des Machenwollens (24). Das Herumgehen um die Not (26). Der innerchristliche Stellungskrieg und sein zivilisatorischer Charakter (28). Der „wundervolle Sang“ von der Liebe (32). „Tötet die Irrtümer!“ (33). Verwirklichung des Christentums (35). Der Bankrott (37).	
III. Der kritische Blick der Gegenwart (40). Die Kirche im Chaos (42). Die Idee und die Wirklichkeit (45). Der moderne Mensch und die streitenden „Kirchen“ (47).	
ZWEITER TEIL: Von der Gestalt und Ungestalt des Christentums und vom Wesen und Unwesen des Abfalls	51
IV. Glaubensgewißheit und konfessioneller Parteigeist (51). Katholische Wahrheit (52). Der heimliche Abfall (54). Der Protest (57). Eine Kirche (58). Die Peterskuppel (60).	
V. Die Gegenkirche (63). Das unsichtbare Reich (66). Der Strom und sein Bett (67). Der Durchbruch (72).	
VI. Freiheit und Form (73). Der Sinn der Erde (75). Die Gefahr des Extrems (76). Wahrhaftigkeit (78). Das Erkennen Gottes (79). Blind gewordener Glaube (80).	
DRITTER TEIL: Von der babylonischen Gefangenschaft der Wahrheit und von der Unmündigkeit unseres Geistes	86
VII. Spinnwebglaube (86). Die Sichtbarkeit des Unsichtbaren (89). Die Verfälschung der Wahrheit durch den Denkgeist (92).	
VIII. Das „An sich“ des Religiösen als Gefahr (95). „Geistverdinglichung“ (98). Der „Besitz“ der Wahrheit (101). Die „Irrlehre“ (103).	
IX. Gericht über die Stadt Gottes (107). Der Glaube an den Standpunkt (110). Die Geste der Kraft (112). Das religiöse Erbe (113).	

VIERTER TEIL: Von den Panzerhäusern des konfessionellen
Bewußtseins und von der Heimkehr zur Una Sancta 117

- X. Trompeten- und Fanfarenchristentum (117). Repräsentativer Glaube (121). Der Zug der Suchenden (124). Die Wartenden (127).
- XI. Karfreitag (129). Die oberste Glaubensregel (131). Die Gefahr des Besitzes (132). „Dinnen“ und „draußen“ (136). Die Kunst des Ja-Nein-Sagens (139). Organische und mechanische Einheit (142). Kirche und moderne Kultur (145). Bewahrung und Erfüllung (151).
- XII. Una Sancta Catholica (155). Die unbewußte Verkündigung (156). Glaube als Gestaltung (162). Der Triumph des Habens über das Sein (168). Wir „haben“ das Evangelium (171).

FÜNFTER TEIL: Von dem Primat des „Logos“ und von der
Rechtfertigung aus dem Glauben 181

- XIII. Die Despotie des Begriffs (181). Die rechte Lehre (185). Erkenntnis der Wahrheit (188). Das Bekenntnis des Glaubens (190). Die „ganze“ Wahrheit (197).
- XIV. Der „einzige Weg“ (201). Rechtfertigung aus Glauben und Werken (203). Möhler und Luther über den Glauben (205). Durchschauen lernen (212). Widerlegen und überwinden (216). Der ewige Hader (224).
- XV. Wenn Gott redet . . . (227). Das Wunder des Glaubens (232). Immerwährende Buße (236). Die Entstellung des reformatorischen Geistes durch das Geistesfieber der Neuzeit (239). Rückkehr zum Glauben (246).

SECHSTER TEIL: Vom Ursprung und Ziel der Reformation
und von der großen Verantwortung 252

- XVI. Renaissancekirche und Primat des Logos (252). Der „Widerspruchsgeist“ Luthers und die „Willkür“ der Reformation (258). Kirchliche Autorität und persönliches Gewissen (267).
 - XVII. Die Auflehnung des Nordens und des Volkes (274). Der Sauerteig des evangelischen Geistes (278). Der „abnorme“ Luther und unsere normale Gläubigkeit (280). Das Wesen des Protestantismus (287). Die neue Lehre als Protest (292). Zur Diagnose des Konfessionalismus (295).
 - XVIII. „Die Andersgläubigen“ (298). Korrekter Glaube und lebendiger Glaube (300). Die Anklage der Wirklichkeit gegen die Kirche: der Sozialismus (307). Geistliches Fürstentum (320). Der breite und der schmale Weg der Kirche (326). Die Mission des Protestantismus (329). Neues Ethos (332).
-

EINGANG: VON DER GROSSEN FRAGE

Was ist das Erste für uns Heutige? Besinnung ist not. Das Drauflos-Leben, Drauflos-Schaffen, Drauflos-Reden richtet uns zugrunde. Es macht uns zu Opfern der Zustände und das christlich-unchristliche Europa zum Reich der Atemlosigkeit. Zuviel davon ist auch schon in die Bezirke des religiösen Daseins eingedrungen.

Tief genug sind wir überall ins Chaos versunken, wir Kinder des Westens, es ist Zeit, daß wir uns besinnen auf unsere gemeinsame Not. Solche Besinnung dem „einzelnen“ anheimstellen, heißt ihr ausweichen. Uns alle geht sie an. Wir müssen lernen im Jetzt und Hier mit seiner ganzen Nüchternheit die Sprache des Ewig und Immerdar zu hören — oder unser Untergang geht weiter. Das bedeutet nicht, daß wir noch mehr als bisher in fromme oder unfromme Allgemeinheiten einkehren müßten, daß wir gar noch mehr als bisher Dinge hervorkehren müßten, die wir wissen, die wir gelernt haben und die wir andere lehren können. An geistiger Spiegelung und Widerspiegelung von objektiven „Wahrheiten“ fehlt es uns wahrlich nicht, am wenigsten uns in Deutschland. Aber was hilft sie uns denn? Das rechte Wissen des Innern, das rechte Bekenntnis, steht nicht am Ende, sondern vielmehr am Anfang. Wo es fehlt, da ist ganze Besinnung gar nicht möglich. Da ist es gar nicht möglich, das Besondere in aller seiner Besonderheit ins Licht des Höchsten und Letzten zu rücken. Das aber ist gerade die Besinnung, auf die für uns alles ankommt. Es ist die Forderung des Tages und damit die innerste Pflicht aller derer, die durch Mit-Leiden dazu berufen sind, diese Forderung zu vernehmen. Wenn wir das Höchste und Letzte

auch weiterhin schon als das Besondere selber betrachten, dann sind wir mitschuldig am fortschreitenden Seelenzerfall Europas.

Daß wir im Gefühle gemeinsamer Not und gemeinsamer Verantwortung Jahr um Jahr besser lernen, die Dinge, Zustände, Verhältnisse, in die wir ohne unseren Willen hineingeboren sind, im Lichte der Wahrheit selber, im Gesichtswinkel Christi zu sehen, sie so zu sehen, daß unser Wesen, Wirken und Verhalten nach solchem Sehen sich formt und gar nicht anders kann als auf die Dinge gestaltend-umgestaltend zurückzuwirken, das Zufällige, uns Zugefallene, das in uns und um uns ist, als Schickung zu erfassen, als Ruf, Aufgabe und Weg — das ist die Einkehr in die Wirklichkeit, zu der uns alles hindrängt.

Die vorliegende Schrift ist der Versuch und der Teilausdruck einer persönlichen Selbstbesinnung. Andere mögen manches anders empfinden und so hat jeder vom andern zu lernen, damit der gemeinsame Wille sich festige. Als Zwischenabrechnung eines Menschen mit sich selbst ist sie nur für wenige bestimmt, für jene, die noch andere Maßstäbe kennen als den eines dürrtigen „Richtig oder falsch“ und die sich ihrer Abseitigkeit weder rühmen noch schämen. Es ist alles wahr und alles falsch, was auf diesen Blättern steht; das hängt von den Augen derer ab, die es lesen.

Das Gemachte in seiner inneren Morschheit weicht vor uns zurück und wir gewahren, daß es heute um die letzten und innersten Dinge geht. Es geht um die tragenden Urtatsachen unseres gemeinsamen Daseins. So strecken wir uns aus, um den Sinn der Kirche neu und tiefer als bisher zu erfassen. Wir sollten aber seltener vom Marmorsockel der Idee aus von ihm reden, denn rechte Besinnung richtet sich auf das Nahe und Nächste, und öfter und ehrlicher von dem harten, steinigen, zerklüfteten Boden jener Wirklichkeit aus, auf deren Grund wir nun einmal stehen und gehen müssen. Wir müssen

darauf stehen und gehen, gleichgültig, ob es uns gefällt oder nicht, gleichgültig, ob wir mit unserem bewußten Geist vor ihr davonlaufen oder nicht. Wir sind keine seligen Geister und keine Säulenheilige, sondern Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts, Kinder der Ära sichtbarer und unsichtbarer Weltkriege, hineingestellt in eine Welt der Zerrüttung. Die geistigen Entscheidungen, die heute fallen, werden für viele Generationen bestimmend sein. Das sagt uns der aufgewühlte Zustand der heutigen Welt. Darum müssen wir versuchen nüchtern zu werden gegen uns selbst und nach jeder Richtung hin, so nüchtern, daß die Häute unechter Begeisterungen schließlich von unserem inneren Menschen abfallen und wir der wahren Begeisterung allmählich wieder würdiger und fähiger werden, ob wir dazu nun zwei Jahrzehnte oder zwei Jahrhunderte brauchen.

Es ist gewiß etwas Gutes und Notwendiges, wenn man große Tatsachen der Wirklichkeit im Lichte des reinen geistigen Wesens zu erschauen sucht. Es ist dann ein Klang in der Rede wie der eines schönen „Es war einmal —“ oder „Es ist gewißlich wahr —“. Die Mißklänge bleiben draußen. Sie bleiben weit unter uns und klingen höchstens wie aus der Ferne oder wie aus brodelnder Tiefe zu uns her. Das Ohr wird von ihnen nicht beleidigt. Das nennt man dann wohl Geistigkeit, auch religiöse Geistigkeit. Aber es hilft alles nichts, man kann auf dem reinen Marmorsockel der Idee nicht stehen bleiben. Man muß hinein in die Welt der quälenden Fragen und der ungelösten Dissonanzen. Wir sind Betrogene, wenn wir nur wissen oder zu wissen glauben, wie es um uns stehen sollte oder stehen könnte. Wir können gar niemals zu Ende kommen mit der Erkenntnis, wie es wirklich um uns steht. Wir können gar niemals zu Ende kommen mit dem Christentum. Das ist ja keine wohlklingende Rede von einem Reiche des Ideals, sondern es ist ein blutig ernster Einbruch des Ideals selber mitten in unser aller irdische Wirklichkeit hinein. Wenn wir das nur halb so gut be-

greifen würden wie manche, die es lange vor uns begriffen und mit ihrem Blute besiegelt haben, dann wäre uns geholfen. Besinnung ist das Gegenteil von marmorner Geistigkeit. Sie ist nicht Hinwegdenken über die Not, sondern Hineindenken in die Not. Sie ist nicht feiner Trost, sondern schmerzendes Gericht.

Aber sind wir solcher Besinnung überhaupt fähig? Wenn wir es nicht sind, dann müssen wir es eben werden. Ist sie Gebot und innerste Pflicht, so gilt hier keine Entschuldigung. Mögen wir heute allesamt auch noch tief in uns selber verrannt sein und uns vor dem Anruf der Notwendigkeit zuschließen, in Wahrheit kann sie doch allein in uns jenen gemeinsamen Willen schmieden und härten, von dem für uns Heutige und zumal für die Christen alles abhängt. Wir können nicht ewig Davonlaufende sein. Und wie weit reicht denn das Heute? Ist nicht jedes Gestern mit seiner Trauer in ihm verborgen und ruht nicht jedes Morgen in seinem Schoße? Und wenn es nur ein Tropfen wäre, den wir dem Ozean der Unseligkeit entreißen können: auf diesen Tropfen kommt es an!

Wir haben uns daran gewöhnt, alles, was uns an geistigen Darlegungen entgegentritt, im Hinblick auf Methode, Standpunkt und Inhalt zu sezieren, zu klassifizieren und zu etikettieren. Und wir bilden uns gerne ein das Wesentliche geleistet zu haben, wenn das geschehen ist. So kommen wir ja am leichtesten um die geistigen Dinge herum. So laufen wir ihnen am bequemsten davon, am bequemsten und am unauffälligsten. Die gewohnte Erleuchtung unseres Geistes, aus deren Bewußtsein heraus der geistig zugerittene Gebildete des modernen europäischen Westens zu leben pflegt, befähigt und ermächtigt uns zu jener edlen Einbildung. Unter den herrschenden Zeitkrankheiten steht diese Klassifizierungsseuche nicht an letzter Stelle. Die Frage nach dem Standpunkt liegt uns immerzu auf den Lippen und oft genug wird die Frage nach den Gegenständen selber von ihr erdrückt. Die Gedanken, auf

deren Erfassung wir hier ausgehen, können sich nicht rühmen, von irgendeinem der gegebenen geistigen Standpunkte, von irgendeiner der bekannten kirchlichen, theologischen, philosophischen Richtungen und Einstellungen aus gedacht zu sein, die heute den Blick auf sich lenken. Sie verlangen von uns Voraussetzungslosigkeit, soweit diese menschenmöglich und menschenwürdig ist. Daran wird es wohl liegen, daß es uns heute noch so schwer fällt uns an sie heranzutasten, wie sehr auch die Pflicht tiefster Besinnung es uns gebietet. Sie sind „über“ uns, nicht neben oder gar unter uns. Sie erscheinen unsystematisch und vielleicht sogar verworren, wenn wir sie mit unseren gewohnten Maßstäben messen. Sie gehören überhaupt nicht in das Koordinatensystem gegenwärtiger Geistigkeit, bedeuten vielmehr gerade dessen Negierung — darum sind wir gewöhnlich so mißtrauisch gegen sie, denn auch in geistiger Hinsicht ist des Menschen Amme die Gewohnheit. Sie sind uralt und ureinfach — unsere Augen aber sind durch ein überhastetes und geistig tausendfältiges Zeitalter geblendet, zu welcher inneren Haltung und Strebensrichtung auch immer wir uns mit unserem Bewußtsein bekennen mögen. Uns allen liegt der Geist und Ungeist unserer Zeit im Blute, ob wir es merken oder nicht. Und so ist diese Schrift viel weniger eine Untersuchung und Darlegung als vielmehr ein schmerzlicher Ruf. Sie ist weniger ein Ruf als vielmehr ein persönliches Bekenntnis und eine Reihe von Fragen. Wenn es denn nötig ist auch hier zu klassifizieren, so geschehe es in dieser Weise. Der Verfasser bekennt seine Unwissenheit und fragt. Er fragt im Sinne vieler. Er fragt um der Frage willen. Denn woher soll die Antwort kommen, die wirklich Antwort ist?

Die Menschen um uns her — ja, sie geben Antworten von wahrhaft peinlicher Verschiedenartigkeit. Man schämt sich beinahe für sie, für uns alle. Denn jeder von uns ist weiser als die andern. Jeder ist noch erleuchteter als die andern. Jeder vermag es die anderen zu korrigieren, sei es in vornehmer

oder in unvornehmer, in feiner oder in derber Weise. Jeder huldigt der Überzeugung, daß er mit tieferer Einsicht in die Wirklichkeit begnadet sei und darum mehr „recht“ habe als die andern. Jeder lebt aus dieser Überzeugung heraus, zu welcher Art Skeptizismus oder Dogmatismus er sich auch bekenne. Das ist noch mehr als ein überaus peinlicher Zustand. Das ist vollendeter, gottloser Widersinn!

Kann man diesem Widersinn wirklich nicht entgehen? Muß man klüger sein als „die andern“? Die Frage klingt töricht. Wenn wir alle unsere heutige Klugheit und Geistigkeit zusammennehmen, so sagt sie uns, daß man einen zeitlich gegebenen und damit auch zeitlich umstrittenen Standpunkt haben muß, um geistig überhaupt stehen zu können; einen Standpunkt, den man nach Lust und nach Kräften begründen, beleuchten, hin- und herwenden, entwickeln, verteidigen, verherrlichen mag; an den man glaubt und an dem man hängt wie das Kind an seiner Puppe; den man, ebenso wie jeder andere den seinigen, nicht für einen, sondern für den Standpunkt schlechthin hält; den man gerade so, wie er nun einmal gegeben ist, absolut setzt, obwohl er aufs Ganze gesehen und in nüchterner, banaler Wirklichkeit nur als einer unter vielen sich darstellt. Man ist überzeugt, daß er im Lichte der Idee und der Wahrheit gesehen wirklich absolute Geltung besitzt — und so stellt man sich frischweg auf den Marmorsockel der Idee, lebt, denkt und handelt aus dem Bewußtsein der ideellen Absolutheit des eigenen Standpunktes heraus munter darauf los und betrachtet alles geistige Dasein, das diesen Standpunkt nicht teilt, als eine bedauerliche Relativität, der es bis jetzt noch versagt geblieben ist, die glückselige Höhe des eigenen Standpunktes zu erklimmen. So erblicken wir rings um uns vielerlei Standpunkte, von denen jeder sich für den Standpunkt schlechthin zu halten scheint: die modern-weltlichen in ihren verschiedenen Schattierungen, den rein wissenschaftlichen, den kirchlich katholischen, den kirchlich prote-

stantischen, dazu vielerlei besondersartige theologische und philosophische und unphilosophische Standpunkte, einige vereinbar und zusammengeschlossen, die meisten schroff getrennt. Soviele Überzeugungen, soviele Überkleidungen. Soviele Standpunkte, soviele Verhüllungen. Aber die Wirklichkeit? Aber der lebendige Gott? Aber der Standpunkt über den Standpunkten, der Standpunkt — CHRISTI?

Doch das ist ja eben die große Frage! Das ist ja die Frage, auf deren Beantwortung für uns alles ankommt, für uns, die wir da mit aller unserer Klugheit und Überklugheit, allem unserem Wissen und Besserwissen, allem unserem Rechthaben und Noch-mehr-rechthaben auf dem kleinen Erdball durch die Unendlichkeit des Raumes getragen werden, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, Jahrtausend um Jahrtausend. Das ist die Frage, die täglich hundertmal uns gegenübertritt und der wir täglich hundertmal aus dem Wege zu gehen pflegen; so daß wir sagen: „Eine Frage? Das ist doch gar keine Frage. Siehe, Folgendes ist mein Standpunkt . . .“ Das ist die Frage, die von den Sternen zu uns herabträufelt, die aus der tiefen, seufzenden Stummheit der Pflanzen, des Meeres und der Berge uns Übergeschäftige anblickt, die aus jeder Not der Erde flehende Hände uns entgegenstreckt. Das ist die Frage, die uns überall verfolgt wie unser Schatten und vor der wir überall mit zugehaltenen und geistverstopften Ohren davonzulaufen suchen. Das ist die Frage, die aus blutgetränkter Erde und aus blutender Zerrissenheit der Geister uns entgegendrängt und in der alle Millionen Fragen des Erdballs und der Kulturen sich zusammenfassen. Das ist die Frage, an deren Beantwortung das Heil und das Unheil selber geknüpft sind, an deren Beantwortung für uns Himmel und Hölle hängen. Unsere Not der Antwort aber ist abgrundtief. Wenn wir sie spüren, dann klammern sich alle natürlichen Lebensinstinkte unseres Geistes an die Marmorkanten unseres „Standpunktes“ und eine leise, aber scharfe Stimme in unserem Innern zischt

uns zu: „Siehe da, Lieber, da ist Frage und Antwort in einem — eine andere Frage und Antwort gibt es nicht ...!“ So laufen wir vor der großen Frage davon mitten in die Idee hinein, in die schöne, geordnete Welt der Bewußtseinsbilder und der „Überzeugungen“ hinein, und verleugnen sie, so wie Petrus den Herrn verleugnet hat. Sind wir denn nicht alle ans Bedingte verhaftet? Können wir denn je auf Erden mit unserm Geist auf eine andere Ebene empordringen als die, in der die schöne, wohlzugeschliffene Marmorgeistigkeit unserer Standpunkte liegt? Können wir je auch nur in getrübler Ahnung uns selber und unser ganzes Sein und Trachten gleichsam von oben her, von der Nähe Gottes her, erblicken und so ein Urteil über unser Selbsturteil gewinnen, ein Urteil jenseits der dunstigen Sphäre unserer zähen geistigen Instinkte, Gewöhnungen, Überzeugungen, „Erkenntnisse“?

Wir sind Kinder der Erde, Kinder der tausend und aber-tausend Bedingtheiten. Wir sind an das Jetzt und Hier in seiner jeweiligen Gestalt unlösbar angebunden und können nur in der Idee ihm entgehen, nur mit dem Gehirn ihm entlaufen. Aber dennoch: wenn wir es nicht selber so wollen, ist uns der Weg ins Freie nicht verrammelt. Es fragt sich nur, ob wir den ganzen Ernst unbedingter, gotteshungriger Wahrhaftigkeit, den Ernst rücksichtsloser Bereitschaft, ob wir die — Frömmigkeit aufbringen, die dazu nötig ist. Wenn es dann aber gelänge, jene entscheidende Frage, die Frage unserer Wirklichkeit, nur einmal ganz ernsthaft zu stellen und mehr und mehr zu begreifen, denn wir begreifen sie ja unendlich schwer; wenn sie unter dem Druck unbeschönigter Not mit der Weltenschwere ihres Ernstes in das ganze Sein der Ernstesten unter uns sich einsenken würde, tiefer und immer tiefer; wenn eine wachsende Zahl von Menschen es vermöchte, mit dieser schweren Frage im Herzen statt mit dem Glauben an den sicheren „Standpunkt“ zu atmen und zu leben, zu gehen und zu stehen, zu reden und zu schweigen, zu beten und zu lieben: dann wäre

das schon Anfang und Mitte der Antwort selber. Die ewige Weisheit aber würde dann nicht zögern, die Antwort zu vollenden — durch Gnade.

Damit ist das Wichtigste berührt, was der Verfasser dieser Schrift aus seiner Unwissenheit und Standpunktlosigkeit heraus zu sagen und zu fragen hat. Wenn das, was auf den folgenden Blättern einen Ausdruck gefunden hat, in seiner inneren Ganzheit diesem wenigstens nicht widerspricht, so mag das bei der inneren Lage des Heute und seiner Menschen schon genug sein. Wir wissen wohl: die Ohren notleidender Jugend sind feinhöriger als die der Gealterten, die sich gern an Buchstaben und Worte hängen und die der seelischen Verwandtschaft aus gleichem Notempfinden entbehren, ohne die Verstehen nicht möglich ist. Gemeinsames Leiden an gemeinsamer Not, das allein schafft wechselseitiges Verstehen. Es ist im Grunde schon das Verstehen selber. Aus Worten kommt das Verstehen nicht, wohl aber viel Wirrniss und Entfremdung. Sich an sie klammern, heißt das Eine, was not ist, verfehlen. Alle Menschenworte sind nur ein Stammeln. Alle Menschenworte sind eine kleine Vorläufigkeit, ein Tasten an den Wänden, die uns umschließen, nichts weiter. Das Wesentliche liegt hinter ihnen: das „Wort Gottes“.

So begehren die Gedanken und Fragen dieser Blätter als Ganzes erfaßt zu werden. Der Anfang erläutert das Ende, das Ende den Anfang, und die Mitte beleuchtet beide, Anfang und Ende. Das Einzelne, in dem nicht Zusammenhang und Meinung des Ganzen geschaut wird, ist schief, einseitig, falsch, für den einen dies, für den andern jenes, je nach der individuellen Art und Gewohnheit an die Dinge heranzugehen. Das kann heute gar nicht anders sein. Es werde aber im voraus betont, vielleicht braucht es dann nicht nachträglich festgestellt zu werden. Es gilt hier in der Tat das Wort: „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren“ — obwohl in der Gabe der Sprache, des Wortes, des Gedankens, der Adel des Menschen sich aus-

prägt. Aber Wort und Wort ist nicht dasselbe und die breite Selbstgefälligkeit, die allenthalben in der Luft unserer literaturseligen Jahrhunderte und unserer lärmvollen westlichen Umwelt liegt, hat das Wort allzusehr aus einem Gefäße des Heiligen zu einem tausendfach willkommenen Diener und Werkzeug ihrer selbst gemacht, aus einem Durchbruch seelischer Tiefen zu einem Lügenmantel der Flachheit und zu einem verwirrenden Wellengekräusel der Oberfläche. Sie hat das, was ein Zeichen des Adels sein soll, allzusehr zu einem Zeichen des Unadels und der Wirrnis gemacht. Darum sind wir Stümper in der Kunst zu reden wie auch zu hören. Darum dürfen wir uns nicht an solche Worte halten, die aus der Zeit kommen und die nicht unvergänglich sind gleich den Kräften des Heiligtums. Wir können nichts „lehren“. Was zu lehren ist, das ist längst gelehrt. Wir können nichts weiter tun als hinzudeuten versuchen, hinzudeuten gleich dem Finger des Täufers auf Grünewalds Altarbild. Wenn wir nur dieses Eine vermöchten!

Viele, die es von ihrem Standpunkt aus sehr ehrlich meinen, pflegen alles zu mißdeuten, was nicht diesen ihren eigenen Standpunkt hervorkehrt und unterstreicht. Sie pflegen jede Betrachtungsweise gewichtiger Gegenstände, die sich in ihren Umrissen nicht mit der ihnen geläufigen deckt, von vornherein mit den zugekniffenen Augen des Mißtrauens anzusehen. Zuletzt erscheint ihnen alles wie eine Kette von Behauptungen, die wie Kastanien in der Hand eines spielenden Kindes auf der Schnur eines halb verborgenen Leitgedankens, einer bestimmten „These“, aufgereiht sind. Sie lösen dann wohl jede Behauptung einzeln heraus und legen sie der Reihe nach auf die erprobte Wage ihres wohlgefügteten, festgeschmiedeten geistigen Bewußtseins um sie dort mit Hilfe der Gewichte ihrer Überzeugungen zu prüfen. Bei jeder stellen sie die Frage: „Zu leicht oder noch genügend?“ und wenn sie mit dieser Durchprüfung zu Ende sind und nach Art des redlichen Fa-

mulus Wagner alles gehörig reduziert und klassifiziert haben, so sind sie mit sich selbst und ihren Taten nicht übel zufrieden und tragen ein fertiges, rundes, wohl-erwogenes „Urteil“ mit nach Hause. Zwar haben sie nur zerpflückt, nicht ergriffen, nur abgewogen und mit ihrem Eigenen verglichen, nicht erfaßt. Aber sie lassen sich dennoch oft nicht ungern Führer nennen und sind heute im Bereiche jeglichen geistigen Standpunkts anzutreffen. Wir haben wohl alle mehr von der Art dieser Menschen in uns, als wir es wissen und merken. Wir alle sind Kinder eines Zeitalters, dem die Sucht schier hemmungsloser Analyse im Blute liegt und das immer wieder auf den Wegen solcher Analyse das Heil sucht — und niemals findet. Wir sind alle ins Einzelne verirrt und haben es schwer, uns zum Ganzen und zur Mitte des Ganzen zurückzufinden.

Das Einzelne in seiner Losgelöstheit trägt; nur das Ganze ist das Wirkliche. Dieser Grundsatz leite uns! Die große Frage, die nach der Wirklichkeit sich ausstreckt, das ist die Frage nach dem Ganzen. Je mehr sie in uns erwacht, je mehr wir in ihr erwachen, desto mehr wird das Dunkel um uns her sich lichten. „Die Wesen sind sich alle urverwandt.“ Und zu innerst: alle sind nur einer. Gibt es denn „einzelne“? Ist der „einzelne“ im modernen Sinn mit allen seinen Einsichten nicht am Ende nur das Hirngespinnst eines kranken, abstraktions-süchtigen Zeitalters? Eines Zeitalters, das den Sinn für die Urgewalten des „Glaubens“ und der „Liebe“ verloren hat? Das in den Drahtverhau der tausend Ideen und Abstraktionen und Überklugheiten geraten ist und darum auch die Wirklichkeitswucht und den Gegenwartscharakter des Christentums allzu-sehr ins „Geistige“ umgebogen, ins Geruhsam-Erkenntnishafte und Allzu-Allgemeine verflüchtigt hat? Einheit, Brudersinn, Sozialismus und Solidarität im innersten Sinn, das sind Urgegebenheiten, von denen wir abgefallen sind. So sind wir im „Elend“, im Ausland, unserm wirklichsten Sein entfremdet. Wir gebärden uns wie Getrennte, wie für sich Seiende, wie in sich selbst

Ruhende, und haben doch als Kinder der Erde körperlich wie geistig alle denselben Ursprung und dasselbe Ziel. Aus demselben Stoff sind wir alle gebildet. Alle sind Glieder und Träger eines Ganzen und wenn sie sich allein auf einen Felsen in den Ozean flüchten würden. Jeder baut am Ganzen und zerstört am Ganzen: so nur gibt es einzelne. Das liegt nicht an unserem bewußten Wollen oder Nichtwollen, sondern an der Tatsache des Da-Seins. Jeder leidet am Ganzen, wie gesund er sich in ideeller Selbstherrlichkeit auch fühlen mag, und das Ganze leidet an uns. Alle ideellen Verkleidungen der Wirklichkeit ändern nichts an dieser unserer Schicksalsgemeinschaft und es gibt keine Inseln der Idee, keine Inseln enthobener „Standpunkte“ und religiöser „Kultur“, auf die man flüchten könnte, um vor solcher Schicksalsgemeinschaft und Leidensgemeinschaft geborgen zu sein. Alle solche Flucht ist nur eine Scheinflucht, die das Leiden der Wirklichkeit vermehrt, denn sie vergeht sich gegen die tiefen Gesetze der Schöpfung. Es gibt kein „Für-sich-sein“. Alles Sein ist Ineinander-Sein. Für-sich-sein gibt es nur für eine verengende, heimlich unwahre und eigenwillige Betrachtung, die des notwendigen Abstandes von den Dingen entbehrt. Für-sich-sein gibt es nur für eine Art der Betrachtung, die nicht darauf ausgeht und danach hungert die Dinge zu erkennen, wie sie sind, sondern die von vornherein kein anderes Bestreben in sich trägt als die Dinge so zu sehen, wie es der persönlichen „Überzeugung“ und Standpunktgeistigkeit als dem heimlichen principium primum entspricht. Darum blickt sie in unbewußter Instinkthaltung stets vor allem auf einzelne Punkte statt auf das Gesicht des Ganzen, auf jene Punkte, durch die sie ihre ideellen Voraussetzungen bestätigt zu sehen meint, während sie über das andere entweder wie über etwas zutiefst Unwesentliches hinweggleitet oder es in unbewußter Unwahrhaftigkeit geistig so zurechtbiegt, daß es den hinzugetragenen ideellen Voraussetzungen und dem angestrebten Ergebnis wenigstens nicht widerspricht.

Wir alle sind von dieser schweren Erkrankung des geistigen Gesichtssinnes angesteckt — das Elend unserer inneren Natur-entfremdung, das Elend der inneren Gottesferne der heutigen geistig überhitzten Menschheit des Westens wäre sonst weniger groß. Wir alle erliegen immer wieder der Gefahr, nur die einzelnen Bäume zu sehen, die kräftigen, die unter den dünnen stehen, oder auch die dünnen, die unter den kräftigen stehen, die so oder so beschaffenen, aber nicht den Wald. Damit aber blicken wir an der Wirklichkeit vorbei, denn wir mißachten das Ganze. Das Leben des einzelnen Baumes ist unendlich wertvoll, aber es ist nur Element. Der Wald hat sein eigenes, heimliches Leben. Die Wurzeln der Bäume mit ihren feinen, nahrungsuchenden Fäden sind ineinander verschlungen und die Wipfel berühren sich. Dasselbe Naß, vom Moose bewahrt, nährt alle Stämme, nur die dünnen nicht. Sturm und Wetter, Trockenheit und Regen kommen zu allen gemeinsam. Und der Wald selber ist kein Für-sich-sein. Die ganze Landschaft um ihn her und der Himmel droben, alles gehört zusammen. Und die Menschen mit ihren Seelen gehören gerade so eng oder noch viel enger zusammen als Bäume und Wald und Erde und Himmel — obwohl sie mit ihrem überklugen Geist nach allen möglichen Richtungen auseinanderlaufen.

Nur das Ganze ist das Wirkliche. Denn das Einzelne ist im Ganzen und zweckt aufs Ganze ab: darin gründet sein unabsehbarer Wert. Es irrt, solange es für sich sein will. „Das Individuum selbst ist ein Irrtum. Wir sind Knospen aus einem Baum, was wissen wir von dem, was im Interesse des Baumes aus uns werden kann! Aufhören, sich als solches phantastisches Ego zu fühlen! . . .“¹⁾).

Und gilt das nicht auch von allen unseren Gedanken? Sind nicht auch sie nur hervortretende Teilstücke eines verborgenen Ganzen, eines Ganzen, das zumeist uns selber verborgen ist?

1) Aus dem Nachlaß Friedrich Nietzsches.

Irren die Gedanken, so widerlegt sie! Sind sie wahr, so wandelt sie in Wesen! Das Ziel aber ist die Wahrheit, die höher ist als alle Wahrheiten. Das Ziel ist die Kirche, die höher ist als alle Kirchen. Das Ziel ist der Erhöhte, der alle an sich zieht. Wir wollen dem Ganzen dienen, denn wir glauben.

ERSTER TEIL

VON DEN TODESSCHATTEN DES KONFES- SIONELLEN FRIEDENS UND VON DER ENT- WIRKLICHUNG DER LIEBE

„Noch seid ihr fleischlich. Ist doch Eifer-
sucht und Hader unter euch zu Hause.
Heißt das etwa nicht fleischlich sein?“

St. Paulus an die Korinther (I 3, 3)

I.

Wie ein schweres Verhängnis liegt es über unseren Tagen: alles und jedes, das für die Gestaltung des Lebens von Bedeutung ist, gewinnt im Geiste des gebildeten Menschen im heutigen Europa die Züge eines „Problems“. Das ist wohl das augenfälligste Merkmal der uns umfangenden Geistesatmosphäre in ihrer verborgenen intellektuellen Überhitzung. Und wir müßten dieses Merkmal viel ernster nehmen, als wir es tun. Es scheint dem heutigen Gebildeten, der nicht der Verantwortung für sein Zeitalter wie für sich selbst sich entschlagen zu dürfen glaubt, ähnlich zu ergehen wie einem Fieberkranken: die Umriss- auch ganz einfacher, klar geformter Dinge krümmen sich in seiner Wahrnehmung zu merkwürdigen, verworrenen, zuweilen fast gespenstischen Linien, die ihn ängstigen und bedrücken. Und so sieht er zuletzt auf allen Seiten Unklares, Verwickeltes, ja Bedrohliches, das ihn, um es klarzustellen und drohender Gefahr zu begegnen, in wahrhaft „fieberhafte“ Tätigkeit zu versetzen pflegt. Vom Bevölkerungsproblem bis hin zu den Problemen der Weltanschauung und dem „Kulturproblem“ der Kirche, nichts steht mehr unerschüttert und unumstritten, nichts steht mehr in ruhigem Werden und Wirken da, über alles schlagen die ewig unruhigen Wellen der Zweifelsucht, Bedenklichkeit, Unsicherheit des modernen Geistes. Gibt

es heute nicht sogar ein „Christusproblem“? Ja, wo ist etwas, das nicht zum Problem geworden wäre?

Es scheint, daß dem heutigen europäischen Menschen — an dem wir alle teilhaben, Getaufte und Ungetaufte — ein gewisser ruhiger Instinkt für die Lebensdinge und für das naturhaft Notwendige, daß ihm gleichsam die Fähigkeit des inneren Stillehaltens und des tiefen inneren Atemholens verloren gegangen ist und daß er sich nun, ohne sich dessen bewußt zu werden, krampfhaft bemüht, jenen Verlust durch übermäßigen intellektuellen Aufwand nach Möglichkeit auszugleichen. Aber gerade dieses Bemühen führt ihn noch tiefer in seine Rastlosigkeit und Unsicherheit hinein, während die Literatur des Zeitalters zu unübersehbarer Breite anschwillt.

Wenn man sich in die geistige Grundhaltung vergangener, kindlicherer Zeitalter oder von Menschen anderer Rassen, die vom europäischen Geiste nicht tiefer berührt worden sind, hineinzuversetzen sucht, darauf den Blick einen Augenblick auf der Welt der Evangelien ruhen läßt und ihn sodann auf die geistige Verfassung der europäischen Gegenwart richtet: so kann für Augenblicke ein tiefes Erschrecken über uns kommen. Es ist uns dann vielleicht, als ob für kurze Augenblicke die dunkle Decke der Gewohnheit über unseren Augen gerissen wäre und wir die Dinge in ihrer wahren Gestalt erblickten. Man mag dann plötzlich das Gefühl haben, daß alles unser heutiges geistiges Reden, Suchen, Streiten, wie ernsthaft und redlich es auch sei, auf dem Grunde einer tiefen Verlorenheit ruhe, daß bei uns allen die Fähigkeit des tiefen, kindhaften Glaubens, von dem Christus redete und auf dem die Verheißung ruht, viel stärker von der Kritisiersucht des modernen Geistes, von seiner inneren Unstete und Qual angefressen sei, als wir alle und auch die Glaubenden unter uns es gewahr werden. Man mag dann das Gefühl haben, daß wir alle uns viel mehr mit Gedankenschemen zu schaffen machen als mit geistigen Wirklichkeiten und realen Kräften, und daß

daher die weitgreifende Unerfülltheit und Dürftigkeit unseres Daseins komme, über die uns keine geistige und praktische Vielgeschäftigkeit auf die Dauer hinwegtäuschen kann. Und wir werden den Eindruck gewinnen, daß in unseren Tagen so vielen guten Wollens und so wenig ganzen Könnens der Zwiespalt der Geister in den wichtigsten Dingen, das Sich-nicht-verstehen-können, die Zerreißung und Zerstückelung der Wahrheit gerade auch im religiösen Bewußtsein der Heutigen auf keine Weise und durch kein intellektuelles oder praktisches Bemühen einem besseren Zustand entgegengeführt werden könne, wenn nicht zuvor eine gänzliche Umgestaltung unserer geistigen Augen vor sich gegangen ist, eine tiefe Erneuerung und Befreiung unseres geistigen Sehens, unserer ganzen Art an wesentliche geistige Dinge heranzutreten; denn unruhigen und durch den Staub des unruhvollen Zeitalters getrübt Augen erscheinen ja alle Dinge schwankend, zweifelhaft und getrübt.

Täuschen wir uns nicht länger: die geistige Atmosphäre, in der wir leben, denken, reden, ist unrein und vergiftet. Chronisches Mißtrauen des einen gegen den andern liegt in der Luft. Wir brauchen, um es gewahr zu werden, nur sorgfältig und unvoreingenommen die Untertöne zu erlauschen, die bei geistigen Auseinandersetzungen zwischen „Gegnern“ hinsichtlich der „Weltanschauung“ und „Überzeugung“ fast immer mitschwingen, die verborgen anklingen, sobald der Lauf der Gedanken die „gegnerische“ Überzeugung berührt, die meistens (und gewöhnlich dem Redenden selber unbewußt) auch dort vorhanden sind, wo der Mund die ganz ernsthaft gemeinte Versicherung der „Achtung“ vor dem „Andersdenken“, ja der „Liebe“ zu ihm abgibt. Es gibt zwar manche gerade unter den religiös Denkenden unserer Tage, welche in Wirklichkeit und nicht nur angeblich wie unter einem schmerzlichen, immer wieder gefühlten Druck unter dem Bewußtsein der tiefen geistigen Gräben leiden, die unser gemeinsames Dasein heute in Stücke schneiden, die selbst unter den vor allen

ändern zur Einheit Berufenen, unter den bewußten Christen, diese Einheit völlig „problematisch“ machen. Aber täuschen wir uns nicht: der heimlich leitende Wille bei den geistigen Berührungen zwischen Überzeugungsgegnern richtet sich fast niemals, wie zu erwarten wäre, darauf, in die Eigenart des Seins, Denkens und Wollens des andern einzudringen, sondern er geht fast immer von vornherein und wohl sogar ausschließlich darauf aus, die eigene „Überzeugung“ unter allen Umständen und in jeder Hinsicht zu behaupten, sie womöglich durchzusetzen, sie auf jeden Fall in hellster, anziehendster Beleuchtung und breiter goldener Umrahmung erscheinen zu lassen: und zwar in der Meinung, damit dem Sichtbarwerden und der Verwirklichung der Wahrheit selber zu dienen. Fehlt es aber damit nicht an den primitivsten Voraussetzungen, um überhaupt irgendein geistiges und menschliches Sichfinden möglich zu machen?

Selbst dort, wo man zu vornehm ist um den „Gegner“ zu verunglimpfen, wird doch immer wieder versucht ihn irgendwie geistig zu übertrumpfen, sein „Prestige“ zu schädigen, seine Position zu schwächen — viele scheinen darin die wirksamste Widerlegung zu erblicken. Eine solche Schwächung des Prestiges des andern liegt schon darin, daß man ihn mit Schweigen übergeht, auch wo die Sache es forderte von ihm zu reden, daß man ihn vielerorts behandelt, als ob er Luft wäre. Diese versteckte Kampfesmethode begegnet bei nicht wenigen moderner philosophischer und kulturphilosophischer Schriften, aber auch bei mancherlei protestantisch oder römisch-katholisch eingestellten Darlegungen. Man erweckt so den Eindruck — sei es mit Absicht oder nur aus naiver Selbsteingenommenheit und geistiger Kurzsichtigkeit —, daß man „die andern“ überhaupt nicht ernst nehme. Wir haben fast alle zu grobe, unerzogene Sinne und Gewissen um inne zu werden, wie oft und wie schwer wir uns auf diese feine Weise an der inneren Einheit der zur Einheit Bestimmten versündigen.

Das Wort „*catholica non leguntur*“ kennzeichnet nicht mit Unrecht den weithin vorherrschenden Willen, Möglichkeiten inneren Sich-näher-kommens, sei es zunächst auch nur rein menschlicher Art, überhaupt abzuschneiden, weil man von vornherein nicht auf ernstliches Verstehen, sondern auf Schwächung, Verdrängung, äußere Besiegung des „Gegners“ ausgeht, weil man von vornherein davon überzeugt ist, ihn längst „durchschaut“ zu haben. Aber fehlt es auf nicht-protestantischer Seite nicht auch sehr oft und sehr stark an dem ehrlichen Willen, dem „Andersgläubigen“ innerlich gerecht zu werden, die Empfindungsweise des protestantisch oder des „modern“ Denkenden zu verstehen, seine besonderen Kräfte und Vorzüge in Tat und Wahrheit anzuerkennen? Wo ist bei der sehr distanzierten Haltung so vieler gebildeter Glieder der römischen Kirche gegenüber den geistigen Schöpfungen der modernen Welt die Grenze zwischen begründeter Vorsicht und jener Ängstlichkeit, die ein Anzeichen innerer Schwäche und Unsicherheit, Unlebendigkeit und Enge ist?

Wo „Gegner“ der Weltanschauung oder des Glaubens heute in geistige Berührung miteinander kommen, da hat man fast immer den Eindruck einer Grundhaltung, deren Sinnbild abwehrend ausgestreckte Hände sind. Es ist zuweilen, als ob der eine mit Eifer sagte: „Du hast in jeder Hinsicht völlig unrecht —“ bevor der andere auch nur den Mund geöffnet hat. Bei denen, die jahrzehnte- und selbst jahrhundertlang geistig in die Defensive gedrängt waren und bei denen diese Haltung auch den Gesamtcharakter nicht unbeeinflusst gelassen hat, glaubt man bei solchen Begegnungen nicht selten von Anfang an die geistigen Pfeile der Abwehr im Köcher rascheln zu hören, Pfeile, die für jede Art des Angriffs längst zugerichtet sind. Und wer wollte das übel nehmen? Ist es nicht allzu verständlich? Die heimliche Politisierung und selbst Militarisierung des geistigen Europa ist heute ja so weit fortgeschritten, daß es dem Blicke eines Unbeteiligten wohl als

der Schauplatz eines geistigen Kampfes aller gegen alle erscheinen muß, und es ist nicht zu verwundern, wenn sich das auch in den äußeren Verhältnissen mehr und mehr geltend macht. Ruhiges geistiges Wachstum wird fortwährend durch Angriff und Verteidigung gehemmt, nichts kann mehr ungestört in sich ausreifen. Viele haben sich daran gewöhnt, bei ihrem geistigen Gehaben immer wieder nach dem Gegner zu schielen und so wird manches gesagt, bleibt auch sehr vieles an notwendiger und heilsamer Selbstkritik ungesagt, was ohne den Seitenblick auf den geistigen „Gegner“ anders gelaute hätte. Manche schleppen sich mit einer so schweren apologetischen Rüstung, daß die freie Bewegung dadurch notwendig auf das stärkste behindert wird und die Gebärde zuweilen allzu eckig, allzu unfrei, allzu vorsichtig anmutet.

Es gibt heute einen verborgenen Stellungskrieg zwischen den verschiedenen religiösen „Überzeugungen“. Er verschlingt viele Kräfte, kostet viele Werte, die zur Erfüllung ganz anderer Aufgaben, großer, brennender Aufgaben, dringend vonnöten wären. Da und dort findet ein Geplänkel statt, auf weiten Strecken herrscht Ruhe. Viele nennen dies den „konfessionellen Frieden“. Sie suchen ihn sorgsam zu wahren. Aber ist es nicht religiöse Pflicht, ihn gerade zu — überwinden? Und wenn dies noch nicht möglich ist, Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß er schließlich überwunden werden kann? Ist es nicht hohe Zeit ernsthaft die Frage ins Auge zu fassen, wie es möglich war, daß sich eine so große Zahl bewußter Christen mit diesem Zustand abfinden, ja daß sie ihn zu bewahren suchen konnte, gleich als wäre der Glaube Christi zu arm an Kräften, um darüber hinausführen zu können? —

Vielleicht liegt die tiefere Ursache der heutigen Lage des westlichen Christentums darin, daß wir alle mehr, als wir es wissen, uns daran gewöhnt haben, den Schwerpunkt des Lebens in Begrifflichkeit zu verlegen und unsere Worte weniger als Symbole und Diener von Wirklichkeiten denn als Eigen-

werte zu behandeln; daß wir in unserer ganzen Einstellung zum Leben und gerade auch zu den Urgegebenheiten des religiösen Lebens und der kirchlichen Welt uns alle unvermerkt zu sehr von dem überwachen Bewußtsein des heutigen Menschen leiten lassen, dem das Erbe von sehr literaturseligen, sehr überzeugungslauten, sehr „aufklärungs“-süchtigen Jahrhunderten im Blute liegt; daß wir alle zu sehr „Schriftgelehrte“ geworden sind und Menschen, die sich bei ihrem Sein und Tun gleichsam zuviel selber zusehen; daß wir eine gewisse innere Naturnähe und Kindhaftigkeit der Seele in der aufgeregten geistigen Lautheit der neueren Jahrhunderte verloren haben, daß wir uns unvermerkt allzusehr daran gewöhnt haben lieber mit Worten zu spielen als vor Wirklichkeiten zu verstummen, daß wir alle, wo immer wir stehen, die Liebe Christi „zwar oft zitieren wie einen wundervollen Sang, aber wie aus weiter sagenhafter Ferne“ (P. Lippert S. J.). Vielleicht sind wir alle Opfer der ungeheuren Entwertung der Worte geworden, die sich in der geistigen Wortflut seit Humanismus, Renaissance und Aufklärung im westlichen Europa vollzogen hat. Vielleicht kommt es daher, daß wir unsere „Überzeugungen“ so gerne vor uns hertragen wie einen wohlgehämmerten Schild, statt daß sie auf unseren Stirnen zu lesen sind und in den Taten unserer Hände, statt daß sie aus unserem Schreiten und unserem Ruhen, aus unseren Freuden und unseren Leiden sprechen. Vielleicht müssen wir erst alle Buße tun in einem sehr ernstesten Sinn und voreinander verstummen in tiefer Scham, ehe Gott sich wieder in neuer Weise zu uns wendet — denn die Gesunden bedürfen des Arztes nicht. Und halten wir uns nicht alle heimlich für recht gesund und „überzeugungs“-fest und kampfstüchtig? — Vielleicht! Es ist heute noch sehr schwer von diesen Dingen zu sprechen; schwerer noch, verstanden zu werden.

Denn haben nicht die meisten resigniert? Haben sich nicht die meisten völlig damit abgefunden, daß sie mit den durch den Geistesdunst des Heute und seiner tausend Probleme ge-

trübten Augen „gar keine Möglichkeit und gar keinen Weg“ sehen, den heutigen Gegensatz der Konfessionen nicht in unserem eigenen Sinn, sondern im Sinne Christi von innen heraus zu überwinden? Ist der Zwiespalt und in seinem Gefolge die Scheelsucht, Fremdheit, ja Gehässigkeit zwischen den zur Einheit und zur Liebe Berufenen nicht ein Stück „Welt“ — und ist das Wesen des Glaubens nicht Weltüberwindung? Oder ist uns auch diese Weltüberwindung nur noch Predigtgegenstand, Zitat, ein „wundervoller Sang“, aber wie aus „weiter, sagenhafter Ferne“? Wenn dies wahr wäre, dann wäre uns auch der Glaube selbst nur noch Zitat und schmeichelndes Wortgeläute, dann wären wir in unserem Christentum nur eine „klingende Schelle“ — wie es die „draußen“ Stehenden von uns behaupten.

Ist es denn wirklich „Schicksal“ und traurige Notwendigkeit, daß wir mit unseren durch das Heute getrüben Augen „gar keine Möglichkeit und gar keinen Weg“ sehen, die tief beschämende Lage des heutigen westlichen Christentums zu ändern? Ist es nicht vielmehr Schuld, unser aller tiefe Schuld, daß unsere Augen nicht reiner, heller, christuswürdiger werden? Die Wege und Möglichkeiten sind da, aber an den Menschen fehlt es, sie zu sehen und zu gehen. Die Christen haben in dieser Hinsicht den Mut verloren. Das Salz ist hier taub geworden.

Wie billig, wie beschämend billig ist die Weisheit, die im Hinblick auf den tiefen, blutenden Riß mitten durch die westliche Christenheit selbst von so vielen der Besten auf seiten Roms wie auf seiten Wittenbergs vorgetragen wird — um zu „rechtfertigen“, was nicht zu rechtfertigen ist! Wenn durch die allseitige Gewöhnung an jenen Zustand des wechselseitigen Scheelsehens, ja des heimlichen Kleinkriegs innerhalb des europäischen Christentums die Lage so verworren und trostlos geworden ist, daß von der Brüderlichkeit und Liebe, welche der Mund verkündet, in Wort, Schrift und Tat über die Grenzen der „Konfessionen“ hinweg beschämend wenig, ja nahezu

nichts entdeckt werden kann, um so mehr aber von Gebärden, Reden und Verhaltensweisen, welche auf das Gegenteil deuten, auf die Übertragung der allgemeinen Unbrüderlichkeit, Ichbefangenheit, Engherzigkeit, geistigen Großmannssucht der europäischen Mitte ins Gebiet des Glaubens; wenn dann vollends infolge der wechselseitigen Abschließung die Sprachverwirrung so groß geworden ist, daß der eine die Sprache des andern nicht mehr versteht und keiner in der Sprache des andern zu reden vermag: dann spricht man mit der Gebärde einsichtsvollen Wirklichkeitssinnes und schmerzlicher Resignation von der Aussichtslosigkeit, ohne Geistesmengerei eine innere Basis des Zusammenstehens und Zusammengehens der Getrennten zu finden. Man hat sich daran gewöhnt, inmitten höchst problematischer, widerspruchsvoller Zustände zu leben. Man hat die Weisheit des „laissez faire, laissez aller“, die heute ja allenthalben hoch im Kurs steht, auf das Gebiet des inneren Zwiespalts der Christenheit übertragen und duldet schweigend auf beiden Seiten verhüllte wie auch offenkundige Taktlosigkeiten und Ausfälle, die durch kein inneres Sich-die-Hände-reichen gesühnt werden, die verborgen weiterwirken und weiterfressen am Marke des westlichen Christentums¹⁾. Wie

1) Wie der Volksmund sagt: zum Streiten gehören immer zwei. Mit welcher Einsigkeit sind immer noch kirchlich-konfessionell eingestellte Blätter, die von vielen Tausenden täglich gelesen werden, darauf bedacht, wirkliche oder vermeintliche Ausfälle der „Gegenseite“ in breiter Aufmachung und mit dicker, überaus frommer Entrüstung übergossen ihrem Leserkreis vorzusetzen! Und dabei ist es doch offenkundig, daß solche glaubensflammenden Erwidierungen auf „Angriffe“, die nicht selten überhaupt keiner Beachtung wert sind, in vielen Fällen aus einem Übel zwei machen. Man hat da oft den Eindruck, daß den entrüsteten Verteidigern des Glaubens und des eigenen Glaubensstandpunktes die Gelegenheit gar nicht unwillkommen ist, den „Gegner“ mit einem Schein von Recht in den Augen Tausender gebührend herunterzumachen, während man die hundert Ungehörigkeiten im Bereiche des eigenen Glaubensstandpunktes mit dem Schleier liebender Nachsicht zudeckt. Splitter und Balken! Gutes und Großes beim „Gegner“ übergeht man, das Beklagenswerte tritt man mit frommem Behagen so breit wie möglich. So viel christlich übertünchtes Heidentum unserer Tage kann es eben nicht lassen seine innere Artung immer wieder selber zu

Wortverkündigung und praktisches Verhalten hier zu vereinbaren sind, ist ein „Problem“. Wie wir über den Zustand des fressenden Gegensatzes innerhalb der westlichen Christenheit hinauskommen, ist ein „Problem“. Und gehört es nicht zum Wesen der Probleme des Lebens, daß sie von Menschen nicht völlig gelöst werden können?

Von Menschen? War es ein Mensch, der einst sprach: „Daran wird die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Liebe zueinander habt“? Und der den Seinen verhieß: „Ich bin bei euch alle Tage“? — Und sind es Christen, die von Liebe reden und singen wie von Orplid und Thule und die der modernen Welt gleichzeitig das Schauspiel geben, wie die Jünger die Worte des Meisters so fein und geistig aufzufassen, so klar und gründlich praktisch zu widerlegen wissen?

Ja — sind das Christen?

II.

Es ist heute noch nicht an der Zeit Antworten zu versuchen. Noch ist die Staubwolke des Verhängnisses zu dicht, die über dem heutigen geistigen Europa lagert, das Atmen erschwert und die Augen trübe macht. Noch ist das Naß zerstörender Gewitter und tobenden Unheils nicht tief genug in den dünnen Boden eingedrungen. Die Blumen lassen ihre Köpfe hängen und sind am Verwelken. Der Taumel regiert und wie eine heimliche Fieberseuche schleicht es durch die Adern. Die den

verraten; vielleicht aber tut man dem Heidentum unrecht, wenn man es so herabwürdigt. Traurig, sehr traurig aber ist es, daß jenes tief unchristliche Gebaren so oft vor den Augen berufener christlicher Führer und Hirten dieser wie jener Glaubensform sich breit machen kann, ohne daß in diesen das Gewissen sich regt, das Bewußtsein der Verantwortung für die Gemeinschaft, ohne daß sie tun, was ihres Amtes ist. Ungehörige Ansfälle gegen die „andern“ müssen mit Schärfe und Entschiedenheit von den Verantwortungsbewußten in den eigenen Reihen zurückgewiesen und vom Standpunkt Christi aus gebrandmarkt werden: solange das nicht geschieht und nicht als religiöse Pflicht empfunden wird, verrät man immer aufs neue die Wahrheit Christi an den modernen Grundsatz des „laissez faire“ und an nackten Parteigeist.

Glauben an die Kraft des Wachstums, an die Unerschöpflichkeit der Natur verloren haben, reden von Untergang. „Idealisten“ betrachten den Farbenschimmer in der Luft. Die Vorherrschaft dürrer Begrifflichkeit hat die Geister ausgetrocknet und der Staub dieser Trockenheit liegt selbst über dem Heiligsten und seinen Dienern.

Es ist noch nicht an der Zeit Antworten zu versuchen. Antworten und Lösungen müssen den Menschen zuwachsen, sie lassen sich nicht erklügeln noch herbeizwingen. Erklügelte Antworten sind in Wahrheit verhängnisvolle, aufgeputzte Torheiten. Wohl aber ist es an der Zeit Fragen zu stellen. Es ist, als ob aus der Wirklichkeit selber heute die Fragen auftauchten, langsam, heiß, quälend: Wie steht es um euch? Wo sind die Verantwortlichen? — Bevor die Fragen nicht Hunderten und Aberhunderten auf der Seele brennen und in den Fingern zucken, Fragen, welche man allzu lange „dahingestellt“ sein ließ, ist der Boden für Antworten noch nicht reif. Zwar versuchen sich heute einige mit Antworten, aber auch da läßt uns unsere überfeinerte und überspitzte technische Verständigkeit nicht los, unser allseitig logisch, historisch, philologisch, theologisch zugeschliffener Maschinenverstand, der an die „Behebung“ von Daseinsnöten zuweilen herangeht wie an die Konstruktionspläne für eine zu erneuernde technische Einrichtung. Für die sehr tiefgreifenden seelischen Wurzeln von modern-europäischen „Problemen“ wie dem sozialen Problem, dem Problem des Zusammenlebens der Völker, dem Problem der modernen Wissenschaft als solcher, dem Problem der „Kirche“, dem konfessionellen Problem scheint dem wissenschaftlich geschulten Menschen des modernen Westens das rechte innere Wahrnehmungsvermögen zu fehlen: der logische Verstand reicht an sie nicht heran. Es entspricht der psychischen Struktur unseres Zeitalters, daß man in ihm die Rätsel der Geschichte durch ein Unmaß von historischer Analyse und durch babylonische Bauten schwindelnd hoch aufgetürmter Spekulationen

zu lösen versucht; daß man durch die Jahrhunderte ragendes Leben wie das des römischen Katholizismus in seine „Bestandteile“ zerlegen zu können glaubt und der Ansicht ist, man könne als ein moderner Alchimist auserlesene Elemente verschiedenartiger Lebenskörper in der philosophisch-theologischen Retorte so zusammenbrauen, daß wieder etwas Lebendiges daraus hervorgeht. Unserem Zeitalter des erstaunlichen technischen Scharfsinns fehlt die rechte Ehrfurcht vor dem Lebendigen. Erklügeltes hilft uns nicht. Es hindert uns nur, daß wir uns innerlich bereiten, daß wir wieder still und feinhörig werden für die Sprache Gottes in der Wirklichkeit. Für sie sind unsere inneren Sinne abgestumpft: daher unser aller Not und Dürre. Theorien und Programme haben wir genug — aber sie helfen uns nicht weiter. Daniederliegende Wachstumskräfte müssen wieder rege werden. Darauf und nicht auf allerlei abgezogene Geistigkeit müssen wir unser Sinnen und Trachten richten. Zuviel davon ist auch schon in den Bezirk des religiösen Lebens eingedrungen. Zuviel Eigen-Meinung und Eigen-Sinn hemmt unsern Kontakt mit der Wirklichkeit, ihren Kräften und ihren Nöten. Das „Unmittelbare“ fehlt uns, wie Hermann Kutter es nannte. Wenn es nicht so wäre, würde man in der Christenheit des europäischen Westens und zumal im Lande Luthers anders zum konfessionellen Problem stehen, als es in Wirklichkeit der Fall ist.

Nöte sind da um Kräfte der Überwindung zu entwickeln: auch religiöse Nöte. Der Baum, der am Berghang in Sturm und Wetter steht, reckt sich stolzer, schöner, durchformter empor als der, welcher in ruhiger Luft groß wurde. Der Charakter, der mit harten Widerständen fertig werden mußte, ist vollkommener als der, dem jene Mühen stets erspart blieben. Aus der Not sollen Wachstumskräfte kommen, durch die das Wesen sich reiner gestaltet. So will es die erziehende Liebe des Ewigen zur Menschheit. Und gerade der heutigen westlichen Menschheit, nicht zuletzt den Kreisen der religiös Be-

wußten in ihr, ist ja in der Dürre ihres begriffsstolzen und lebensarmen Daseins nichts so sehr vonnöten als eben solche Kräfte organischen und neuen Wachstums, welche starre Frosthüllen sprengen und die Säfte in den winterlichen Bäumen wieder rascher umströmen lassen. Wie aber, wenn wir der erziehenden Hand des Himmels heimlich ausweichen? Wenn man den inneren Kontakt mit der wachsenden Not, die uns nicht umsonst geschickt wird, scheut? Wenn man versucht um die Wirklichkeit, weil sie trübe ist, gleichsam herumzusehen und herumzugehen, statt ihr zu begegnen und sich durch sie zu tieferer Besinnung und strengerer Selbstprüfung führen zu lassen?

Wir gehen um die konfessionelle Not herum. Wir haben uns schon so sehr an dieses Herumgehen gewöhnt, daß wir es gar nicht mehr recht gewahren. Was völlig zur Gewohnheit geworden ist, geschieht ja schließlich unwillkürlich, instinktiv, ohne bewußte Wahrnehmung. Der große, klaffende Riß mitten durch die westeuropäische Christenheit hindurch, der so viel offenkundige und noch mehr verborgene Zerstörungswirkungen zumal im Lebenskörper des deutschen Volkes im Gefolge hat, der wie eine eiternde, den ganzen Organismus vergiftende Wunde ist, er ist in der geistigen Empfindung der meisten von den — innerlich oder auch äußerlich — in der deutschen Christenheit zur Führung Berufenen zu einem jener Lebensprobleme geworden, deren Lösung in den Nebelschleiern einer unbekannten Zukunft liegt. Und sehr viele erblicken hier ja überhaupt keine Möglichkeit einer organischen, gesunden, ungewaltsamen Lösung, wollen oft gar keine erblicken! Es ist vielen unter den berufenen Führern unangenehm an diese ungeklärten und zunächst wohl unklärbaren Fragen sich ernstlich zu erinnern, schmerzliche Erfahrungen sich ins Gedächtnis zu rufen, sich dunkel ihres Unvermögens bewußt zu werden eine andere als eine sehr passive Haltung diesen unheilvollen Zuständen gegenüber einzunehmen. Man

vermeidet es, ohne Not diese wunde Stelle am Gesamtkörper des europäischen Christentums zu berühren, und wenn es geschieht, so geschieht es mit der ängstlichen Vorsicht und Behutsamkeit, mit der man Krankheitsherden sich nähert.

Der „konfessionelle Friede“, wie man ihn gewöhnlich versteht, ist ja ein Ding so zerbrechlich wie dünnes Glas: man darf ihn, wenn man ihn aus irgendeinem Grunde in die Hände nimmt, nur mit den Spitzen der Finger anfassen, sonst bekommt er Sprünge. Noch besser aber ist es, man berührt ihn überhaupt nicht — wie leicht kann er ungeschickten Händen entgleiten, der zarte, heikle Gegenstand, und er ist wieder einmal entzwei! Man hat schon des öfteren erfahren, welche Mühe es dann kostet ihn wieder zu kitteln, damit er wieder eine Weile hält.

So wäre es keine sehr große Übertreibung, wenn einer behaupten wollte, das einzige, was die beiden großen christlichen Konfessionen in Deutschland in nüchterner Wirklichkeit gemeinsam haben, sei — ihre Grenze¹⁾. Denn welcher „überzeugte“ Protestant und welcher „überzeugte“ römisch-katholische Christ wäre sich nicht schon auf Grund seiner religiösen Erziehung des tiefen, wesenhaften Gegensatzes zu den „Andersgläubigen“ bewußt? In diesem Bewußtsein sind protestantische und römisch-katholische Christen in der Tat eins. Aber wer kann ohne besonderes Nachdenken sagen, in welchen anderen Punkten ihres praktischen, tätigen religiösen Bewußtseins sie es noch sind? Das viele andere, was sie eint, liegt bei den allermeisten zu tief in ihrem Innern begraben, als daß es in Gestalt einer praktisch bedeutungsvollen einigenden Kraft in Erscheinung träte. Und so kommt es, daß an der „Wahrung des konfessionellen Friedens“, wieviel Behutsamkeit dazu auch erforder-

¹⁾ Mit Recht schrieb Martin Rade 1916: „Die beiden Konfessionen haben in Deutschland überhaupt kein Verhältnis.“ („Vom inneren Frieden des deutschen Volkes“, herausgeg. v. F. Thimme, Leipzig 1916.) In der Tat kann man hier nur von einem negativen, nicht von einem positiven Verhältnis sprechen.

lich sein mag, beide „Parteien“ gleicherweise „interessiert“ sind: er ist gleichsam der Grenzschutz. Solange er unversehrt ist, gibt es keine gefährdenden Übergriffe.

Immer wieder geschieht es ja, daß der eine versucht, dem andern einen Streifen Landes zu entreißen: wenigstens empfinden es nicht wenige so, was sich in dem üblichen kriegesischen Sprachgebrauch verrät, wenigstens entsteht dieser Eindruck immer aufs neue zumal für die Außenstehenden, für die beobachtenden Dritten, die in unserer Zeit so zahlreich sind. Auf die Kennzeichnung des entstehenden Eindrucks aber kommt es uns hier allein an! Die Mischehe zumal ist eine jener gefährlichen Einbruchsstellen. Kein Wunder also, daß man an dieser Stelle eine bewehrte Mauer, ja etwas wie einen Verhau aus Stacheldraht errichtet, um weiteren Gebietsverlust zu verhüten. Es ist eine Schutzmaßnahme. Das Gebiet der Wahrheit bedarf tapferer Streiter und Beschützer, denn die feindlichen Kräfte sind stark. Der „Gegner“ aber empfindet die Maßnahme als eine Herausforderung, als einen empörenden, unverantwortlichen Angriff auf den Goldschatz des konfessionellen „Friedens“ — selig sind die Friedfertigen! — als eine Verletzung der Bedingungen des friedlichen, geruhsamen Nebeneinander- und Aneinandervorbei-Lebens, als einen abermaligen Beweis krasser Unduldsamkeit. Er ist voll christlicher Entrüstung und schon redet man auf beiden Seiten von Kriegsausbruch, von neuem „Kulturkampf“. Und so wehrt sich der Angegriffene, indem er auf seinem eigenen Gebiet an der fraglichen Stelle eine Kanone auffahren läßt um den Gegner und Feind in Schach zu halten. Dezidierte Nichtchristen und Freidenker sehen zu und stellen das Prinzip in dem allen fest: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ Ist man denn nicht dergleichen sehr gewöhnt? Handelt man denn irgendwo im geistigen Machtbereich der kulturell fortgeschrittenen modernen Zeit anders? Allüberall redet man von sozialer Verbrüderung und von Gemeinschaft, allüberall versteht man es dessen un-

geachtet sehr gut, in der Wirklichkeit die geistigen und materiellen Interessen der eigenen Sache kraftvoll zu wahren. Wie sollte man erwarten, daß es in den Bezirken des bewußten Christentums anders sei? Ist denn nicht auch das christliche Kirchentum in seinen verschiedenen Gestalten ein Bestandteil unserer Kultur, der zu verschiedenen Zwecken gar nicht schlecht zu gebrauchen ist? Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben. Und auch dem Gebildeten ist sie ja bei bestimmten Gelegenheiten, bei Trauungen, Begräbnissen, Fahnenweihen, zur Beschwichtigung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung ¹⁾, zur religiösen Drapierung und Verbrämung des privaten und öffentlichen Daseins und als Trost im Tode nicht unwillkommen. Wir sind ja alle getauft — nur entwurzelte, gesunkene Proletarier, die sich damit selbst von dem Mitbesitz und Mitgenuß unserer Kulturgüter ausschließen, mögen hier ihre eigenen gottlosen Wege gehen. Wir sind alle getauft und wir verstehen es ebensogut wie die großen christlichen Gemeinschaften, durch die wir die Taufe empfingen, im allgemeinen Interessenkampf des heutigen europäischen Daseins unseren Mann zu stellen und uns nicht unterkriegen zu lassen. Also sind die

1) Während der ersten Kriegszeit setzte in Berlin in einer Versammlung ein Hauptmann vom Oberkommando den offiziell geladenen Berliner Pfarrern auseinander, was zur Hebung der Stimmung, die ihm anvertraut sei, zu geschehen habe, und wie jetzt vor allem gegen jeden Internationalismus gekämpft werden müsse. „Das Beschämende der Situation schien nur von ganz wenigen gefühlt zu werden. Man kann auch jetzt von bedeutenden Theologen hören, wie schön es sei, daß in der Kirche die theologischen Gegensätze hinter den politischen zurückgetreten seien, und wenn man erwidert, das bedeute die volle Dekadenz der Kirche, so erhält man die seelenruhige Antwort: Nein, es bedeutet, wie wichtig heute die politischen Fragen geworden sind.“ (Dr. F. Rittelmeyer, Zur religiösen Erneuerung. Stuttgart, Der kommende Tag Verlag, 1922, S. 24). Unter einem Aufruf des Bayrischen Heimat- und Königsbundes, in dem für die „schwere Schuld“ des Jahres 1918 gegenüber den Monarchien als einer Meintat gebieterisch Sühne und Wiedergutmachung verlangt wird, findet sich laut „Rhein-Mainischer Volkszeitung“ vom 21. Oktober 1925 auch die Unterschrift eines führenden katholischen Tagesorgans Süddeutschlands und die eines deutschen Kardinals.

Dinge nicht weiter zum Verwundern. Die Streitartikel in der konfessionellen Tagespresse atmen ja nicht selten ganz denselben Geist der Interessenpolitik, wie er unser gesamtes heutiges Dasein durchtränkt und leitet. Und wenn diese Haltung nicht auch in den spezifisch christlichen Bezirken unseres Kulturlebens zuletzt doch die praktisch maßgebende wäre, wie würde sie dann immer wieder auf kirchenpolitischem Gebiet und zumal bei der Abgrenzung der Rechte der beiden größten Religionsgesellschaften so handgreiflich in Erscheinung treten? In der Mehrzahl der modernen Nichtchristen und Staatsbürger erwächst so das Empfinden, daß sie die kirchliche Verkündigung nicht wesentlich ernster zu nehmen brauchen als die idealistisch-humanitäre und wissenschaftlich-philosophische Verbrämung, mit der man die kalte Nüchternheit und plumpe Geistlosigkeit des modernen Daseinskampfes in ihrem Aussehen etwas zu verfeinern, mit der man dem Vorhandenen oft einen gewissen philosophischen Charakter, einen gewissen geistigen Nimbus zu geben bemüht ist. Alles Menschliche lebt ja im modernen Europa neben- und gegeneinander, nichts miteinander, man ist es so gewöhnt. Warum sollten die großen kirchlichen Gemeinschaften in ihrer Eingliederung in das Ganze unserer Zivilisation da eine Ausnahme machen? Wenn alles sich bekämpft, warum sollten sie sich nicht auch bekämpfen? Wenn alles von Gemeinschaft und von Veredelung redet, warum sollten sie auf ihre Weise nicht auch davon reden? Die großen Kirchengemeinschaften vertreten ihre Interessen so gut wie jeder andere, reden von Geist und von Wahrheit so gut wie jeder andere, sind auf ihren Bestand und auf ihr Emporkommen bedachte kulturelle Organisationen so gut wie die außerkirchlichen Gruppen und Gemeinschaften. Auch sie haben ihre Interessenkonflikte, suchen sich gegenseitig geistig und praktisch zu übertrumpfen, vertreten nach Kräften ihren Standpunkt, sind höflich gegeneinander und setzen sich wechselseitig herab, wie es gerade die Gelegenheit ergibt. Gleichgewichtsstörungen

kommen überall vor, im zwischenstaatlichen wie im innerstaatlichen und im kirchlichen Leben, denn wir alle sind Menschen, und wenn sich der Ärger übereinander genugsam Luft gemacht hat, so verträgt man sich auch wieder auf eine Weile miteinander. Der Geist unserer Zivilisation entzweit und versöhnt, versöhnt und entzweit, das ist seine Art. Man entrüstet sich übereinander und beruhigt sich wieder, um wie vorher in zivilisatorischem Gleichmaß und Wettkampf gesittet, wie es sich gehört, aneinander vorbeizuleben. Die Gegner stehen sich wieder mit gleich stark gerüstetem Selbstbewußtsein gegenüber, es ist wieder Gleichgewicht — der konfessionelle Friede geht weiter. So lange wenigstens, bis er aufs neue in Gefahr kommt.

Und im Schutze dieses konfessionellen Friedens ertönt von den Kanzeln nach wie vor und von Jahrhundert zu Jahrhundert der „wundervolle Sang“ von der Liebe des neuen Bundes, von ihrer Fülle, von ihrer Schönheit, von ihrer welterneuenden Kraft, die aus dem Blute des gekreuzigten Gottessohnes quillt und aus der Speisung mit seinem Leib und Wesen. Ein Philosoph im Ordenskleid gibt mit sicherer Feder eine so tiefgrabende, feinfühligte Analyse des Begriffes der christlichen Liebe, dieses Inbegriffes der christlichen Wahrheit selber, wie sie frühere Zeitalter schwerlich besaßen. In vielen, meist sehr feinsinnigen, sehr aristokratischen und stolzen Schriften und Vorträgen und Predigten wird den Gläubigen der Sinn erschlossen für das Wesen der Kirche, für ihre tiefe Einheit und leuchtende Wahrheit, für die innere Größe des rechten Glaubens, der den Menschen göttlicher Unbedingtheit gegenüberstellt und der allein die Rettung des in sich zerrissenen Zeitalters bedeutet.

„Der Kirche Wesen ist Liebe.“¹⁾ Liebe ist etwas Geistiges, Ideales, der konfessionelle Friede aber ist eine reale, praktische Angelegenheit. Liebe verbindet Seele mit Gott und Seele

¹⁾ P. Ambrosius Stock O. S. B.

mit Seele, der konfessionelle Friede aber ist die Wahrung der Grenzscheide, der Grenzscheide zwischen katholischer und protestantischer Gottesliebe. Das Sinnbild der Liebe sind Hände, die sich ergreifen, das Sinnbild des konfessionellen Friedens aber ist eiserne Wehr. Jene bewirkt Brudertum und Miteinandergehen, dieser bedeutet kühles, vorsichtiges Abstandhalten. Kann beides nebeneinander bestehen? Wohl, denn wir sehen es ja.

Auf zwei ganz verschiedene Arten kann man zu dieser Sachlage geistig Stellung nehmen. Man kann sagen, daß die kraftvolle, ja rücksichtslose Abwehr und Bekämpfung des Irrtums, wo immer er sein Haupt erhebt, religiöse Pflicht des überzeugten Christen ist. Denn es geht um das höchste Gut, das es gibt, um die Wahrheit. Auf der einen Seite der Grenzscheide geht es um die Wahrheit, die im reinen Evangelium verkörpert ist und in dem Glauben, der den einzelnen frei dem ewigen Gott gegenüberzutreten läßt. Auf der anderen Seite der Grenzscheide geht es um die Wahrheit, die in der Kirche Petri lebendige Gestalt gewonnen hat und unerschüttert durch die Jahrhunderte ragt. Es gilt die Wahrheit und diese fordert unerschrockenen Kampf, wo immer die Gefahr ihrer Entstellung, Trübung, Schädigung droht. Und da der römisch-katholische Christ weiß, daß die Wahrheit im Protestantismus getrübt ist, da der evangelische Christ weiß, daß die Wahrheit im Katholizismus entstellt und verdeckt ist, so ist für den einen wie für den andern die Abwehr, ja selbst die Bekämpfung der Ansprüche der „Andersgläubigen“ — religiöse Pflicht. „Tötet die Irrtümer, liebet die Irrenden“: nach diesem Grundsatz, den Augustinus in seinem Kampfe gegen die Donatisten aufstellte, handelt sowohl der überzeugte Katholik wie auch der überzeugte Protestant; jedem sagt ja sein Gewissen und Wissen, daß er dabei für Gott und sein heiliges Evangelium streitet. Wer könnte daran zweifeln in der Kirche Luthers, Paul Gerhards, Johann Sebastian Bachs, Zinzendorfs, Speners, Franckes, Löhes,

Bodelschwings, Blumhardts, wer könnte daran zweifeln in der Kirche der Heiligen? „Tötet die Irrtümer“ — danach handelt man. „Liebet die Irrenden“ — das zitiert man. Und so steht jener Grundsatz des großen Kirchenlehrers als leuchtendes Fanal des wahrheitsbegeisterten Gewissens über der trüben, stürmischen, dunstigen Atmosphäre des innerchristlichen Wahrheitskampfes, über der Kirchhofruhe des „konfessionellen Friedens“, über der christlichen Vornehmheit kühlen Abstandhaltens und christlich-gesitteten Aneinander-vorbei-lebens der beidengroßen Bekenntnisse zu Christus, dem gekreuzigten Gottessohn, ihrer Gesamtheit wie auch ihrer einzelnen Glieder. Denn — die Wahrheit selber gebietet es. Wer mit Irrenden paktiert, der verleugnet sie! Und sind die Protestanten etwa nicht Irrende, die sich seit dem frevelnden Ungehorsam jenes eigenwilligen Augustinermönches zu der Einen, heiligen Kirche Christi in bewußten Gegensatz stellen und so die Zerreißung der inneren Einheit des Abendlandes verewigen? Und sind die römischen Katholiken etwa nicht Irrende, die die Freiheit, die tiefe, nur in Gott selber verankerte Freiheit des persönlichen Gewissens, die Unmittelbarkeit der Seele zu Gott hin, vor dem kein Menschliches sich rühmen kann, immer wieder an die starre Gesetzesform einer geschichtlich gegebenen Institution verraten, die so gerne den Gehorsam gegen die juridische Institution der Kirche Roms an die Stelle des Gehorsams gegen die Stimme des lebendigen Gottes rücken, in deren Kirchentum die tiefe Schlichtheit und Innerlichkeit des Evangeliums Jesu Christi von einem barocken Wust äußerer Formen und äußeren Prunkes überlagert ist, so daß die allermeisten sie gar nicht gewahr werden können? Die Wahrheit Jesu Christi über alles! Die Liebe ist dabei nicht minder hohe Pflicht. Denn sie ist — auch das höchste Gut, das es gibt. Sie ist in der Tat der tiefste Inbegriff des neuen Lebens, das wir dem Glauben verdanken, in ihr hängen das Gesetz und die Propheten, wie das Evangelium uns lehrt. „Gott ist die Liebe.“ Die an Gottes Wahrheit und

Größe sich entzündende Liebe richtet sich auf die Person, auf den Menschen, auch auf den „Andersgläubigen“ und Irrgläubigen. Der Kampf gegen den Irrtum dagegen richtet sich gegen Geistiges, gegen falsche, verderbliche Lehre und Denkart. So kann beides sehr wohl nebeneinander bestehen. So muß es sogar nebeneinander bestehen: hier die Wahrheit, die im Kopf, im Bewußtsein zu Hause ist, dort die Liebe und das Menschliche, die im Herzen wohnen. Und wenn es nötig wird um der Wahrheit willen, um der Wahrheit der von Christus gestifteten Kirche, um der Wahrheit des reinen, lauterer Evangeliums willen, den Menschen zu verbrennen, sei es nur geistig oder sei es auch leiblich, das tut nichts: Gott ist die Liebe und er ist erschienen in Christus, dem Gekreuzigten.

Das ist die eine Art, wie man zu jener Sachlage innerlich Stellung nehmen kann. Sie ist die in der gegenwärtigen Weltensituation allgemein vorherrschende. Aber es ist noch eine andere Art der Stellungnahme möglich, eine andere Art, die uns freilich so ungewohnt ist und darum so absonderlich anmutet, daß wir ihr mit dem allergrößten Mißtrauen begegnen müssen, daß wir sie zunächst nicht „gelten“ lassen, nicht praktisch ernst nehmen können. Man könnte sagen, daß die Verwirklichung der Liebe Christi mitten in der harten irdischen Wirklichkeit, in die uns der Wille des unsichtbaren Vaters hineingestellt hat, damit wir mit Geist und Tat für Ihn zeugen, daß diese Verwirklichung auf manchen Gebieten von der Christenheit überhaupt noch nicht ernstlich in Angriff genommen worden ist; daß wir alle nicht nur sozusagen, sondern in Wahrheit von der Länge, Breite und Höhe der Wahrheit und Liebe Christi noch einen jammervoll engen, jammervoll dürftigen Begriff haben; daß wir aber alle so tun und uns so gebärden, als ob es ganz anders um uns stünde — und daß darin das Elend des Heute seine Ursache hat.

Ob man aber zu dieser oder zu jener Haltung sich bekennt oder ob man gar glaubt, beide Haltungen recht wohl mit-

einander vereinigen zu können (denn was kann im weiträumigen, erleuchteten Bewußtsein des heutigen gebildeten Menschen und Christen nicht nebeneinander bestehen?): angesichts unserer inneren und äußeren Lage ist es die Aufgabe aller, denen der Glaube nicht eine Verbrämung oder ein ehrwürdiges Erbstück, nicht ein Notbehelf oder eine Parteiangelegenheit ist, sondern die in ihm den tragenden Mittelpunkt des Einzel- und des Gesamtdaseins erkennen und suchen, daß sie unermüdlich die Zeit herbeiglauben und herbeischaffen, wo durch die fortschreitende Verwirklichung der Wahrheit und Liebe des Gottmenschen mitten in unserer Erdenwirklichkeit der „konfessionelle Friede“ zwischen Christen zu einer betrüblichen Erinnerung an Kinderjahre der abendländischen Christenheit geworden sein wird. Denn es gibt ja keinen Fortschritt in der Menschheit als den der fortschreitenden Verwirklichung Christi. Wer aber den lebenswirkenden, zukunftschaftenden Glauben an diese Zeit verloren oder ihn nie besessen hat, jenen Glauben, der das Gelaubte herbeizieht und den menschlichen Worten und Taten seine Form aufprägt, der möge acht haben, daß er nicht den Sohn des Höchsten Lügen strafe! Er möge acht haben, daß ihm die Liebe Christi nicht etwas bedeute wie einen „wundervollen Sang“, aber „wie aus weiter, sagenhafter Ferne“ — zumal die Liebe zu den „Andersgläubigen“, für die man mit ehrlichem religiösen Pathos gerne eintritt! Denn ist nicht das Wesen der Liebe, die aus dem Glauben an die eine, unverrückbare, unantastbare göttliche Wahrheit kommt, ja, die nach den Worten der Urverkündigung das Herzstück und der Angelpunkt dieses Glaubens ist, daß sie, indem sie zum Ewigen und von ihm in die harte Wirklichkeit der irdischen Dinge zurückströmt, in dieser Wege erschließt, wo niemand Wege sah, daß sie Quellen sprudeln läßt, wo vorher harter Stein war, daß sie immer mehr — Unmögliches möglich macht?

Es gibt Grenzen und muß Grenzen geben. Sie müssen auch in der rechten Weise verteidigt werden können. Aber daß diese

Grenzzäune nicht nur die geistigen Lebensbezirke der Christen und der Glaubensgegner voneinander scheiden, daß sie vielmehr seit Jahrhunderten durch die Christenheit selber mitten hindurchgehen; daß man es bei der heutigen Lage der Dinge auf beiden Seiten der innerchristlichen Grenze noch als eine notwendige Schutzmaßnahme empfindet, schon in der religiösen Erziehung der Jugend das Vorhandensein dieser Grenzzäune nachdrücklich zu betonen; daß man bemüht ist, sie immer aufs neue und auf beiden Seiten gleichsam recht bunt und grellfarbig anzustreichen, damit doch jeder Gläubige in seinem täglichen Dasein das Bewußtsein des „tiefen geistigen Gegensatzes“ nie ganz verliere; daß man in den christlichen Bezirken des heutigen Deutschland hundertmal den Ruf hört: „Bleibt euch mit Stolz und Dankbarkeit bewußt, daß ihr evangelisch-lutherisch — daß ihr römisch-katholisch seid!“ ehe man auch nur ein einziges Mal es mit der gleichen Eindringlichkeit und Deutlichkeit aussprechen hört: „Bleibt euch gerade auch in eurem alltäglichen Tun und Lassen bewußt, daß ihr als bewußte Christen alles Trennenden ungeachtet alle zusammengehört, daß ihr im öffentlichen Leben unserer tauernelnden Zeit eine einzige geschlossene Front bilden müßt, die Front Christi gegenüber überhandnehmendem Heidentum!“ — daß dies alles so ist und es noch immer mehr wird, daß so viele sehr ernsthafte Christen und führende Gestalten vollends „gar keine Möglichkeit und gar keinen Weg“ mehr zu sehen vermögen ohne Schädigung oder doch Gefährdung eigener religiös-kirchlicher „Interessen“, ohne „Preisgabe unersetzlichen Glaubensgutes“ einer ganz anderen, christusgemäßen Art des Zusammenlebens der Christen Schritt für Schritt Bahn zu brechen: dies alles ist im Hinblick auf die schaffend-umschaffenden Kräfte des Glaubens und auf die Lage der modernen Welt so unsagbar beschämend, daß es psychologisch wohl verständlich ist, wenn man der klaren, nüchternen Erkenntnis solchen beschämenden Widersinns instinktiv nach Mög-

lichkeit aus dem Wege geht, wenn man zumal unter den Führern diesen Widersinn nicht unzweideutig als das zu bezeichnen wagt, was er ist. Denn würde man nicht bei so vielen von „des Glaubens Genossen“ sogleich anrühlig werden, wenn man es täte?

Es gibt in dem vielteiligen, weiträumigen, wohlgeordneten Bewußtsein des heutigen gebildeten Christen, worin so unendlich viel mehr Dinge Platz haben als im Bewußtsein anderer Völker und Zeiten, ein Schubfach, in welchem die ungelösten und fürs erste unlösbaren praktischen Daseinsprobleme des gegenwärtigen Europa liegen. Man öffnet dieses Schubfach nicht gern, denn man fühlt, daß nichts Rechtes dabei herauskommt. Wir haben in dieses Fach auch das konfessionelle Problem hineingelegt, wieder sachte zugemacht und sind an unsere gewohnte tägliche Arbeit gegangen. Das Weitere überlassen wir dem Himmel, der schließlich schon alles recht machen wird. Wir haben auf jenes Fach geschrieben: „Bis auf weiteres dahingestellt.“ Inzwischen verkündet ein glaubenseifriger protestantischer Hofprediger der lauschenden Menge der Gläubigen, daß an Rom die Völker sterben. Inzwischen redet ein glaubenseifriger römisch-katholischer Landpfarrer zu den christlichen Zeitungslesern von den lutherischen Geistlichen, die Konfirmandenunterricht erteilen, als von „Kamelzüchtern“. Und siehe, der Himmel läßt es zu! Warum soll man ihm dreinreden? Ist er nicht allmächtig? Bedauerliche Entgleisungen, fürwahr! Aber nur der „Gegner“ regt sich darüber auf — und vielleicht nicht einmal mehr dieser! Man hat gelernt die Augen zuzudrücken, die Dinge „dahingestellt“ sein zu lassen. Man hat sich an viel Staub und an viel Gestank gewöhnt. Jeder hat jedes mit seinem Gewissen auszumachen. Jeder ist nur sich selbst und seinem eigenen Gewissen verantwortlich (die abgefeimteste Lüge, welche die moderne Welt zerfrißt!). Gewissen ist Privatsache. Gewissen sagt „Ich“, nicht „Wir“. „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Soll ich

über meinen Bruder — richten? Der Himmel ließ es zu, daß bei uns allenthalben die geistige Luft verpestet ist wie in einem Seuchenlazarett. Ergeben wir uns in seinen Willen!

Und draußen, draußen, wo man die Kirche mit Mißtrauen ansieht, wo man sie wohl gar als rückständig belächelt, wo man „die Fülle der Kräfte und Güter des Glaubens“ leugnet — draußen erhebt sich der Unglaube in Person und verkündet durch den Mund des „Antichristen“: „Bessere Lieder müßten sie mir singen, daß ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müßten mir seine Jünger aussehen!“ „Daß eure Tugend euer Selbst sei, und nicht ein Fremdes, eine Haut, eine Bemäntelung: das ist die Wahrheit aus dem Grunde eurer Seele, ihr Tugendhaften!“ —

„Draußen“, da geht der Taumel weiter, der Fieber- und Fortschrittstaumel der modernen Welt. „Dinnen“ — da ertönt weiter der „wundervolle Sang“. Die „draußen“ wollen ihn nicht hören. Warum nicht? Sind sie denn nicht voll Überdruß an sich selbst, voll Verlangen, voll Sehnsucht, voll Hunger nach dem Ewigen wie niemals vorher? Sie wollen ihn nicht hören. Sie sind seiner überdrüssig geworden.

Wenn — nach den Worten eines römisch-katholischen Priesters unserer Tage —, „wenn wieder das staunende Geflüster durch die moderne Heidenwelt ginge: Seht, wie die Christen einander lieben, wie sie ihre Verwandten und Hausgenossen, ihre Gemeinde- und Volksgenossen, ihre Führer und ihre Dienstboten, ihre Freunde wie ihre Gegner lieben, dann könnte die Kirche ihre Pforten gar nicht weit genug aufmachen: die Menschheit unserer Zeit und erst recht unserer Zukunft würde sie schier sprengen, so ungestüm würde sie hereindrängen. Sie glaubt ja nicht mehr an Propheten und Bücher und Wissenschaft, aber an die Heiligkeit und Ehrlichkeit glaubt sie mehr als je; überwältigt würde sie sagen: Nun haben wir den Herrn gesehen!“

III.

Die Welt des Heute, die sich ihrer tiefen Unerlöstheit immer mehr bewußt wird, die ihrer selbst und ihrer aufgeklärten Flachheit immer mehr müde wird, die wieder anfängt nach Wirklichkeiten übersinnlicher, unerschütterlicher, weg- und zielgebender Natur suchende Ausschau zu halten: diese Welt des Heute will sehen. Nach allen Seiten richtet sie ihre Blicke wie einer, der sich anschickt nach langer geistiger Benommenheit durch Fieberträume und Fieberhitze wieder zum Bewußtsein seiner selbst, zum Bewußtsein der wahren Gestalt der ihn umgebenden Dinge zu erwachen. Die Welt des Heute will sehen, wo erlösende Wirklichkeiten die Menschen über sich selbst hinausheben, wo erlösende Wirklichkeiten an der Arbeit sind den Bann allzumenschlicher Dumpfheit und Wirrnis zu brechen und ein weites, freies, enthobenes Menschentum aus der Kraft von Überwelten heraus zu zeugen, ein Menschentum ganz anders als das des heutigen Europa in den Schauern seines Ichkrampfes bei den einzelnen wie bei den Massen. So blickt sie in die Ferne östlicher Länder und vergangener Zeiten mit denselben suchenden und prüfenden Augen, mit denen sie auch den angestammten Glauben Europas mustert, die Erscheinung des christlichen Kirchentums. Sie will sehen, was es mit der Kraft jenes Christus ist, von der sie in der Ferne ihrer Kindheit hatte reden hören, von der in den Hallen des Christentums unzählige Choräle und Hymnen singen, von der in tausend und abertausend Predigten die Rede ist, von der Tag um Tag, Jahr um Jahr mitten in einer an sich selbst irre werdenden Welt fernherdringende Kommunionworte geheimnisvolle Kunde geben. Sie will sehen, was es mit dem in nüchterner Wirklichkeit ist, wovon sie hier tagaus tagein reden hört; sehen, daß die Kirche Christi in der Tat auch heute noch von einem Strom des Geistes und der Kraft durchflutet ist, wie er einst von dem Sohne der Maria ausging und

wie er in den Bezirken des modernen Lebens mit seinen Schnelligkeiten und Geschäftshäusern, mit seinen rauchenden Schloten und gepanzerten Geldschränken, mit allen seinen Geistigkeiten und Ungeistigkeiten sonst nirgends wahrgenommen werden kann. Weil sie es müde ist, von Erlöstheit so tausendfältig und unaufhörlich reden und singen zu hören, darum hat sie so unheimlich scharfe und kritische Augen für alle Unerlöstheit, für alle Anzeichen des realen Mangels an „Geist und Kraft“, für alle Anzeichen von Wortreichtum und Begriffsüberschätzung, von religiösem Formalismus und Ideologentum in den Hallen des Christentums.

Der Realismus der Gegenwart, aus dem heraus die moderne Welt der Technik entstanden ist, birgt schwere Gefahren in sich, aber auch Werte, welche frühere Zeiten nicht kannten. Ist man am Werke sie mit den Kräften der Christuswahrheit auszumünzen? Solange nicht ein neuer und starker christlicher Realismus in ganz weitem, freiem, ausgeprägtem Sinne in den Hallen des kirchlichen Christentums heranwächst, wird bei sehr vielen der religiös Ernstesten unter den modernen Menschen jenes verhaltene, tiefe Mißtrauen gegen die kirchliche Welt nicht schwinden, das sie kirchenfremden geistig-religiösen Strömungen in die Arme treibt. Solange jener Realismus nicht in den Hallen der kirchlichen Welt heranwächst und sich als der Todfeind aller religiösen Pose in Worten und Werken bewährt, ist die Kluft zwischen kirchlicher und moderner Welt wahrlich nicht nur eine Wirkung einseitigen Abfalls von der Welt des Göttlichen. Der moderne Mensch mit seinem kritisch geschärften Blick empfindet nichts so komisch wie den Widerspruch zwischen einem großen Wollen und einem kleinen Können, zwischen dem Anspruch geistiger Größe und Weite und einer Gebärde, die allzu deutlich die innere Enge verrät. Darum will er sehen — auf Worte gibt er nicht viel. Sein Blick und Gefühl für das reale Dasein hat sich geschärft, aber sein geistiges Gehör ist stumpf geworden.

Wie hundert verschiedene Drehorgeln und Ausrufer auf einem modernen großstädtischen Volksfest durcheinanderlärmern, so rufen und schreien heute die hundert verschiedenen Weltanschauungen, Überzeugungen, Erlösungslehren durcheinander. Jede gibt an, die bedeutendste, tiefste zu sein. Jede verspricht Kraft und Befreiung in Überfluß. Und jede sucht irgendwie nach dem Maße ihrer Stimmkraft die anderen zu überschreien. Denn alle scheinen von dem Wahne besessen zu sein, daß der zuletzt recht behält, der seine Sache am höchsten auf den Schild erhebt, der sie im günstigsten Licht erscheinen läßt, der mit einer Fülle wohlklingender Worte und Begriffe das meiste Aufhebens von ihr macht. Dieser Überzeugungsspektakel wäre nicht möglich, wenn nicht sehr viel aufgeblasene Leere sich hinter ihm versteckte. Kräfte des Wachstums machen keinen Lärm.

Wer kann in diesem Stimmengewirr noch Trug und Wahrheit voneinander unterscheiden? Wer vermag es, da überall das Richtige von dem Falschen, das Gesunde vom Verderblichen zu sondern? Man wird skeptisch. Man glaubt nicht mehr an Worte. Man nimmt die Behauptungen nicht mehr ernst: die eigenen wohl, aber nicht mehr die Behauptungen der „andern“. So verengen sich die geistigen Kreise, in denen die einzelnen leben, und verlieren immer mehr die Fühlung miteinander. Die wechselseitige Verständnislosigkeit übersteigt alles Maß und Gemeinschaft wird zu einem Schlagwort und Programmpunkt. Man fühlt immer stärker den Mangel geistiger Gemeinsamkeit und seine unheilvollen Wirkungen und so rühmt jeder geistige Bezirk, wie sehr er sich auch in Wahrheit auf sich selbst zurückzieht, wie wenig er in stolzer Selbsteingenommenheit auch Andersdenkenden gerecht zu werden vermag, schließlich die ihm einwohnenden gemeinschaftformenden Kräfte: sie würden sogleich voll in Erscheinung treten, sobald „die andern“ im Glauben an diese zusammenschließenden Kräfte sich ihm zuwenden würden. Die Folge dieser Verhaltensweise ist, daß schließlich sogar die Idee der Ge-

meinschaft in Wirklichkeit dazu dient, den geistigen Partikularismus zu vergrößern, den Eigenstolz und die gegenseitige Verständnislosigkeit zu vermehren.

Mitten in dieses geistige Europa ist das kirchliche Christentum hineingestellt. War seine geschichtliche Lage seit tausend Jahren jemals so hart und verantwortungsschwer? Es wird im Bewußtsein des heutigen Menschen in das Stimmengewirr der gegenwärtigen Welt mit hineingezerrt und steht so als eine „Überzeugung“ neben hundert andern, als ein geistiger „Standpunkt“ neben hundert andern. Das ist eine furchtbare Lage. Sie ist furchtbar sowohl für die außerkirchliche moderne Welt wie auch vor allem für die Menschen in der Kirche selbst. Die heutige europäische Welt ist geistig aus den Fugen gegangen — und mitten in sie hineingestellt ist die Kirche mit ihrem Weltberuf, die Kirche, deren Diener und Glieder Menschen unseres Zeitalters sind. Wie vor neunzehnhundert Jahren steht sie vor der Aufgabe, aus den Trümmern einer geistig und moralisch zerfallenen und zerbrochenen Welt eine neue aufzubauen, vor der Aufgabe, das Werk, das sie an einzelnen immer wieder in der Kraft der Wahrheit vollführt, an der irrenden, ihres Irrtums sich bewußt werdenden Seele eines ganzen Zeitalters zu vollbringen. Immer mehr fragende, suchende, hoffende Blicke richten sich auf sie, die durch die Jahrhunderte ragt und inmitten von Trümmern es nicht müde wird, von einer Fülle erlösender Kraft zu reden und zu singen. Etwas sehr Großes geschieht: „die Kirche erwacht in den Seelen“. Ein neues Fragen und Ringen um sie hebt an. Ist sie der Hort der seelischen Formkraft und Zielkraft, die nur von einem Ziele weiß, von einem Glauben, von einem Wege des Heils? Ist sie der ruhende Pol über der tausendfältigen inneren Zerspaltenheit, Verworrenheit, Problematik des heutigen Europa? Ist sie das, wovon sie so viel zu reden und zu künden weiß, die Bewahrerin, ja die Gestaltwerdung des einen höchsten Gutes der Menschheit, an dem die Verlorenen ihres Irrtums und

ihrer Rettung, an dem die Gegeneinanderstrebenden ihrer Zusammenghörigkeit inne werden, der heilige Bezirk, wo der Streit der hundert sich widersprechenden „Überzeugungen“ und „Standpunkte“ unserer Tage verstummt — denn hier wehen die Schauer der Ewigkeit, der Odem des Einen heiligen und ewigen Gottes? —

Die Kirche ist selbst zerspalten. Sie ist selbst in Stücke gebrochen. Sie bietet selbst den Anblick, der für das geistige Bild des heutigen Europa so bezeichnend ist: Trennung und Problematik in Überfluß. Hier tönt aus der religiösen Verkündigung sehr vernehmlich der Ruf hervor: „Wir haben die Wahrheit — bei den andern ist sie getrübt und entstellt!“ Dort aber läßt die Antwort nicht auf sich warten: „Ihr Unduldsamen — wer den rechten und ganzen Glauben sucht, findet ihn nur bei uns!“ Und die Stimmen, eine so „überzeugt“ wie die andere, verhalten kaum in der kleinsten Sekte und Gemeinschaft, die abseits von den großen, sich widerstrebenden Kirchentümern auf ihre eigene Weise ihrem Herrn dient.

Wie soll die christliche Kirche ihre Mission in unserer Zeit der Zerrüttung erfüllen, wenn sie nicht einmal in ihrem eigenen Bereich, im Bereiche bewußten christlichen Wollens und kirchlicher Gesinnung, die Einheit des Glaubens und der Liebe zu bewahren, oder, wenn sie durch beiderseitige Schuld und Irrung verloren gegangen ist, sie wiederherzustellen vermag? Wenn sie es nicht einmal hindern kann, daß die Kluft sich langsam weiter vertieft? Ja, wenn so viele in ihr gar nicht den ernstlichen, tätigen Willen haben, leise oder laute Gehässigkeiten zu brandmarken, und es zufrieden sind, daß die Christenheit die Worte ihres Meisters von der Einheit der Seinen tagaus tagein Lügen straft? Der Apostel mahnt: „Laßt nicht Spaltungen unter euch sein! Seid eines Sinnes!“ — und die Christenheit fühlt sich, während der Mund die wundersame, übernatürliche Kraft des Glaubens und der Sakramente nicht genug rühmen kann, völlig außerstande jene Mahnungen zu befolgen. Dabei wundert man

sich auf protestantischer Seite, daß so viele tausend Predigten — Wegweiser in die Welt des Glaubens — jahraus jahrein nur so verschwindend geringe Wirkungen im Ganzen unseres immer seelenloser werdenden gemeinsamen Daseins zeitigen. Man wundert sich auf römisch-katholischer Seite, daß sich das katholische Volksgefühl nicht längst „in ganz anderem Maße durchgesetzt“ habe, als es bisher geschehen ist. Ist das wirklich so sehr zu verwundern?

Der heutige Mensch mit seinen geschärften, sehr kritischen Augen wird es täglich gewahr, daß die Spannungen zwischen geistigem Anspruch und realem Sein in der kirchlichen Christenheit nicht nur von jener Art sind, wie sie aus dem Abstand zwischen „Ideal“ und „Wirklichkeit“ notwendig hervorgehen. Er erhält den Eindruck, daß der Flammenbogen zwischen dem idealen und dem realen Sein hier in sehr wesentlichen Stücken überhaupt abgerissen ist. Der kirchliche Mensch dieser oder jener Glaubensform dagegen ist meistens so sehr von dem Bewußtsein des religiösen „Rechtes“ seines konfessionellen „Standpunktes“ eingenommen und von dem Bewußtsein des objektiven „Unrechtes“ des Standpunkts der Andersgläubigen, daß er des realistischen Sinnes entbehrt, mit dem allein jene Wahrnehmung zu machen ist. Denn an christlichem „Idealismus“ fehlt es uns wahrlich nicht, um so mehr aber an jenem ernsthaften, scharfsichtigen und feinhörigen christlichen Realismus, den wir heute gerade — brauchen.

Was aber ist furchtbarer, die Tatsache, daß die christliche Kirche heute auch in Stücke gebrochen ist, daß sie auch, wie das ganze moderne Europa, in sich wechselseitig entfremdete, ja sogar sich befehdende geistige Kreise und Gruppen zerfallen ist, oder jene andere, daß wir uns im Bewußtsein unserer eigenen Rechtgläubigkeit allzu bereitwillig mit diesem unheilvollen und verhängnisvollen Zustand abgefunden, daß wir vor ihm gleichsam die Waffen gestreckt haben? Denn wir dulden es ja, daß die Befehdung und das Scheelsehen weiter-

gehen; in dem Eingeständnis unserer Machtlosigkeit liegt die heimliche Bejahung des herrschenden Zustandes. Die Augen der heutigen Welt richten sich mehr und mehr auf die Kirche. Diese aber singt wundersame Hymnen von dem Heil, das in Christus ist und nach dem die Welt sich ausstreckt — und gibt dieser Welt gleichzeitig einen drastischen Beweis dafür, daß sie selbst in ihrer irdischen Erscheinung als streitende Kirche in sehr wesentlichen Dingen ein Opfer jener unheiligen modernen Welt und ihres zersetzenden Giftes geworden ist, die sie durch die Kraft des Glaubens — überwinden soll.

Man streitet um die Jugend. Man will die „konfessionelle Schule“ — hier die römisch-katholische, dort die evangelisch-lutherische. Denn eine christliche Schule als solche wäre ja heute eine bloße Abstraktion, eine praktische Unmöglichkeit. Und man erkennt im Eifer des Kampfes gar nicht, wie tief beschämend diese Tatsache in Wirklichkeit ist, wie sehr sich die Christenheit dadurch in den Augen der außerkirchlichen modernen Welt selbst erniedrigt — wie sehr sie ihren Herrn und Meister damit herabsetzt. Die größeren außerkirchlichen religiösen Gemeinschaften verlangen mit Recht ebenfalls ihre eigene Schule. Und so ist schließlich die „christliche Schule“ in ihrer Vielgestaltigkeit ein getreues und schmachvolles Spiegelbild der realen Verfassung der Christenheit, ein grauenvoller Kommentar zu den Worten des Völkerapostels: „Wandelt, wie es eurer Berufung entspricht: ein Leib und ein Geist; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph. 4). Die Anhänger der „weltlichen Schule“ aber haben es leicht, von der von ihnen erstrebten Schulform zu sagen: „Erzieht sie zum Heidentum? Nein! Sie erzieht vielmehr zur wahren Menschenreligion, die erst frei werden kann, wenn der Mensch gelöst wird von dem engen Dogmenglauben der vielen einander befehlenden Kirchengemeinschaften.“¹⁾

1) Flugblatt über die weltliche Schule, herausgegeben vom „Bund der freien Schulgesellschaften Deutschlands“ in Magdeburg.

Einer der im In- und Ausland angesehensten Denker des heutigen Deutschland, Rudolf Eucken, hat vor dem Weltkrieg ein Buch geschrieben, in dem er die Frage untersucht: „Können wir noch Christen sein?“ Er geht die verschiedenen „Religionsgesellschaften“ durch und kommt zu dem Ergebnis: wir können nicht nur, sondern wir müssen Christen sein, aber die Erneuerung des religiösen Lebens, die wir brauchen, innerhalb der vorhandenen Kirchen ist unmöglich. Daß es überhaupt geschehen kann, daß ein denkender, durchgebildeter, von ernstem religiösem Suchen erfüllter moderner Mensch zu einem solchen Ergebnis kommt, zu einem Ergebnis, durch das er als vielgelesener philosophischer Autor die innere Haltung von vielen Hunderten beeinflußt, das allein müßte in mehr als einer Hinsicht zum Nachdenken und zur Selbstprüfung reizen. Und dieses Nachdenken müßte Kräfte auslösen. Aber wie pflegt sich der kirchliche Mensch in geistiger Hinsicht einer solchen Tatsache gegenüber zu verhalten? Nimmt er sie überhaupt ernst? Auf Grund seiner festgefügtten religiösen Überzeugung ist er sich von vornherein klar, daß jene Aufstellung in ihrem Kerne falsch ist. Von einer andern Warte als von seiner eigenen, persönlichen „Überzeugung“, als von seinem eigenen religiösen Bewußtseinsinhalt aus sie zu betrachten kommt ihm wohl überhaupt nicht ernstlich in den Sinn. Richtig oder falsch — diese Fragestellung ist die gewohnte und darum die beherrschende. Es ist die Fragestellung des Intellekts, nicht die der Liebe. Es ist die Fragestellung eines Menschen, der mit seiner Umwelt gleichsam nur durch das Medium seines intellektuellen Bewußtseins zu verkehren gewohnt ist — und dieses Bewußtsein ist sehr voll von Voraussetzungen und Ansichten und Überzeugungen, es ist sehr von sich selbst eingenommen und lebt in einem Gefühl, als wären ihm alle auftauchenden Fragen vermöge seiner geordneten Sicherheit schon im voraus beantwortet. Das ist eine innere Haltung, die dem kindhaften, dem geistig armen Menschen fremd ist. Sie ist der

des Pharisäers verwandt, nicht der des Zöllners. Als in Dostojewskis Legende vom Großinquisitor dieser den wiedergekommenen und ins Gefängnis gesetzten Christus mit schweren Anklagen überhäuft hat — er habe die Natur des Menschen nicht verstanden, habe dem Menschen zu viel zugetraut —, als er ihm schließlich gar ankündigt, er werde am nächsten Tage aufs neue hingerichtet werden, da zeigt der Gefangene keinerlei Verlangen ihm etwas zu erwidern. „Doch er steht plötzlich auf, tritt an den Greis heran und küßt ihn sanft auf dessen blutlose Lippen. Das war seine Antwort.“ — Dies ist wunderbar tiefsinnig. Christus widerlegt nicht mit Gründen, sondern er entwaffnet den „Gegner“, indem er bleibt, der er ist: der große Liebende. Der heutige Mensch, der einen festen inneren Standpunkt gewonnen hat, verhält sich ganz anders. Er ist mit vielerlei Wissen und Überzeugungen umpanzert und was ihn geistig berührt, vermag diesen Panzer fast niemals ganz zu durchdringen: die inneren Sinne bleiben unbewegt. Er überzeugt den Gegner nicht mit seinem Sein, versucht es gar nicht, ihn damit zu überzeugen, sondern er spielt Gedanken aus. Alle Wirklichkeit wird ihm mehr oder weniger zu einem Gedanken — und so bleibt sein inneres Sein als Ganzes sehr unentwickelt. Die Wahrheit Christi aber ist nicht Gedanke, sondern Sein, das in die Welt des Gedankens nicht stärker ausstrahlt als in die Sphäre des Tuns, und so liegt in unserer Gewohnheit, bedeutungsvolle Dinge allzu einseitig von der Seite des Denkens her zu nehmen, sie vor allem an dem Maßstab unserer Bewußtseinsinhalte, unserer „Überzeugungen“, zu messen, nicht an dem des ewigen „Wortes“, offenbar die eigentliche praktische Ursache davon, daß so viel Mißverstehen, so viel geistige Fremdheit, so viel verhängnisvolle Abschließung in der heutigen Welt ist. Wir ahnen jenen Mangel unserer geistigen Gewohnheitshaltung: daher die innere Hinneigung so vieler suchender Menschen des Heute zu der Gestalt des Spielmanns Gottes und Toren in Christus, des heiligen Franz. Es gibt aber

hier keine Erlösung von uns selbst, außer der, die Christus bezeichnet hat: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“

Ist es wahr, daß eine Erneuerung des religiösen Lebens innerhalb der vorhandenen Kirchen unmöglich ist? Der „überzeugte“ kirchlich gesinnte Mensch unserer Tage, er habe kirchliche Würden oder nicht, ist sich darüber klar, daß dieses Ergebnis des modernen Denkers falsch ist: denn es gilt nicht von der Kirche Petri mit dem siebenfachen Heilsquell der Sakramente — so sagt der römisch-katholische Christ; es gilt nicht von der Kirche Luthers, der Kirche des tief im persönlichen Gewissen wurzelnden Glaubens — so sagt der protestantische Christ. Es gilt nicht von meinem eigenen religiösen Kreis, der in der unsichtbaren Gemeinschaft der Heiligen steht — so sagt der Gemeinschaftschrist. Der römisch-katholische Christ ist sich ja tiefinnerst klar bewußt, daß die „Kirche“ Luthers in Wahrheit gar nicht Kirche ist, denn sie hat sich ja von der einen Kirche Christi losgelöst. Der überzeugte protestantische Christ hingegen ist sich ebenso klar und sicher bewußt, daß die Kirche Petri in Wahrheit gar nicht das Recht hat sich nach Christus zu neunen, denn sie hat als eine äußere Einrichtung „mit dem Evangelium nichts zu tun, ja widerspricht ihm grundsätzlich“, sie „knechtet die Gewissen“, „bringt die Religion um ihren Ernst“ und verwandelt den lebendigen Glauben in „blinden Gehorsam und stumpfe Devotion“¹⁾. Der überzeugte Gemeinschaftschrist ist sich in seinem verborgenen Innern bewußt, daß weder die Kirche Petri noch die Kirche Luthers die wahre, ganz lebendige Kirche ist, denn die Gotteskindschaft ist in diesen Bezirken aus einer Sache des einzelnen gläubigen Herzens zu einer Sache der Kirchenzugehörigkeit und des Dogmenglaubens geworden. Und so korrigiert jeder je nach seinem besonderen geistigen „Standpunkt“, je nach seiner besonderen „Überzeugung“ jenes Ergebnis, zu dem

1) Harnack, Das Wesen des Christentums, Anfang der fünfzehnten Vorlesung.

der Philosoph und mit ihm nicht wenige unter den geistig
ernsten modernen Menschen gekommen sind. Jeder betrachtet
sein religiöses Sonderbewußtsein als Kriterium für die Unter-
scheidung der Wahrheit vom Irrtum — und keiner fragt sich,
ob er nicht vielleicht gerade dadurch, daß er dies tut, indirekt
eine gewisse Bestätigung jener Behauptung gibt. Denn zum
innersten Wesen des Reiches Christi in den Seelen gehört,
was der Apostel mit den Worten ausdrückt: „Ein Leib und
ein Geist!“ Wo das Heilige in sich selbst gespalten ist, wie
kann da der Quell des Lebens unverkümmert in die dürre
Menschenwelt strömen? An die junge Gemeinde in Korinth
schrieb Paulus einst als zu Unmündigen in Christus: „Denn
da unter euch Zank herrscht und Zwietracht, seid ihr da nicht
fleischlich und wandelt nach allzu menschlicher Weise? Denn
wenn einer sagt: Ich bin Paulisch, der andere hingegen: Ich
bin Apollisch — seid ihr da nicht fleischlich?“

ZWEITER TEIL

VON DER GESTALT UND UNGESTALT DES CHRISTENTUMS UND VOM WESEN UND UN- WESEN DES ABFALLS

„Durch Einen Geist sind wir alle zu
Einem Leibe getauft worden.“

St. Paulus an die Korinther (I 12, 13)

IV.

Infolge der gefährlichen, tief unheilvollen geistigen Wirren der letzten Jahrhunderte hat sich die Frömmigkeit zu ihrem Selbstschutz in wohlgefügte geistige Panzerhäuser zurückgezogen, in denen der Sinn für die unmittelbare Wirklichkeit und für den Ruf Gottes in dieser Wirklichkeit notwendig Schaden leiden mußte¹⁾. Wenn es wahr ist, daß hierin die Tiefe der Entfremdung und das mangelnde Vertrauen in die Möglichkeit ihrer organischen Überwindung begründet ist, so muß sich von hier aus wohl auch ein Blick auf die Möglichkeit neuen Sichfindens.

Es ist ein Unterschied zwischen der inneren Gewißheit des Glaubens, die etwas religiös Notwendiges darstellt und ein bestimmtes dogmatisches Gepräge besitzt, und der Verkehrung dieser Gewißheit in das umpanzerte konfessionelle Bewußtsein, das wir heute auf seiten Roms wie auf seiten Wittenbergs

1) „Ein Sinn im religiösen Menschen scheint noch weit vor seiner Entwicklungsreife zu stehen, der Sinn dafür, daß wir Gottes Willen, also auch sein Wesen, nicht nur aus den heiligen Büchern, nicht nur aus den Geboten zu erkennen vermögen, sondern auch aus allen Zulassungen und Schickungen, also aus dem realen Leben, aus der realen Geschichte, aus dem Leben, wie es ist, aus der ungeschminkten, wach gesehenen Wirklichkeit. Denn die Wirklichkeit ist nun einmal wahrhaftig Gottes Werk.“ (Joseph Wittig, *Meine Erlösten in Buße, Kampf und Wehr, Erste Verteidigung.*)

wahrnehmen — und das bei sehr vielen in ähnlicher Weise in sich selbst verkrampft ist, wie wir das im Gefolge modernen Zeitgeistes bei so vielen Parteigehegen des heutigen geistigen Europa sehen. Vieles deutet darauf hin, daß wir anfangen müssen diesen Unterschied *sub specie aeterni* zu begreifen und so zu einer neuen Stufe der Verwirklichung Christi und seiner Kirche emporzudringen — oder daß es von uns heißen wird: Gewogen und zu leicht befunden. Sind die Sturmzeichen am Himmel Europas noch nicht deutlich genug? Ist die Flut des Elends noch nicht hoch genug? Das Herz Europas ist der Glaube. Der tiefe Riß aber geht mitten hindurch.

Der römisch-katholische Christ hatte stets ein sicheres, klar geformtes Wissen um das religiöse Wahrheitsgut, das ihm in der Kirche Petri als einem lebendigen, physisch-metaphysischen Organismus sichtbar und durch die Jahrhunderte fortwirkend gegeben ist. Es handelt sich nicht um Wahrheit im Sinne einer Wissenschaft oder wissenschaftlichen Weltanschauung, sondern um Wahrheit, die das Wesen des Menschen gleichmäßig und in seiner Ganzheit umschließt und ihn mit allen seinen Kräften, nicht allein mit seinem denkenden Bewußtsein, Sinn und Ziel seines Daseins lebendig erfassen läßt: Gott den Herrn zu loben, ihm Ehrfurcht zu bezeigen, ihm zu dienen. Der Mensch ist nicht um seiner selbst willen da, nicht für Genuß, nicht für kulturelles Wirken, sondern — für Gott. Gott aber ist nicht nur der Ferne sondern auch der Nahe, nicht nur der ganz Naturüberlegene sondern auch der die Natur Erfüllende. Und so bedeutet die Wahrheit des Glaubens eine Umstellung und Umschaffung des ganzen Menschenwesens und mit ihm der ganzen Ordnung der irdisch-menschlichen Welt, wie es im täglichen Offizium der Kirche, in der Terz, mit leuchtender Kraft ausgedrückt ist: „Heiliger Geist, einer mit dem Vater und dem Sohne, gieß dich ein in unsere Herzen und erfülle sie. Mund, Zunge, Geist, Verstand, die ganze Lebenskraft sollen Gotteslob erklingen lassen, aufflammen soll

feurig die Liebe, ihre Glut den Nächsten mit entzünden.“ Auch der Verstand soll Gotteslob erklingen lassen. Er soll dem Menschen sicher ins Bewußtsein schreiben, zu wem er gehört, woran er glaubt, wohin er schreitet: scio, cui credidi! Aber wie das Kind nicht aus Verstandesüberzeugung der Mutter Gehör schenkt, sondern aus natürlicher Liebe, so auch der Christ gegenüber der Wahrheit Christi. Nicht das prüfende und sichtende, das durch Prüfung und Sichtung sich überzeugende Bewußtsein ist der Keimgrund des Lebens, sondern schöpferische Liebe. Die bewußte Überzeugung ist ein Zweites, ein Hinzukommendes, nicht das Erste und Schöpferische. Sie faßt das Strömend-Bewegte in sichere Formen des Erkennens und hilft ihm so seine Richtung zu bewahren. Zuerst ist Christus da und die Seele und die Welt. Dann erst quillt das Bekenntnis empor: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Aber gerade weil es auf tiefe Wirklichkeit sich gründet, weil es Ausdruck ist und nicht Meinung, Aufstellung, Behauptung, darum ist es seiner selbst gewiß. Das ist das Wesen des Dogmas: es ist ehern in seinem Gehalt gleich dem Gott, zu dem hin wir geschaffen sind. „Ein Geist und ein Leib“ — dies ist die Sprache des Dogmas. Ehern und lebendig zugleich wie ein mächtiger Baum steht das geist-leibliche Gebäude des römischen Kirchentums da, gegründet auf die göttlich-lebendige, im Dogma kristallisierte Wahrheit, in seinen sich verjüngenden Wurzeln bis in die Zeit der Zwölfe zurückreichend, sich wandelnd gleich einem Baum in seiner geschichtlichen Erscheinung, unwandelbar in seinem übergeschichtlichen Wesen. Und doch nicht sich selber Zweck, so wie der Sohn kam um einem andern zu dienen, eines andern Wille und Wesen in sich zu gestalten, den Vater. Das Ziel heißt: Omnia instaurare in Christo — alles Christo wieder eingliedern. Auch jedes Sakrament — und die Kirche selbst ist im Grunde ein solches —, auch alle religiöse Übung und liturgische Form, auch alle bewußte Erfassung der Wahrheit im Dogma dient allein diesem

einen letzten Ziel: „Ihr in mir und ich in euch.“ Und so zuletzt: Gott alles in allem.

Es sei mit Nachdruck wiederholt: alles, was an der Kirche Petri Erscheinung ist, ist nach innerster katholischer Auffassung nicht sich selber Zweck, weder der unverrückbare Grund der Lehre und des Dogmas noch die große Einheit der äußeren universalen Organisation noch irgendeines der Sakramente, auch nicht die Eucharistie. „Sakrament und Kirche sind auf das letzte Ziel der Religion hin führende religionspädagogische Mittel.“¹⁾ Diese Mittel sind da, um Gottes Wesen den Menschen aufleuchten zu lassen, um das Menschenwesen in die ewige Wirklichkeit hineinzuziehen. Dies allein, das Heil, ist Zweck. Aller Wert und Sinn, alle verehrungswürdige Größe der „Mittel“ besteht nur um jenes Zweckes willen, besteht nur in ihm und durch ihn. Für den, der nicht mit den innersten Kammern seines Wesens jenem Zweck und Ziel sich aufschließt, sind alle Mittel, wie groß und verehrungswürdig sie auch immer seien, „äußerliche Gebärde“, gefährliches Surrogat und Werkzeug des schlimmsten Selbstbetruges, den es gibt, des religiösen. „Wer da unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selber zum Gericht.“

Wo dies vergessen wird, wo vergessen oder auch nur nicht nach Gebühr den Menschen ins Herz gebrannt wird, daß es nur ein einziges Ziel gibt, den lebendigen Gott und die Heimführung alles Menschenwesens in die ewigen Purpartiefen seiner Urwirklichkeit; wo auch nur der Schein bestehen kann, als würden die Mittel behandelt und gepflegt und verehrt wie ein Selbstzweck; wo man diesen Schein nicht fürchtet und haßt wie den Bösen selber; wo nicht dieser eine Ton alles andere mit Urgewalt übertönt, daß es der Geist ist, der aller Erde und aller Sichtbarkeit und aller Form, wäre es auch die heiligste und unersetzlichste, das Leben gibt — da ist der Ab-

¹⁾ Schlund, O. F. M. und Schmoll, O. F. M., Der moderne Mensch und seine religiösen Probleme, Mainz 1924, S. 58.

fall mitten in der Welt des Glaubens. Wo alle Ruhe des Glaubens, alle Gewißheit der Überzeugung, alle Sicherheit des religiösen Bewußtseins wie auch alles Glück und alle gute Gewohnheit andächtiger Glaubensübung und Glaubenspflege nicht immerdar durchzittert ist von einer tiefen, auf Erden unstillbaren Unruhe des Herzens zu Gott hin; wo der Wogenschlag des Unbedingten nicht immer wieder allen Schleim und Tang der Gewöhnung hinwegspült, der sich auf jenem sicheren Bewußtsein des Glaubens, auf jener Schönheit durchformter und altgeheiliger Übung ansetzen will — denn wir alle sind Menschen —; wo die Seele des einzelnen oder der Gemeinschaft so arm wird an dem ureigenen Hunger und Durst nach dem ewigen Gut, daß sie sich in bestimmter, von den Vätern überkommener Form religiösen Tuns und Denkens gleichsam zur Ruhe bettet, wo sie es vergißt, daß es bei alledem nur auf eines ankommt, darauf, daß Christus in uns als einzelnen und in uns als Gemeinschaft eine Gestalt gewinne, die uns so eigen ist, wie wir uns selbst — da ist der Abfall mitten in der Welt des Glaubens. Wo man „Herr, Herr!“ sagt und nicht alles „Herr, Herr!“-Sagen in demselben Augenblick in den Tiefen unserer Seele gleichsam verschlungen wird von jener tiefen Stummheit, die uns ergreift, wenn wir uns dem Antlitz des dreimalheiligen Gottes selber gegenübergestellt sehen; wo man von seinem „Herr, Herr!“-Sagen und von seiner Rechtgläubigkeit und von seinem festen Wissen um die Wahrheit gar viel Aufhebens macht wie ein reicher Mann von seinen vollen Scheunen und Kasten, wo man jenes Wissen gern an die große Glocke hängt und sich was Rechtes darauf zugute tut und nicht übel Lust hat, sich selber darin zu bespiegeln wie ein eitles junges Mädchen: „Wie fein ist es doch, daß du der Wahrheit näher bist als die andern draußen, daß du das Bewußtsein haben darfst, daß du im Schoße der Wahrheit selber geborgen bist, daß es Licht ist in deinem Innern, während die andern draußen, ach! die Armen, in Dunkel

und Dämmer tapen und das Licht nur in getrüben und vereinzelt Strahlen, aber nicht in seiner Fülle haben!“; wo man mit Stolz bekennt: „Ich bin ein Glied der wahren Kirche Christi, des mystischen Leibes des gekreuzigten und auferstandenen Erlösers der Menschheit“, und nicht im gleichen Augenblick mit seinem frohen Bekenntnis im Innern gleichsam zusammenbricht wie unter einem harten Schläge und es fühlt, so wie der Arme von Assisi es gefühlt hat, daß der ärmste, unwissendste Ketzler, Verlorene und Straßenräuber jeden Augenblick dem ewigen Gott hundertmal näher sein kann als wir selbst mit aller unserer stolzen Rechtgläubigkeit, mit allem unserem Wissen um die Wahrheit, mit allem unserem Almosengeben und Predigen und Messelesen und Kirchengehen — da ist der Abfall mitten in der Welt des Glaubens. —

Es gab Zeiten, wo die Menschheit in der Kirche Petri fern von diesem Abfall war, wo sie ihn, der ja immer auf der Lauer liegt, weil wir Menschen sind, auch immer wieder aus der Kraft des gemeinsamen Lebens heraus überwand, so daß er in der Gemeinschaftsseele keine Macht gewinnen konnte. Das war vor allem in den Zeiten des Anfangs, als die Glut erster Liebe noch mächtig war. Auch die Höhe des Mittelalters muß wohl eine solche begnadete Zeit gewesen sein: die Dome und viele große Heilige legen davon Zeugnis ab. Auch in diesen Zeiten standen Irrlehren auf, starke, mächtige Irrlehren, aber solange der Abfall im Herzen der kirchlichen Christenheit selber keine Wurzel schlagen konnte, wurden sie überwunden, ohne daß schwerer Schaden erwuchs. In der Gemeinschaftsseele der in der Kirche zusammengeschlossenen abendländischen Menschheit waren die Kräfte, die bei allem Reichtum der kirchlichen Formenwelt mitten in dieser Fülle die Unbedingtheit des Göttlichen lebendig spürten, mächtiger als jene Neigung der menschlichen Natur und ihrer Schwäche, über den „Mitteln“ den Zweck, über dem Sichtbaren die überragende Wucht des Unsichtbaren zu vergessen. An über-

ragenden religiösen Geistern und Lehrern, an den Heiligen, die aus der Kraft des Unbedingten heraus mitten in den Alltag der abendländischen Menschheit das lumen Christi durch ihr Wesen hineintrugen, entzündeten sich immer wieder jene hellen Kräfte der Erfüllung, die keine innere Leere, keine seelische Schalheit und Trübe, kein gläubiges Sich-zur-Ruhe-Setzen auf dem Vätererbe dulden, die immer neue Weiten und Tiefen des Glaubens erschließen oder doch ahnen lassen.

In der Zeit des sinkenden Mittelalters wurde es anders. Der Abfall lauerte da nicht mehr nur im Hinterhalt, in Schach gehalten durch quellstarkes Leben und Streben, sondern er begann mächtiger zu werden als die Gegenkräfte, er begann sich in der Welt des Glaubens selber einzunisten. Was Mittel war, wurde als Zweck behandelt, was Weg war, wurde als Ziel angesehen. Die Diener am Heiligtum waren in großer Zahl und selbst bis hinauf zum höchsten Hirten und Führer in Rom solche geworden, die unwürdig aßen und tranken am heiligen Tisch: sie aßen und tranken sich selber zum Gericht. Der Abfall hatte in der Welt des Glaubens Hausrecht bekommen.

Der Protest gegen diesen Abfall mitten in der Welt des Glaubens ist das reformatorische Christentum. Und dieser Protest war nicht das Werk der Menschen, durch die er in Erscheinung trat; denn auch „aus allen Zulassungen und Schickungen“, aus der „ungeschminkten, wach gesehenen Wirklichkeit“ redet der Eine und Ewige, dessen Gedanken größer sind als unsere Gedanken.

Die Kirche der Reformation ist Protest gegen den Abfall mitten in der Welt des Glaubens: was soll es, darüber zu streiten, ob sie in Wahrheit Kirche ist oder sich nur so nennt? Es gibt nur eine Kirche Christi, und um sie kreisen die Geschicke der Menschheit. Alle Wirrungen und Irrungen in der Geschichte der Menschheit kreisen zuletzt um sie. Sie ist ebenso immerdar im Sein, wie sie immerdar im Werden ist. „Dein Reich komme zu uns!“ steht auf ihrer Schwelle, „Gott

alles in allem!“ steht in ihrer Kuppel. Christus ist da — und er ist doch der ewig zu ihr kommende. Nur dort erfüllt sich ganz ihr Sinn, wo durch die Kraft heiliger Zweieinheit in den Sakramenten das Unbedingte mächtig wirkend als wahrhaftiges Heil und als wesenhafte Erlösung in die ganze Welt des Bedingten hineinschreitet. Blindheit zerstreud, Lahmheit zerstörend, Aussatz heilend, das Zertrennte sammelnd in einer Glut, in einer überstarken Liebe. Nur dort erfüllt sich ganz ihr Wesen, wo in der Seele der Gemeinschaft, ihrem Sein und ihrem Schaffen, das Wesen des Sohnes, durch den alle Erdendinge geworden sind, in jenem übermächtigen Glanze aufleuchtet, von dem die Heidenwelt erschüttert ist: „Wahrlich, dieser lebt und redet wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten!“ Worte können trügen; das Wesen der Kirche ist Kraft. Es gibt nur eine Kirche Christi und ihre immer treuere Erfüllung ist das verborgene Ziel und Trachten selbst solcher, die im Namen Christi gegen ihre Sichtbarkeit und gegen die Gefahr des Abfalls in dieser Sichtbarkeit sich auflehnen. Was ist der Sinn solcher Verneinung, wenn nicht eine tiefere Bejahung? Was ist der Sinn der Not, wenn nicht wachsende Kraft? Die Verneinung ist da, damit aus ihr eine tiefer verwurzelte, wahrhaftigere Bejahung emporwachse, als sie Tausende derer üben, die auf ihren „Besitz“ der Wahrheit so stolz sind und ihn so ängstlich hüten — und die gerade um ihres falschen Stolzes und ihrer falschen Angst willen die Wahrheit nicht „besitzen“. Erst wenn dieser falsche Stolz, dieser Verführer zum Abfall, in der Gemeinschaftsseele derer, die sich der Wahrheit näher fühlen als die andern, verbrannt sein wird in der Glut dessen, vor dem die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sind, erst wenn ein besserer Stolz und Ruhm in Worten, Gesten und Taten an seiner Stelle stehen wird, erst dann wird das lichte, göttliche Goldgefäß wieder aufstrahlen in dem Glanze, vor dem die Welt erzittert und der ihm verheißen ist: „Ich in ihnen und du in mir — das Licht

der Welt!“ Mag auch das Auge des Glaubens und der Hoffnung, vor dem Vergangenheit und Zukunft eines sind, mag auch das Auge der Liebe, dem das Unwirkliche wirklich, das Wirkliche unwirklich ist, diesen Glanz immerdar sehen und mit Recht ihn sehen — denn die Erdendinge wären uns unerträglich ohne diesen verklärenden Blick —, er wird doch erst dann wieder neu und wirklich sein, wenn das Metanoeite des Täuflers mit ganz neuer Schärfe und Schwere in unser aller allzu ausgedörrte Seele hineingefahren sein wird, hineingefahren wie ein blitzendes Schwert und wie ein Föhnsturm. Unhörbare Stimmen werden dann aufjubeln, als sängen sie: „Erlösung dem Erlöser!“ Es wird dann ein Wehen um uns sein wie von der Märzenluft, in der das Eis zu krachen beginnt und halb versiegte Quellen im erstarrten Boden neues Leben gewinnen. Aber zuvor ergeht ein Gericht über die „drinnen“ und über die „draußen“, und dieses Gericht ist schon unterwegs. Es ist schon da, doch die wenigsten wollen es sehen. Die wenigsten wollen die Augen ganz auftun und von der Welt der inneren Bilder hinwegblicken. Und so muß noch mehr Gischt und Blut über uns kommen! — Wir werden die Wirklichkeit wie eine Sturmflut an die Flachküsten unserer stolzen Erkenntnis heranbranden sehen und viele, die sich für weise hielten, werden nicht nur in Worten, sondern in Wahrheit sich als Toren erkennen. So wird langsam schreitend und durch viel Not und Wirrsal hindurch die Zeitenstunde sich nähern, da Grenzscheiden, die wir für unüberwindlich hielten, auflodern werden wie trockenes Holz in dem Feuer, das der Menschensohn auf die Erde zu werfen kam und das heute in den Seelen von allzuvielen, Führenden und Geführten, allzu trübe brennt. *Credo unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam!*

Es gibt nur eine Kirche Christi, so wie es auch nur einen Welterlöser gibt, und um sie kreisen selbst die Irrungen und Wirrungen, die sich der abendländischen Seele bemächtigt

haben. Es gibt keinen Kreis, der nicht von ihnen heimgesucht würde. Liegt nicht die letzte verborgene Ursache des Unheils mitten in der kirchlichen Menschheit selbst? Wiegt die Sünde derer, die viele Gnaden empfangen haben und zum Führertum und Hirtenamt berufen sind, in der Wage des Himmels und der Geschichte nicht weit schwerer, als die Vergehen anderer? Jede kleine Tat, sie sei gut oder böse, bewirkt im Meere des geschichtlichen Seins immer neue Wellenkreise. Und es gibt Taten und Verhaltensweisen, die vorübergehend sind wie der Gensentritt; aber dieser Tritt löst vielleicht am Schnee hang den kleinen Stein los, welcher der Anlaß wird, daß eine zerstörende Lawine niedergeht. Wir können die tieferen Zusammenhänge des geschichtlichen Seins und Werdens nicht durchschauen. Aber dem Gericht, das sich in ihr vollzieht, entgeht keiner. Denn der Herr der Geschichte und aller geschichtlichen „Entwicklung“ ist der, dem auch die Dämonen dienen müssen, und sei es mit Knirschen, und um dessen smaragdenen Stuhl Tag und Nacht die Seraphim singen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Allmächtige!“

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters wurde der Bund zwischen der kirchlichen Menschheit und der empordringenden Renaissance geschlossen, der in den Adern des kirchlichen Organismus, in seinem Haupt und seinen Gliedern, das Blut immer mehr vergiftete. Dieser Abfall von der geistigen Unbedingtheit des Göttlichen, wie sie sich in dem gewaltigen Sursum corda! der gotischen Dome körperhaft ausdrückt, mußte den Protest des Unbedingten bewirken, der im reformatorischen Glauben und Kirchentum Gestalt gewann. Das Verhängnis der Irrungen und Wirrungen nahm seinen Lauf. Es ist, als hätte der Herr der Geschichte ihm endlich freie Hand gegeben, als der Nachfolger Petri daran ging, mit Gold die Kuppel aufzubauen, in der das „TU ES PETRUS —“ auf die Gläubigen herabblickt, mit dem Gold der Erde, aus dem das Auge des Versuchers hervorschielt und das der Same der

Zwietracht und der Trennung, der Inbegriff der irdischen Macht ist. Ablassprediger nahmen es an, damit ein Denkmal und Wahrzeichen der Kirche Petri erstünde ¹⁾. In demselben Jahrhundert, in dem die Einheit des abendländischen Glaubens in Stücke brach, in dem in der Mitte Europas und in seinem Norden ein Gebiet nach dem andern sich von der Kirche Petri lossagte, ließ der Oberhirte der Christenheit in der Hauptstadt des Südens einen Stein nach dem andern zum Bau der Peterskirche fügen. Ein lebendiger Stein nach dem andern brach im Norden heraus, ein toter Stein nach dem andern wurde im Süden herbeigetragen. Als nach hundert Jahren Michelangelos gewaltiger Kuppelbau, das Sinnbild der weltumspannenden Einheit des römischen Kirchentums, sich vollendete, da schickten in Deutschland die katholischen und die protestantischen Fürsten ihre Heere gegeneinander: die Einheit des Glaubens war — zerbrochen. Sie ist es bis zur Stunde geblieben. Jene Entwicklung hatte begonnen, die über das Jahrhundert Voltaires hinweg einerseits zum Vatikanischen Konzil, anderseits zu Karl Marx, Ernst Häckel und zum Weltkrieg führte. In Rom schwingt in stolzer, imposanter Pracht die Kuppel des „TU ES PETRUS —“ ihr gewaltiges Rund und in Deutschlands Hauptstadt bekennt eine sechzehnjährige Kontoristin: „Es kommt einem so komisch vor, mitten in Berlin eine Kirche zu sehen!“

Der gotische Dom ist wie ein ruheloser Aufstieg, der keine Grenze und Begrenzung kennt außer Gott selbst und der die Seele der in seinen Hallen Versammelten aus aller trägen Ruhe und Selbstgerechtigkeit aufzurütteln sucht um sie mit sich emporzureißen: „Du hast uns zu DIR hin geschaffen —.“ Die Kirche der Renaissance ist wie eine feierliche, prunkvolle

1) Die sechsundachtzigste der 95 Thesen Martin Luthers von 1517 lautet: „Warum baut der Papst, dessen Vermögen heute fürstlicher ist als das der reichsten Geldfürsten, nicht lieber aus seinen eigenen Mitteln diese neue Kirche als aus den Mitteln armer Gläubiger?“

Ruhe, breit auf die Erde hingelagert, die sich mit Zierat und Gold behängt und mit sich selbst und der eigenen Größe recht wohl zufrieden zu sein scheint: in ihrem Ansehen mehr ein Palast als eine Kirche. Die in lauter vertikale Linien aufgelösten Formen des gotischen Domes verkünden: Wir sind eine Unruhe zu Gott. Die reiche, schließlich ins Überreiche und selbst Spielerische hineinschreitende Architektur der Renaissancekirchen scheint auszusprechen: Wir besitzen die Wahrheit — und wir wissen es sehr genau, daß wir sie besitzen!

So wie sich der heilige Franz, der treue Sohn der Kirche, mit seiner Braut, der Armut, vermählt hatte, so regte sich im reformatorischen Christentum und seinem Protest gegen die Übermacht der religiösen Formen und „Mittel“ in der damaligen Erscheinung der Kirche Christi die innerste Wesenskraft der Kirche selber. Ein gewaltiges „Eins ist not!“ war der Grundton. Die Bewegung, die mit Luthers Thesen gegen den Ablaß anhub und die bis heute nicht zur Ruhe gekommen ist, hätte nicht zur Glaubenspaltung führen können, wenn nicht den meisten unvermerkt der Geist des Abfalls von der inneren Unbedingtheit des Glaubens Christi in der Seele der kirchlichen Menschheit selber allzu tief Wurzel geschlagen hätte ¹⁾. So war es möglich, daß gerade unter den germanischen Völkern mit ihrem Hang zu rücksichtslosem Ernst und unbedingter geistiger Wahrhaftigkeit die „Irrlehre“ jenes Mönches tausendfachen Widerhall fand. Gott alles in allem, Gott alles allein — darin lag das Geheimnis der Macht, die der Protestantismus gewann. Seine Einseitigkeit ist seine Stärke — und sein Verhängnis.

¹⁾ Auch auf römisch-katholischer Seite beginnt man da und dort dieser Tatsache ins Auge zu sehen. Max Pribilla S. J. schreibt: „Wenn wir heute über die Reformation urteilen, müssen wir uns bewußt sein, daß die beklagenswerte Glaubenspaltung des 16. Jahrhunderts nach menschlichem Ermessen nicht gekommen wäre, wenn die Kirche und ihre Vertreter damals auf der Höhe ihrer Aufgabe gestanden hätten.“ (Stimmen der Zeit, August 1925, S. 400.)

V.

Der Protestantismus vergaß, daß er aus der innersten Wesenskraft der *Una sancta catholica* selber heraus geboren wurde, aus dem Willen zur Unbedingtheit des göttlichen Geistes, der in den Heiligen sichtbare Gestalt gewonnen hatte. Er versteinerte gleichsam in seinem Protest, in dem Gefühl des Andersseins, und so wurde aus dem reformatorischen Glauben ein neues „Bekenntnis“, eine besondere „Konfession“.

Der Herr der Geschichte ließ es geschehen. Er ließ es zu, daß der Protest noch heute vorhanden ist. Würde er es aber zulassen, wenn der Sinn des Protestes erfüllt wäre? Solange er nicht erfüllt ist; solange wir den Sinn dieses Elends nicht begriffen haben; solange wir uns heimlich sträuben ihn zu begreifen und um unser Elend geistig herumzugehen versuchen; solange wir uns lieber hinter den geistigen Panzerplatten unseres „konfessionellen Bewußtseins“ verschanzen und verstecken, hier des protestantischen, dort des römisch-katholischen; solange wir die „Liebe Christi“, die Liebe zur Wahrheit, so fein und geistig aufzufassen vermögen, daß sie sich mit hundertfacher praktischer Lieblosigkeit verträgt und wir es dabei gar nicht gewahr werden, daß die Zerspaltung des Glaubens in unserem eigenen Wesen ihre tiefste Quelle hat ¹⁾ — solange kann sich auch die blutende Wunde nicht schließen und das lichte, göttliche Gefäß nicht aufs neue in dem Glanze aufstrahlen, der ihm verheißen ist. Bis dahin muß die Seele der Christenheit krank und bluten — und mit ihr die Völker!

Der Herr der Geschichte ließ es geschehen, daß aus dem reformatorischen Protest gegen den Abfall mitten in der Welt

¹⁾ Heute erstrebt man nicht nur eine „katholische Kultur“, sondern man fängt auch an anzurufen um „den Weg frei zu machen für eine evangelische Geisteskultur“ — offenbar nach dem sehr christusgemäßen Grundsatz; was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Und so ist Christus heute in Wahrheit „zerteilt“ (1. Kor. 1, 13), zerteilt durch die — Seinen.

des Glaubens eine Art Gegenkirche hervorging — so deutlich dieser Zustand auch den Stempel des Widersinns an der Stirne trägt, sichtbar für jeden, der Augen hat. Es ist töricht zu sagen, daß der an sich verständliche und notwendige Widerspruch an einem bestimmten Punkte hätte Halt machen müssen, so daß die Reformation nicht zur Revolution geworden wäre, daß er sich mit der Forderung der Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern hätte begnügen müssen, mit der Arbeit an solcher Erneuerung innerhalb der gesetzten Ordnung, statt diese Ordnung selbst anzutasten und die Autorität der Kirche Petri im Bewußtsein von vielen Tausenden zu zertrümmern. Die Stärke der Gegenwirkung gegen den Abfall entsprach der Größe und Tiefe dieses Abfalls selbst. Wenn lange aufgespeicherter Druck in den Seelen sich endlich Bahn bricht, nachdem er kühne und entschiedene Wortführer gefunden hat, wer will dem befreiten seelischen Element dann vorschreiben, wo es Halt zu machen hat? Der Wille führender Geister vermag viel, aber letzten Endes ist auch er nur Werkzeug und Ausdruck dessen, was aus den Tiefen der Gemeinschaftsseele mit ursprünglicher Gewalt hervorbricht. Keinem der vielen, die in den Jahrhunderten vor Luther dem in der Kirche um sich greifenden Abfall im Namen Christi und der Kirche selbst hatten Einhalt tun wollen, war dies gelungen. Der Abfall hatte schon zu tief Wurzel geschlagen. Jedem „Empörer“ und „Irrlehrer“ drohten Bannstrahl und Scheiterhaufen. So wehrt sich ein weltlicher Herrscher, dessen Ansehen nicht mehr auf geistigen Grundlagen ruht, mit den Mitteln äußerlicher, roher Gewalt. Die brennenden Scheiterhaufen waren das Wahrzeichen der Größe des Abfalls von dem Geist und der Gesinnung dessen, als dessen Nachfolger und Stellvertreter sich die Päpste betrachteten. Die Flammen, welche vor den Toren Wittenbergs die päpstliche Bannbulle verzehrten, dienten schwerlich einem ebenso ungeheuerlichen Abfall vom Glauben Christi wie die, welche den Leib Savonarolas verschlangen.

Der reformatorische Glaube konnte und kann es nicht verleugnen, daß er Gegenwirkung ist. Das ist sein Natursinn und über diesen kann er nicht hinaus. Er ist eine gewaltige Gegenwirkung gegen den Verrat des religiösen Lebens der Seelen an die religiösen Mittel und Formen ¹⁾, wie tief ehrwürdig

1) Von hier aus muß man die geistige Selbsterfassung des Protestantismus und das einigende Prinzip mitten in aller seiner inneren Zerspaltung und selbst Gegensätzlichkeit verstehen: denn es ist viel zu wenig, hier nur von einem Gegensatz gegen „Rom“, gegen Rom schlechtweg, zu reden. Der Gegensatz gegen „Rom“ erwächst aus einem positiven religiösen Willen. Dieser ist das Primäre, aus dem das Negative, das Nein gegen „Rom“, hervorgeht. Das wird im Banne der konfessionellen Bewußtseinstrübung immer und immer wieder übersehen. Zugrunde liegt der Wille, um jeden Preis der religiösen Gefahr, die im römischen Kirchentum liegt — und die im späteren Mittelalter und in der werdenden Epoche der Renaissance übermächtig wurde —, zu entgehen und das religiöse Leben aus dem Geist des Evangeliums heraus dauernd vor dieser Gefahr zu schirmen (obwohl dieser Wille in seiner spiritualistischen Vereinseitigung und Übersteigerung nicht weniger schlimme Gefahren entgegengesetzter Art heraufbeschwört). Solange man diesen Willen zur „Reinheit“, Unvermischtheit, geistigen Absolutheit des Religiösen — mag er auch in der Wirklichkeit scheitern — nicht als das positive Grundwesen des Protestantismus erkennt, aus dem einerseits unter den im westlichen Europa gegebenen Verhältnissen die Gegensatzhaltung gegen das römische Kirchentum schlechtweg, anderseits die innere Zerrissenheit und Gegensätzlichkeit des Protestantismus geschichtlich hervorgeht, solange man in dem Nein gegen das römische Kirchentum als solches das „einzige“ einende „Band“ der protestantischen Gruppen und Grüppchen erkennen zu müssen glaubt statt auf den positiven Grundwillen zurückzugehen, ist ein inneres Sichbegegnen der religiös Entschiedenen und Führenden auf dieser und jener Seite unmöglich. „Rom“ ist für den typischen und religiös ernstesten Protestanten im Grunde ein Symbol, keine geschichtliche Tatsache; das Symbol der einen großen Gefahr, die allem religiösen Gemeinschaftssein auf Erden droht, der Gefahr der Verzwecklichung der Mittel. Um dieser Gefahr zu entgehen, nimmt der Protestantismus die entgegengesetzte Gefahr, die der subjektiven Entformung und Verflüchtigung des Heiligen, in Kauf; denn wie soll er dieser entgehen ohne den als spezifisch „römisch“ abgestempelten Formprinzipien der Gemeinschaft sich zu nähern? So ist er beständige Krisis: und soll es sein! — Vgl. Adolf v. Harnack, Christl. Welt, 40. Jahrg., Nr. 1, S. 10: „Worin besteht also die religionsgeschichtliche Bedeutung der Reformation Luthers? Darin, daß sie die Religion aus allen Verklüsterungen herausgezogen, alles Peripherische und Halbe abgestoßen, alle äußeren Autoritäten beseitigt und sie ausschließlich auf ihren heiligen Ernst und auf ihren Trost beschränkt hat, der in dem exklusiven Verhältnis ‚deus et fides‘

diese — menschlich gesprochen — auch sein mögen, wenn sie als das betrachtet und hingenommen werden, was sie sind, als Vermittler und Zeichen des göttlichen Lebensstromes. Was sind aber Kirche, Priestertum, Papsttum, Sakrament, Messe, Dogma, was ist alle Sichtbarkeit der Kirche, wenn man sie absolut setzt, wenn sie als Eigenwert angesehen werden, wenn man nicht allein den Atem dessen in ihnen sucht, der in die Seelen dringen will wie ein feuriger Strom um mit ihnen und durch sie in der Menschenwelt eine Gestalt zu gewinnen? Was ist dann solches Werk anders als „Teufelswerk“, so wie es Luther nannte? Das Reich Gottes ist ein Reich der Seelen und darum kann keinerlei sichtbare Form seine „Grenze“ bezeichnen. Man mag ihm Grenzpfähle setzen, so viel man will, es kümmert sich nicht darum. Man mag Gräben ziehen, so viel man will, es schreitet über alle hinweg. So gewiß der Inhalt der Offenbarung Christi nicht eine neue Lehre und Weisheit ist, sondern viel mehr als dies, ein wesenhaft neues, gottgeborenes, fortzeugendes Leben, das alle Kräfte des Menschen gleicherweise umfaßt und selbst körperlich zu ihm kommt, so gewiß kann man vom Reiche Christi nicht sagen: „Siehe, hier oder da ist es!“ Denn alles Leben ist ein Mysterium und erst recht das Leben, das in Christus den Menschen erschienen ist und dessen Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes, Menschaugen schauen. Sein Wurzelgrund ist in jenen Abgründen unserer Seele, in die kein Verstand der Verständigen jemals hineinzuleuchten vermag.

(Gott in Christus und kindliches Vertrauen⁴) gegeben ist.“ Eine entsprechende Beurteilung des reformatorischen Willens (der ja etwas gänzlich anderes ist als irgendeine Art seiner geschichtlich-realen Ausprägung und Auswirkung) bedeuten die Worte Emil Brunners: Es „steht und fällt biblisch-reformatorischer Glaube mit dem Worte Solus, ob wir dabei mehr an das Lutherische Sola fide oder an das Calvinische Soli Deo gloria denken. Mit diesem ‚Gott allein‘ ist alles gesagt, was sie meinten, Ihr Lebenswerk ist nichts als ein ungeheurer Kommentar zu diesem einen Wort. Das ist ihre Theologie“. („Die Mystik und das Wort“, Tübingen 1924, S. 391.)

Wo Gottes Odem durch die Seelen weht, da ist das Reich Christi. Und so ist die „unsichtbare Kirche“ stets größer als die sichtbare. Diese aber umschließt sehr viele, die nur dem Scheine nach zu ihr gehören und die an ihrer Seele keinen Anteil haben: „Quam multi non nostri quasi intus, et quam multi nostri adhuc quasi foris“ (Augustinus). Wo aber das Reich Christi in den Seelen sich verwirklicht, da verwirklicht sich in den Seelen und durch die Seelen hindurch auch die Kirche Christi¹⁾. Und sie verwirklicht sich notwendig in Sichtbarkeit, sie kann sich gar nicht anders wahrhaft verwirklichen.

Was wäre das für ein Strom, der sich nicht ein Strombett gräbt, sobald die Quelle zum Bach, der Bach zum Fluß sich weitet? Und der Strom des lebendigen Wassers, der von Christus aus ins Menschenland strömt, sollte sich kein Strombett schaffen? Er sollte schwächer sein als der spröde Grund der Erde? Wohl: die Wolken fliegen, so weit der Himmel ist, und ihr befruchtendes Naß senkt sich da und dort auf das dürre Land. So ist das Leben aus Gott da und dort auf Erden

1) Vgl. 1. Petr. 2: „Ihr werdet als lebendige Steine auf Ihn gebaut als ein geistiger Tempel, zu heiliger Priesterschar . . . Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschar, Gottes Volk.“ — Johann Adam Möhler schrieb: „Es muß also gesagt werden: die durch den Heiligen Geist den Gläubigen gegebene tätige Kraft bildet sich den sichtbaren Körper der Kirche; und die sichtbare Kirche erhält und trägt die gegebene höhere Kraft und teilt sie mit. Deswegen ist sie jedoch noch kein bloßes Institut. . . . Vom Begriff eines Instituts ist der Nebengedanke des Mechanismus nicht zu trennen; die Kirche ist aber ein lebendiger Organismus.“ Die Kirche muß „als die äußere Produktion einer innern bildenden Kraft“ aufgefaßt werden. „Der Begriff der Kirche wird einseitig bestimmt, wenn man sie eine Anstalt nennt oder einen Verein, gestiftet zur Erhaltung und Fortpflanzung des christlichen Glaubens; sie ist vielmehr ein Erzeugnis dieses Glaubens, eine Wirkung der in den Gläubigen durch den Heiligen Geist lebendigen Liebe.“ (Möhler, Die Einheit in der Kirche, II. Abt., 1. Kap., § 49.) Möhler lehnt die einseitige Bestimmung der Kirche als einer Anstalt darum ab, weil man damit zu verstehen geben würde, „die Kirche sei früher gewesen als die Gläubigen, da sie erst in jener zu solchen geworden seien; die Kirche sei überhaupt etwas anderes als die Gläubigen, gleichsam außer diesen“ (ebenda).

und überall ist es hell und schimmernd wie der Tau. Es fließt lebenschafter durch alle feinsten Adern jeden Grases und jeder Blume und selbst das Unkraut nährt sich noch von ihm. Aber wo immer die Tropfen des lebendigen Elements sich sammeln, sich zusammenschließen, wo sie hell und mächtig werden durch solche Einheit gleich einem beweglichen Vorrat lebendiger Werdekraft, da spüren sie das Gesetz der Erde und der Sichtbarkeit, das Gesetz der Form, auch in ihnen sich regen; und sie müssen sich zwischen Sand und Gestein ein kleines Bett graben und müssen sich rieselnd und rinnend einen Weg suchen ins Tal hinab zu dem einen Fluß und Strom: wohl ihnen, wenn der Weg nicht zu sehr mit Geröll verlagert ist, wenn sie nicht zuvor „in öder Wüste gier'ger Sand“ verzehrt!

„Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.
Doch ihn hält kein Schattental . . .
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet . . .“

Der Strom ist nur einer, so wie auch die Quelle nur eine ist. Und wo immer das belebende Naß unter Gottes Sonne, die das Gedeihen gibt, in Pflanzenadern steigt und kreist, wo immer weiße Wolken über das Land ziehen, ist es Wesen von seinem Wesen, Leben von seinem Leben. Der vierte Evangelist sagt von dem Logos: „Alles ist durch ihn geworden und ohne ihn ist nichts geworden, was geworden ist.“ Und Er selbst sagte von sich: „Ich bin das Leben.“ Wenn der Strom im sicheren Bett zwischen Wiesen und Wäldern dahinrauscht, Tag

um Tag, Nacht um Nacht; wenn des Tags in seinem rastlos großen Strömen die Tiefe blauen Himmels sich spiegelt, als grüße sie das Element, das aus ihr selber kommt; wenn des Nachts die Sterne in unwandelbarer Ruhe über ihm stehen und er in der gewaltigen Aufgeschlossenheit seines sich breiten- den Spiegels, in dem Wunder der tiefen Ruhe seines bewegten Strömens ihr Licht in sich einzusaugen scheint; wenn Wind und Stille, Regen und Sonne über ihn hingehen und das leise und doch mächtige Rauschen seiner Wasser kein Ende nimmt: dann ist es, als ob in seinem Rauschen die Schöpfung selber ihr Lied singe, gleich einem verhaltenen Jubel, einer verborgenen Trauer, einem nimmer schweigenden Gebet, ihr Lied von dem Geheimnis Gottes und seiner Schöpfung, das kein Überkluger zu verstehen vermag; von dem tausendfältig fluten- den Leben, das doch nur eines ist, von der großen Einheit, die in tausend lebendigen Formen sich kundtut, von dem immer- währenden Auszug der Wasser und von ihrer immerwährenden Heimkehr, von der Taufe mit Wasser und mit Blut, von

„der reinen, reichen Quelle,
Die nun dorthier sich ergießet,
Überflüssig, ewig helle
Rings durch alle Welten fließet“.

Christus ist die Quelle und ist der Strom. Das Geheimnis der Schöpfung ist in ihm beschlossen. Alles hat Gott, nach des Apostels Worten, unter seine Füße getan. Alle Wasser, alles tiefe Verlangen der Menschenerde muß ihn suchen, denn er ist aller Wesen Sinn. Und in allem Suchen ist wiederum er selbst. Wir suchen den Strom; wir suchen mit dem Strom das Meer. So strebt das Endliche wieder hin zum Unendlichen, das Einzelne hin zum Ganzen. Wir sind die Wassertropfen, Christus aber ist der Strom: in ihm nur sind wir eins, in uns aber ist er wirklich. So lehrte Augustinus, daß die Glieder des einen Leibes nicht nur Glieder Christi seien, sondern „Christus“. Und Er selbst: „Bleibet in mir — und ich in euch!

Liebet einander, so wie ich euch liebe! Liebe — das ist das ganze Gesetz. Daran wird die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Liebe untereinander habt.“ Der Strom ist in seinem Weben und Strömen eine große sichtbare Einheit: und so ist „Liebe“ der Sinn des Daseins. Wie sie die Welten in ihren Bahnen hält, so zieht sie in beharrlicher Lockung jegliches Menschenwesen hin zu der großen Einheit, Ganzheit und Fülle, für die es bestimmt ist. Das Für-sich-sein-wollen, der Eigenstolz, die falsche Satttheit und Selbstgenügsamkeit, das Widerstreben gegen den Zug Gottes, der doch der Zug unserer eigenen innersten Natur ist, das ist die Wurzel alles Abfalls, alles Verderbens, aller Sünde. Die Lieb-Losigkeit, und mag sie sich selbst in das Gewand geistiger Liebe zur Wahrheit kleiden, ist das Grundübel der Welt. Die Wahrheit wird in demselben Augenblicke falsch, wo sie mit Lieblosigkeit, Scheelsucht, rechthaberischem Wesen sich verbündet, wo sie sich mit Satttheit paart. Denn die Wahrheit ist ihrem Wesen nach ein Sein und Leben, kein Denken, keine Lehre, kein System von Ideen, Meinungen, Begriffen. Und alles Leben ist ein zartes Ding: ein klein wenig Gift schon vergiftet das Ganze. Es gibt keine Wahrheit außer Gott; Gott aber ist — „die Liebe“. Und diese „eifert nicht“, sie „bläht sich nicht auf“; non aemulatur, non inflatur. Denn sie weiß, daß sie die innerste Kraft alles Daseins ist und daß darum kein Seiendes ihrem Zug immerdar zu widerstreben vermag. Und so achtet Paulus sie noch höher selbst als Glaube und Hoffnung. Das Auftrumpfen mit der Wahrheit reizt zum Widerspruch. Zeigt sie sich aber verkörpert in der Gestalt der „Liebe“, die in der Weite und heimsuchenden Kraft ihres Seins die Züge des Ewigen trägt, so steht sie im Bunde mit der innersten Kraft, mit dem innersten Gesetz jeglichen Wesens selbst. Dann ist sie wie das stille Glänzen und Fließen des Stromes im Tal, des Stromes, der alle an sich zieht.

Der Strom ist mehr als das Bett, in dem er fließt. Und

dennoch wäre er ohne das Bett nicht das, was er ist; die Ufer mit Busch und Baum oder mit Fels und Wald, der verborgene Grund mit seinen blanken Kieseln gehören wesenhaft zu ihm, obwohl sie ganz anderer Stoffes sind als die strömenden Wasser. Aber indem diese zur Erde herabsanken, indem sie als Quelle hervortraten, unterwarfen sie sich dem Erdengesetz der Form. Alles auf Erden sucht die Form seines Seins, die ihm von Anfang her bestimmt ist, und es findet keine Ruhe, ehe es sie erreicht hat. Alles naturhafte Sein findet sie mit leichter Mühe. Der Strom findet sein Bett von selbst und formt es sich in freier Wechselwirkung mit den Bildungen der Erde allein durch sein Strömen. Ist er ganz, der er ist, so ist er frei, groß und schön. Das Kind weiß nichts von Problematik, sein Leben und die Form seines Lebens gestalten sich ihm, so wie die Blumen auf dem Felde wachsen, wie die Vögel unter dem Himmel leben. Darum ist die rechte Kindesart die Voraussetzung für die Gestaltung des göttlichen Reiches, um dessen Kommen wir beten. Je mehr wir uns daran gewöhnen, die Dinge zu verkünsteln, sie nach unserem Eigen-Meinen zu-rechtzubiegen, gleich als ob die Welt nicht recht wäre in ihrem inneren Walten und Sein und wir sie erst „richtig“ machen müßten; je mehr wir uns gebärden, als müßten wir erst dieses und jenes und noch vieles andere tun und denken und beobachten, ehe wir versuchen können, treu und kindhaft der in dem Menschensohn offenbar gewordenen innersten Natur unseres Menschenwesens nachzuleben: desto verbogener, unfreier, häßlicher wird die Form unseres Daseins, desto mehr wird sie zur Unform. Und ist nicht gerade in der Gegenwart überall Unform um uns und Unform in uns? Schlingt sie sich nicht schon seit Jahrhunderten um alles, was wir sind und unternehmen? Wenn es nicht so wäre, würden wir wohl gar nicht darauf kommen, von diesen Dingen so zu reden, wie wir es tun. Wir müssen sehr, sehr ferne von dieser freien, naturhaften inneren Notwendigkeit des rechten Menschenwesens

sein, denn sonst würden wir viel weniger Aufhebens von ihr machen.

Der Strom findet sein Bett von selbst, wenn man ihn nur strömen läßt! Aber da sind welche, denen es nicht recht ist, daß er nicht mehr keck und jünglingfrisch durch die Klippen springt, wenn er in die Ebene eingetreten ist, daß er in breiter Ruhe zwischen fest geformten Ufern fließt, daß er die überschäumende Kraft des Anfangs ganz verloren zu haben scheint. Sie sagen, er sei verschlammmt — und wenden sich ab. Und es ist in Wahrheit Sand und Schlamm in ihm, der die Wasser hemmt! Aber wie könnte er in der Ebene, wo er schon viele Zuflüsse in sich aufgenommen hat, noch dem schmalen, aber hell und schäumend fließenden Wasser gleichen, das er zuerst war? Will man es der Quelle zum Vorwurf machen, daß sie zum Fluß und zum Strom wird? Man kann nur im Geiste, aber nicht in Wirklichkeit in die Ferne der Zeiten zurückschreiten, in der die Quelle aufbrach. Sie strömt ewig rein und helle fort durch die Zeitalter, aber nur vor dem Auge Gottes sind Vergangenheit und Zukunft ewig gegenwärtige Wirklichkeit. Wir selbst sind an einen bestimmten Punkt des geschichtlichen Werdens gestellt und können uns nur im Geiste von ihm entfernen.

Und viele andere sind da, denen der Strom nicht zu langsam, sondern vielmehr zu schnell zu fließen scheint. Wenn eine klare Welle oder auch nur ein blitzender Tropfen da oder dort gegen den Ufersaum springt, so schreien sie leise auf: „O Gott, wenn er seine Ufer durchbrechen würde! Wenn er sein Bett verlasse! Was würde aus ihm, was würde aus uns allen werden? Welches Unheil droht! Rettet! Helft!“ Und sie schleppen Stein um Stein herbei und stopfen Erde dazwischen hinein und bauen Ufermauern und Uferdämme und Überwölbungen so starr und künstlich, daß der Strom zuletzt wie ein Kanal aussieht, wie ein Gemächte von Menschenhand, und man von manchen Stellen des Ufergebietes aus schon sehr

genau zusehen muß, um zu erkennen, was er in Wahrheit ist. Dieser Ängstlichen sind viele. Sie mißtrauen dem Strom, daß er sich selbst in Freiheit und aus eigener Kraft seinen Weg suche, und so möchten sie ihn eindämmen und sichern, wie immer sie es vermögen. Einst aber — der Ort liegt Jahrhunderte zurück — war es wohl viel weniger Ängstlichkeit als die stolze, frevelnde Lust des eigenen Machens und Dirigierens, was einige veranlaßte, Ufermauern so willkürlich, so ungefüge und so derb aufzuführen, daß die Wasser an vielen Stellen wie in Unwillen dagegen aufschäumten. Aber man baute die Dämme nur noch starrer und eigenwilliger, denn viele hielten die Ufer für viel wichtiger als die strömenden Wasser selbst. Man baute, dämmte ein, häufte Stein auf Stein und Erde auf Erde, so daß von den Wassern nur da und dort noch ein schmales Stück zu sehen war . . . da schäumten die eingepreßten Wasser wiederum empor und ein großes Getöse hob an und viel von den Steinen und Erdmassen stürzte in die Fluten, von ungestümer Welle weggerissen, und als es wieder stille wurde, da sah man einen Teil der Wasser über durchbrochene Dämme und Ufer hinweg frei ins Land strömen, dahin und dorthin, während eifrige Hände, die manchmal noch leise erzitterten, wieder an den Ufern bauten, an den Dämmen. . . .

VI.

Es ist sehr schwer, mit unsern eigenen Gedanken uns den Gedanken dessen, der der Herr aller Geschichte und alles Lebens ist, immerdar offen zu halten. Und doch ist auch dies ein Teil jener Ehrfurcht, auf die alles ankommt, „damit der Mensch nach allen Seiten hin ein Mensch sei“. Es hängt unausdenkbar viel von jenem Offenbleiben ab, viel mehr, als wir mit unsern kurzsichtigen Menschengenossen jemals gewahr werden können. Es muß ein Offenbleiben sein ähnlich dem des sicher ruhenden und doch so fein durchbrochenen gotischen

Turmes an alten Kathedralen. Er steht fest auf dem Grunde der Erde, reckt sich in schlanker, ausgeglichener Anmut und Würde hoch in den flutenden Raum empor und scheint in freier Höhe mit der Fülle seiner organisch-schönen Aufgelöstheit und Gesammeltheit allen Winden des Himmels, allen Strömen des Lichtes stolz und freudig offen zu stehen. Festigkeit und Freiheit, Ruhe und Bewegung, Form und Fülle, Geschlossenheit und Offenheit, Würde und Anmut, Wucht und Schönheit, eiserner, klarer, kühler Wille und spontanes Wachstum aus dem dunklen Werdegrund innerer Notwendigkeit und Freiheit heraus — das alles scheint in ihm eins geworden zu sein, eins nicht in der Idee, sondern in greifbarer, sichtbarer Wirklichkeit. Und so ist er wie ein gleichnishaft verkörperter Gedanke Gottes selber — es möchte uns scheinen, wie der tiefsten einer, wie ein Symbol des rechten, erlösten Lebens. Denn hier ist kein beklemmender Bruch zwischen innen und außen, zwischen Wesen und Erscheinung, zwischen Geist und Körper, zwischen dem reinen Wollen und dem wirklichen Sein, sondern eins ist im andern gegeben, eins im andern verwirklicht und vollendet. Alle Gewaltsamkeit ist hier abgetan in Gewaltlosigkeit, alle Formlosigkeit aber auch abgetan in Formsicherheit. Und nichts ist krampfhaft und gemacht und nur gewollt, alles ist geworden, lebendig, innerlich notwendig und wirklich. So war der Eine, der Gekreuzigte, der schönste unter den Menschenkindern. So war er, der Erlöser, der in uns allen eine Gestalt der Erlösung gewinnen möchte — diese Erlösung aber wächst immerzu von der Erde in den Himmel hinein wie der Dom der Gotik, dieses heimliche Wunder fortwirkender Offenbarung, und ist immerzu im Werden und immerzu im Sein. So ist Christus, dessen Wesen ewige Gegenwart ist, er, zu dem wir sprechen: „Wir bitten dich, Herr, erlöse uns!“ — „Wer in ihm bleibt, der sündigt nicht“, sagt ein Jünger der ersten Zeit; „wer in ihm bleibt, der kann gar nicht sündigen.“ Und so stehen wir als Kinder der Erde immerdar unter dem

Zeichen der Erbschuld, des Bruches zwischen Geist und Fleisch, als Kinder Gottes aber immerdar unter dem Zeichen der ewig gegenwärtigen Erlösung, der Versöhnung des Getrennten und Geschiedenen in der wahrhaftigen, erlösenden Wirklichkeit des göttlichen Lebens.

„Wer in IHM bleibt —“: das ist das Geheimnis des Daseins. Denn Christus ist der Sinn der Erde. Der Abfall von ihm bedeutet die fortschreitende Sinnlosigkeit unseres ganzen Seins und Tuns. Er bedeutet die fortschreitende Trennung des zur Einheit Bestimmten: Haupt und Leib ein Christus. Er bedeutet die Entleerung, die Verwirrung, die Problematisierung der ganzen Breite menschlichen Lebens und Wirkens. Christus ist das Prinzip des Fortschritts. Es gibt kein anderes. Christus ist es, aber nicht die Menschen, die sich ihres Abstandes von ihm, ihrer Armut an Erlösung, ihrer eigensüchtigen, tief unharmonischen Zugeschlossenheit gegen die Weltweite seines Wesens so oft nur in Worten, aber nicht in Tat und Wahrheit bewußt sind. Wir sind das Geschöpf, er ist der Schöpfer. Wir sind in unserem Innersten nur wie Wassertropfen, klein und flüchtig, er aber ist wie Quelle, Strom und Meer. Wie die weißen Wolken gestaltet und sich umgestaltend über alle Erde hinwegfliegen, Sendlinge des Ozeans und Wesen von seinem Wesen, wie sie dabei über die Enge unseres Seins tief unten leise und milde und auch ein wenig schwermütig zu lächeln scheinen, so fliegen die Gedanken Gottes über alle Mauern und Dämme der Endlichkeit hinweg, wie hoch und fest wir sie auch bauen mögen. Wir müssen ihnen nachsehen, aber wir können sie nicht halten. Wir müssen uns ihnen immer mehr aufschließen, aber — sie sind viel größer als unser größtes Fassen und Begreifen. Wenn das göttliche Wort auch so klein wird, daß es in uns eingehen kann, es ist doch so viel tausendmal größer als wir, als das Fluten des Lichtes über dem Ozean größer ist als der Widerschein im Wassertropfen. Weh uns, wenn wir das alles nur in unserm Bewußtsein behalten,

wenn dieses Wissen nicht in allem unsern Tun und Reden und Sein seine Auferstehung erlebt! Ohne solche Auferstehung ist unser Glaube vergeblich.

Ein alter deutscher Mönch und Mystiker erzählt, wie er Lichtmeß beging. Er geleitete im Geist die selige Jungfrau und Mutter mit Lob und Gesang bis zum Tempel. „Danach trat er mit Herzensbegierde hin, ehe die Kindbetterin hineinkam und Herrn Simeon den Sohn gab, und kniete vor ihr nieder und hob seine Hände auf und bat sie, daß sie ihm das Kind zeigte und es ihm auch zu küssen erlaube. Und da sie es ihm gütig darbot, breitete er seine Arme in die endlosen Teile der weiten Welt und umfing den Geliebten in einer Stunde wohl tausendmal.“ Und nachdem er Augen und Händlein und Mund und alle die kindlichen Glieder des himmlischen Schatzes betrachtet hatte, da hob er seine Augen auf „und schrie in seinem Herzen auf vor Staunen, daß der Himmels-träger so groß und so klein ist —.“

Das ist der Glaubensgeist, der auch in den *Laudes creaturarum* des Bruders Franz sich verkündet und der im vierten Evangelium und oft bei Paulus wie auch in den Briefen des Johannes besonders mächtig empordringt. Das Heute ist diesem tiefen, kindhaft-innigen, weitsinnigen Erkennen und Fühlen ferner gerückt als andere Zeiten. Aus geistig überreizten und wirren Jahrhunderten greifen die dünnen Spinnenfinger falscher Kleingeistigkeit und Tifteligkeit nach unser aller Seele. Wir verlieren uns allzu leicht in Übersteigerungen, in zerfließende Weite oder in eingeschnürte Enge, in Formlosigkeit oder in Formüberschätzung, in übersteigerte Aufgeschlossenheit oder in übersteigerte Umpanzerung. Unser Denken, Fühlen, Wollen, auch das religiöse, entbehrt in der Einheit seiner Erscheinung jenes tiefen und ungekünstelten inneren Ebenmaßes, ohne das es keine wahre Kraft und Schönheit gibt — denn Schönheit ist „Freiheit in der Erscheinung“. Wir reden von jenem Gleichmaß, aber wir haben es nicht. Und so fehlt unserm geistigen

Schreiten überall die rechte Kraft freier Sicherheit und sicherer Freiheit. Es ist oft gleich dem Schreiten eines Kranken, der bei jedem Schritt erst ein wenig prüft und tastet, ehe er den Fuß auf den Boden setzt, dessen Schreiten ungeschickt, allzu bewußt und vorsichtig, ja krampfhaft anmutet, weil durch langes Krankenlager der körperliche Gleichgewichtssinn getrübt ist. Unter unseren Händen verliert der Glaube allzu leicht die Weite und Fülle, die Frische, Kraft und Freudigkeit, die ihm wesenhaft eigen sind. Unser Glaube verliert sie, nicht der Glaube. Die Gefahr des Extrems umlauert uns in der geistigen Luft des Heute und seiner inneren Unsicherheit unsichtbar auf allen Seiten, die Gefahr, daß wir, um der einen Einseitigkeit zu entgehen, in die andere verfallen. So kommt etwas Täu- melndes in das geistige Leben unseres innerlich geschwächten Zeitalters und das religiöse Leben steht nicht außerhalb, sondern innerhalb des Geisteslebens einer Zeit und eines bestimmten Menschentums. Es steht sogar in seiner Mitte und es wirken sich an ihm, das etwas besonders Zartes und Fein- fühlendes ist, die atmosphärischen Gleichgewichtsstörungen in seiner Umgebung besonders stark aus: nicht an seinem Wesen, insofern dieses am Überzeitlichen sich nährt, wohl aber an der Art seiner geschichtlich bedingten Erscheinung. Der Gefahr des Extrems entgehen wir Heutigen nicht, selbst wenn wir sie erkennen und hassen. Ob wir versuchen unsere reale innere Haltung in halb bewußter, halb unbewußter Tätig- keit des Gedankens gleichsam geistig zu legitimieren, sie als notwendig und berechtigt nachzuweisen, sie geistig zu unter- bauen, oder ob wir versuchen sie zu korrigieren und vom Ex- trem zu erlösen, indem wir ihr das Bewußtseinsbild der ent- gegengesetzten Möglichkeit oder auch der letzten idealen Wesens- haltung entgegenstellen: wir bleiben trotz dieser gedanklichen Geschäftigkeit und vielleicht sogar Übergeschäftigkeit zuletzt doch, die wir sind. Keine Perücke von Millionen Locken, kein Kothurn ellenhoher Geistigkeit ändert etwas daran.

Und nur dadurch eröffnet sich uns ein Weg, das verlorene innere Gleichmaß unseres realen Seins, unseres Wollens, Denkens, Empfindens, Handelns in seiner Gesamtheit, wieder zu gewinnen, ein Weg, aus den Urkräften des Glaubens heraus und in „Furcht und Zittern“ zu neuer organischer Einheit, Ganzheit, gelöster Form und geformter Fülle emporzuwachsen, daß wir ganz wahr zu werden versuchen. Solange wir uns bemühen, die Wirklichkeit unseres — gemeinschaftlichen oder persönlichen — Seins mit einem geistigen Unterbau zu versehen, so daß wir schließlich nicht mehr wissen, ob dieser oder jenes das Erste und Bestimmende ist, oder solange wir uns mit der Wirklichkeit dadurch abfinden, daß wir in sie das geistige Bild des reinen Wesens und der Vollendung hineinsehen, sind wir nicht wahr. Solange wir falsche, verbogene, tief unheilvolle Zustände wie etwas sachlich Notwendiges oder doch Unvermeidliches hinnehmen, solange wir sie irgendwie zu rechtfertigen, zu begründen, ja zu verklären suchen, sind wir nicht wahr. Solange wir um falscher Rücksichten und mißverständener Pietät willen nicht den Mut und die Kraft finden, das Verbogene verbogen, das Falsche falsch, das Verderbliche verderblich zu nennen, sind wir nicht wahr. Auch in diesem Sinne gilt das Wort: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Und wir dürfen uns nicht scheuen, die notwendige Folgerung daraus zu ziehen: an dem Maße von Freiheit, Erlöstheit, organischem Einklang von Wesen und Erscheinung, das in unserm Sein und Leben sichtbar und wirkend sich gestaltet, wird offenbar, in welchem Maße die Wahrheit in uns ist und wir in der Wahrheit sind. Gilt das nicht gerade auch für das Ganze der heutigen Christenheit, das — kein Ganzes ist? Gilt es nicht für jede einzelne kirchliche Gemeinschaftsform? Liegt die Ursache der Glaubensspaltung mit all dem tiefen Unheil, das sie im Schoße trägt, nicht darin, daß diesseits wie jenseits der großen, schmachvollen Grenze die meisten und vor allem die Führenden sich mit Gedanken dieser oder jener Art über das Grauen der Wirk-

lichkeit trösten, daß sie den Kopf gleichsam in den Sand von Ideen stecken, um nicht über den Bruch zwischen Wesen und Erscheinung — erschrecken zu müssen? Solange wir alles viel mehr gedanklich nehmen als unmittelbar, ist auch unser „Besitz“ der Wahrheit allzusehr bloßer Gedanke: und die Wirklichkeit geht ihre eigenen Wege. Bis dahin gelingt es uns nicht, uns mit unseren eigenen Gedanken den großen Lebens- und Erziehungsgedanken dessen, der der Herr alles geschichtlichen Geschehens ist, so aufzuschließen, daß wir seinen Willen erkennen und tun, wie er aus der Not der Wirklichkeit selber redet, statt daß wir ihm aus Unverstand und Eigenwilligkeit fortwährend heimlich widerstreben.

Was wir „Erkennen“ heißen, das Erkennen Gottes, das ist meistens etwas ganz anderes als jenes tiefe, innere Aufgeschlossen-sein für den Blick des Ewigen, wo immer er uns sucht, für seinen Atem, wo immer er uns begegnen will, für seine Gedanken, wo immer sie uns berühren möchten. Es ist im Grunde gar kein geistiges Erkennen, worauf es hier ankommt, kein Erkennen im Sinne eines anhebenden Begreifens, Verstehens, Durchdringens, sondern es ist ein Gewahrwerden, ein Erschauen dessen, der sich uns zu erkennen gibt — und oft genug dort, wo wir ihn gar nicht vermuteten. Das ewige Leben wurzelt nach dem Worte des Erlösers in solchem Erkenntnisvermögen. Und können wir auch nur stammelnd und im Gleichnis und in beständiger leiser Irrung mit den viel zu ungeschlachten, viel zu groben Begriffen der Menschensprache von dem reden, was wir da oder dort als Gedanken und Wegspuren des Unsichtbaren errahnen mögen, wir dürfen dennoch nicht ablassen, danach zu trachten, ihn und seine Gedanken auch mitten in allen Nöten und Verwicklungen der Wirklichkeit zu gewahren und alle ungelösten Fragen der Wirklichkeit als Aufgaben zu betrachten, die der Verwirklichung des Menschheitszieles dienen. „Christ sein heißt ausschauen nach Christus“, sagte Newman.

Der reformatorische Glaube ist wie die Gestalt gewordene

laute Mahnung an die in der Kirche Roms vereinigte Menschheit: Vergiß das Beste nicht! Aber hört und versteht man den Sinn dieser Mahnung? Begreift man die innere Notwendigkeit des Protestantismus? Vorerst verschließt man sich noch auf beiden Seiten so gut wie völlig in sich selbst, als ob man nichts miteinander zu tun hätte als darauf zu warten, bis die Glaubensform der „andern“ sich vollends überlebt hat. Daher ist man auf beiden Seiten sehr ernstlich darauf bedacht, alle Zeichen des fortschreitenden Absterbens des Kirchentums der „andern“ zu beobachten und diese Symptome gegenüber den Gläubigen der eigenen Konfession gebührend ins Licht zu rücken. Das Ziel und die Grundhaltung ist unverkennbar: man geht darauf aus, die von vornherein unumstößlich feststehende „Tatsache“, daß das eigene Kirchentum und keineswegs das der andern im Besitze der ungetrübten Wahrheit, des allein richtigen Glaubens, ist, durch Erfahrungstatsachen zu erhärten. Es ist, ganz nüchtern und ungeschminkt gesehen, eine Art religiösen Konkurrenzkampfes und Interessenstreites, der hier in Wirklichkeit geführt wird. Wenn man auf römisch-katholischer Seite immer und immer wieder mit Nachdruck darauf hinweist, welchen Grad die fortschreitende innere und äußere Zersplitterung des Protestantismus, seine „Selbstauflösung“, bereits erreicht habe, wenn man auf protestantischer Seite immer neue Beispiele dafür anzuführen vermag, wie sehr die tiefe, wesenhafte Freiheit des Glaubens und des Gewissens im Katholizismus an die Institution und ihr Machtstreben versklavt und verraten ist, so ist die Gebärde in dem allen völlig unzweideutig: „Seht ihr nun alle, wie völlig wir recht haben? Wie Gott seine Hand von den andern abgezogen hat? Wie wohlbegründet unser Selbstgefühl und unser Selbsturteil ist? Wie herrlich unser eigener Glaube ist, wie morsch und rissig der der andern?“ Und man merkt in dem allen gar nicht — dies ist das Grauensvollste —, wie weit man sich mit dieser Gewohnheitshaltung von der Wahrheit und dem Wesen dessen

entfernt hat, von dem man nicht müde wird zu singen und zu sagen und in dessen Kraft man die Welt erneuern will. Man merkt in dem allen gar nicht, wie man damit fortwährend dem ins Gesicht schlägt, dem man unausgesetzt dafür dankt, daß er sich für uns schlagen ließ, um uns zu — erlösen. Man merkt es nicht, denn sonst würde man jene Gebärde nie und nimmer dulden, sonst wäre die maßlose Selbstgerechtigkeit, die in ihr zum Ausdruck kommt, nicht nur bei den „andern“ sondern auch auf seiten der eigenen Glaubensform längst als das erkannt, was sie ist, und nicht nur erkannt sondern auch gehaßt und gebrandmarkt. Man merkt es nicht, was das alles bedeutet, denn sonst würde man es nicht dulden. Es bedeutet den Sauerteig der Pharisäer in gefährlichster Gestalt. Daran aber, daß man es nicht gewahr wird, zeigt es sich allzu deutlich, wie sehr man sich hier wie dort in Gedanken eingesponnen hat, die den klaren Blick auf die Wirklichkeit verhindern — und die man nicht für eigene Gedanken hält, sondern für Gedanken göttlicher Art. Es zeigt sich daran allzu deutlich, welches Maß in der Gemeinschaftsseele der einen wie der andern die Zugeschlossenheit gegenüber den Gedanken Gottes erreicht hat, sobald diese Gedanken sich in der Wirklichkeit des unmittelbaren Lebens ausdrücken. Gemeinschaftlich menschliche Selbsterkenntnis wünscht man den andern, damit diese über sich erschrecken lernen; man selbst bedarf ihrer nicht mehr. Die „andern“ könnten sie im Sinne einer Verstärkung ihrer eigenen Position ausnützen — und dies muß vermieden werden.

Wie viele gibt es hier und dort, die sich darüber klar sind, daß das Nebeneinander der beiden großen Konfessionen an sich und zumal in der Art seines Bestehens vom Standpunkt Christi aus ein einziger ungeheurer Widersinn ist, ein Widersinn, der für alle gleicherweise beschämend ist, der für beide Konfessionen und zumal für die Menschen in der Mutterkirche eine dröhnende, aber noch allzu unverstandene Anklage bedeutet? Wie viele wagen überhaupt einen solchen Gedanken

ernsthaft ins Auge zu fassen? Wie viele sehen in dieser Anklage der Wirklichkeit die Hand dessen, der als der Herr der Kirche gar keinen andern Gedanken in dem allen haben kann als den, das Wesen der Kirche reiner als vordem in Erscheinung treten zu lassen, sie zu einer höheren Stufe der irdischen Verwirklichung seines Wesens emporzuführen?

Die klare Erkenntnis jenes Widersinns wäre die erste Voraussetzung für die Möglichkeit seiner inneren Überwindung. Einer solchen Erkenntnis steht aber bei weitaus den meisten hier und dort die besondere Art des konfessionellen Selbstbewußtseins entgegen, wie sich dieses seit vier Jahrhunderten herausgebildet hat. Dieses konfessionelle Selbstbewußtsein scheint sich als einen Teil des Glaubens selber zu betrachten, hier des römisch-katholischen, dort des protestantischen, und so erblickt man in seiner unangetasteten Wahrung und möglichst großen Festigung und Steigerung einen Dienst, den man dem Glauben selbst erweist. Soweit man überhaupt die Möglichkeit einer „Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ ernstlich ins Auge faßt, geschieht es unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß das eigene konfessionelle Bewußtsein in derselben Form, wie sie sich seit der Kirchenspaltung herausgebildet hat, dabei völlig unangetastet bleibt. Man wird dabei nicht gewahr, wie stark dieses Bewußtsein in seiner wirklichen Gestalt gerade durch das Gefühl des Gegensatzes zu den „Andersgläubigen“ beeinflußt und überspitzt ist. Unter diesen Voraussetzungen müssen darum alle „offiziellen“ Versuche von irgendeiner Seite, durch geistige Verhandlungen und Auseinandersetzungen eine innere Annäherung der beiden Konfessionen als Grundlage späterer Verständigung zu erreichen, mit Notwendigkeit scheitern. Ja sie werden meist das Gegenteil erreichen, ein noch stärkeres Bewußtwerden des dogmatischen und psychischen Gegensatzes.

Voraussetzung des Sichfindens ist vielmehr ein Wandel, der sich in jeder der beiden Konfessionen vollziehen muß und der schon leise eingesetzt hat. Die Not der europäischen Gegen-

wart wird dafür sorgen, daß er weiter schreitet. Von der Zugeschlossenheit oder Aufgeschlossenheit der Menschen in der Kirche aber wird es abhängen, wieviel Not noch über uns kommen muß. Es wird ein neuer Wille zu unbedingter Wahrhaftigkeit, zu vorbehaltloser Erkenntnis der Wirklichkeit als eines Ausdrucks göttlichen Willens in vielen Christen beider Bekenntnisse heranwachsen. Er wird stärker werden als alles hochtrabende konfessionelle Selbstbewußtsein hier und dort. Er wird uns den Unterschied lehren zwischen wahrer und falscher Rücksicht, zwischen wahrer und falscher Pietät, zwischen wahrer und falscher Glaubensgewißheit. Wenn durch ihn die feinen Nebel zerrissen sein werden, welche das seit der Kirchenspaltung übersteigerte konfessionelle Bewußtsein um den Geist der meisten und auch sehr vieler unter den Führenden gelegt hat, dann wird im seelischen Sein und Wollen ein Punkt erreicht werden, an dem man nicht mehr trotz des höchsten Gutes und seiner reinen Bewahrung, die man hier und dort in unterschiedlicher Weise erfaßt, sondern gerade um dieses Gutes selber und um seiner reinen, tiefen Erfassung und Gestaltung willen in neuer Einheit sich findet: „Ein Leib und ein Geist.“ Aus einem neuen, göttlich rücksichtslosen Willen zu unbedingter Wahrhaftigkeit wird der Wille zur sichtbaren Einheit in Christus erwachsen. Es gibt keinen andern Boden, auf dem er wachsen könnte. Was heute viele solchen Willen zur Einheit nennen, das ist kein Wille, sondern eine blasse, dünne, nahezu wesenlose Zukunftshoffnung. Das Wesen des Willens ist, daß er die Wirklichkeit gestaltet; die Hoffnung aber blickt über die Wirklichkeit hinweg in die Nebel der Ferne. Sie überläßt die Wirklichkeit sich selbst. Der Wille zur Einheit fehlt uns, weil uns der göttlich rücksichtslose Wille zu unbedingter Wahrhaftigkeit fehlt, oder anders ausgedrückt: weil uns die rechte und ganze innere Aufgeschlossenheit fehlt für den Blick des Ewigen, wo immer er uns sucht, für seine Gedanken, wo immer sie uns berühren möchten.

Die Gesamtgestalt, die der Glaube in der Gemeinschaftsseele der heutigen Christenheit angenommen hat, gleicht diesseits wie jenseits der großen Grenze viel weniger dem fein geformten Turm der gotischen Kathedrale in seinem organischen Einklang von in sich ruhender Form und aufgelöster Fülle, von tiefer Geschlossenheit und tiefer Offenheit gegen alle Lichtströme des Himmels, von welcher Seite auch immer der Ewige sie schicken mag, sondern sie gleicht weit mehr etwa einem sehr soliden, sehr massiven, sehr selbstgewissen und biederem Backsteinhaus mit vielen dicken Mauern und wenig kleinen Fenstern — und zuweilen will es fast scheinen, als seien an diesen Fenstern fast den ganzen Tag über die Läden geschlossen und als hielte man deshalb die dicken Mauern so gut im Stande, damit sie auf jeden Fall völlig kugeldicht seien. Man mißverstehe dies nicht: die Wesensgestalt des Glaubens und seiner sichtbaren Wohnung ist ganz anderer Art und diese Wesensgestalt, die im Bewußtsein mancher ernstesten Christen heute in ihrer irdisch-unirdischen Größe neu aufzuleuchten beginnt, findet in der gotischen Kathedrale, die wie verkörperter Paulusgeist ist, ein nicht unangemessenes Symbol. Aber die Gestalt, die unser Glaube in unserem heutigen gemeinschaftlichen Sein angenommen hat, seine gegenwärtige Wirklichkeitsgestalt, ist von jenem reinen Wesensbilde viel mehr verschieden, als das konfessionelle Bewußtsein wahrzunehmen vermag. Wir reden sehr viel von dem Wesen des rechten Glaubens und der wahren Kirche und es ist ein Zeichen weichender Lähmung, daß wir es tun. Aber gerade aus diesem neuen Blick für das reine Wesensbild wird und muß ein tiefes, bitteres, ruhelos gärendes und tatenzeugendes Ungenügen über die wirkliche und wirkende Gegenwartsgestalt des Glaubens im Ganzen der Christenheit hervordringen und hervorbrechen gleich einer blendenden Flamme, die uns die Gestalt der heutigen Dinge und unserer selbst erst wahrhaft erkennen läßt, gleich einer verzehrenden Glut, die nicht nur bei den „andern“, sondern zuerst bei uns

selbst aller falschen Satttheit, aller falschen, künstlich geförderten Selbstsicherheit, aller Zugeschlossenheit gegen die weltumspannende Wahrheit, gegen die flutende Weite des göttlichen Lebens ans Dasein greift. Das gilt für beide große Konfessionen, in deren feindlichem Gegensatz gerade uns Deutschen und Volksgenossen Luthers das Elend der Glaubensspaltung greifbar nahe tritt, in gleicher Weise. Daß wir uns weithin daran gewöhnt haben das Üble und Schwächliche in der gegenwärtigen Gesamterscheinung des christlichen Glaubens und Lebens vor allem den „Irrtümern“ und „Verkehrtheiten“ der „ändern“ zur Last zu legen, daran liegt es ja nicht zum mindesten, daß seit der Kirchenspaltung die zeugenden Wachstums- und Entdeckerkräfte, die dem christlichen Glauben wesentlich einwohnen, so sehr daniederliegen, daß unsere heutige Welt und mit ihr die Christen in geistiger Problematik sich verzehren, daß man nur immer noch mehr sich in sich selbst zurückzieht, nur immer noch mehr den eigenen Lebenskreis und seinen vollkommenen Wahrheitsbesitz umhegt und umpanzert, daß die moderne Welt des einzigen Prinzips des Fortschritts, das es gibt, entraten muß und daß sie darum einem Fortschritt in die Hände gefallen ist, der das sichtbare Europa ebenso wie das unsichtbare zu einer rauchenden, blutgetränkten Trümmerstätte gemacht hat. An den Christen liegt es, daß es so kam. Aber sie werden die Schuld stets auf irgendwelche „andere“ schieben, solange das allgemeine geistige Pharisäertum, die allgemeine geistige Selbstgerechtigkeit des modernen Menschen in ihrer eigenen Seele nicht ebenso schwer erschüttert ist wie bei denen „draußen“ in der blutigen, zerrütteten Welt des Heute.

DRITTER TEIL

VON DER BABYLONISCHEN GEFANGENSCHAFT DER WAHRHEIT UND VON DER UNMÜNDIGKEIT UNSERES GEISTES

„So konnte ich, Brüder, zu euch nicht reden wie zu Geistigen, sondern wie zu Fleischlichen, wie zu Unmündigen in Christus.“

St. Paulus an die Korinther (I 3, 2)

VII.

Wenn in der Gemeinschaftsseele der heutigen Christenheit und vor allem in der Seele vieler ihrer geistigen Führer an die Stelle der subjektiven Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, die dort die Treue im Kleinen nährt und trägt, jener göttlich rücksichtslose, göttlich schöpferische Wille zu unbedingter Wahrhaftigkeit auch im objektiven Sinne getreten sein wird, aus dem allein von jeher die großen Taten Gottes geboren worden sind — dann erst wird der heimliche Druck von unser aller Seele weichen, dann erst wird die Zeit nahen, wo unser Land und mit ihm vielleicht unser Erdteil in seinen Besten wird aufatmen können wie einer, der aus einem drückend dumpfen Gelaß ins Freie hinaustritt. Bis dahin aber bleiben wir der „Hausfrömmigkeit“ verhaftet. Sie wirkt unendlich viel Gutes und wer sie schmäht, ist nicht wert, überhaupt gehört zu werden. Aber die Not unseres Zeitalters schreit danach, daß aus ihr und über ihr wieder neu und stark jene weltbezwingende Frömmigkeit erwachse, die gleich jenem Heiligen die ganze Weltenlast des Christuskindes auf ihren Schultern ruhen fühlt, die sich in jedem ihrer Träger verantwortlich fühlt für das ganze Übermaß des Elends in der heutigen westlichen Menschheit, auch für das Elend der inneren Zerrissenheit des europäischen Glaubens, auch für das Elend des letzten und dunkel-

sten Großstadthofes, die jeden Ernsten in seinem Innersten sprechen läßt: „Mea culpa, mea maxima culpa!“

Heute aber stecken wir alle noch tief in jenem Geiste der religiösen Eigenbrödelei und der intellektuellen Kleingeistigkeit und Übersorglichkeit auch im Gebiete des Glaubens, dessen Kennzeichen es schon immer war, daß er Mücken seihete und Kamele verschluckte. Wenn wir in der Perspektive der Jahrtausende, in der Perspektive der Sonnen und Planeten, in der Perspektive Christi uns selbst und unsere gläubige, konfessionell umkleidete Ängstlichkeit und Behutsamkeit und Bedächtigkeit beobachten könnten, so würden wir uns vielleicht vorkommen wie kleine Insekten, die in einem Knäuel von Spinnwebfäden als in einem Gewirre von tausend Rücksichten, Vorsichten, Umsichten sich zaghaft hin- und herbewegen, die dabei noch sehr stolz sind auf ihre Sicherheit und Bewußtheit, Standpunktfestigkeit und innere Beweglichkeit — statt daß sie sich auf sich selbst besinnen, ihre Flügel ausspannen und hinausfliegen in die ganze Sonnenweite dessen, der sie zu solcher Weite berufen und geschaffen hat, vor dem die Erde nichts ist als ein Stäubchen auf seinem Kleid, vor dem nur die Liebe, die an seiner eigenen grenzenlosen Liebe sich entzündet hat und die seiner Allmacht Siegel trägt, die Last einer Unendlichkeit aufzuwiegen vermag. Wenn wir so ins Ganze dächten, ins Ganze fühlten, ins Ganze lebten — dann wären wir evangelisch, dann wären wir katholisch!

Aber wir sind Stümper. Wir sind Unmündige. Wir sind fern von dem Alter der Mannheit Christi.

„Wir sind die Einsamen, die Verlorenen
Und recken zu ihm unsere Arme weit
Aus der unsel’gen Verlassenheit.“

Und doch — sind wir wirklich verlassen? Wartet nicht jeder Augenblick auf uns, daß wir ihn zur Ewigkeit erlösen? Wartet nicht eine in Wehen liegende Welt darauf, daß wir uns selbst jeden Augenblick aufs neue erlösen lassen zu dem hin, dessen

Gestalt unsichtbar durch alle Zeiten schreitet, dessen Schatten unsichtbar auf allem Erdenelend liegt, dessen erlösende Liebe wie ein mächtiger Strom ist, der jeden wahrhaftig erneut und wahrhaftig verwandelt, so oft er in ihn ganz sich eintaucht? Wir sind nicht verlassen. Eine Fülle von Not und Verlangen ist um uns, die auf uns warten. Und in dieser Not und diesem Verlangen verbirgt sich ein anderer, der auf uns wartet, Gott selbst. Wenn wir die Not an unser Herz nehmen, so nehmen wir ihn ans Herz. Er will unser Beten und unser Opfern nicht, wenn wir nicht selbst als ein lebendiges Gebet und als ein lebendiges Opfer zu seiner Ehre ihm entgegengehen, in welcher Erdengestalt auch immer er sich uns naht. Er will, daß wir ihn erkennen, daß wir in jeglicher Gestalt ihn erkennen, im Reichtum und in der Dürre, im Einen und im Vielen, ihn, den Herrn des Lebens, der auf tausend Wegen uns besucht. Er will nicht, daß wir uns mit den Gebeten und Hymnen des Sonntags über die Abtrünnigkeit des heutigen Werktags trösten, er will, daß wir durch sie tief und tiefer unzufrieden werden mit solcher Abtrünnigkeit, mit solcher Spaltung des Glaubens, und daß diese Unzufriedenheit unser ganzes Wesen durchsäure. Er will, daß durch Taufe und Evangelium, durch Reinigung und Heiligung „die Kirche ihm herrlich sich darstelle, ohne Makel noch Runzel oder etwas dergleichen, vielmehr daß sie heilig sei und fleckenlos: denn wir sind Glieder Seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein“ (Eph. 5, 27. 30) — und nicht, daß wir in allzu mattherziger Liebe uns damit abfinden, daß sie von langer Wanderung bestaubt, daß ihr Gang zuweilen schlapp und müde ist, daß ihr Antlitz „von Sorge und Not durchfurcht“ ist wie das einer alten, treuen Mutter: die Kirche kann nicht altern wie ein Menschenleib, solange der ewig verjüngende Strom des göttlichen Lebens ungehemmt durch ihre Adern fließt! Er will, daß es für seine Menschheit keine lichte, schimmernde Phrase sei — denn so ehrt man ihn nicht, so entehrt man ihn —, sondern täglich

neue, täglich wachsende Erfahrung ewig junger Wirklichkeit, wenn mitten in der finsternen, friedlosen Welt des Heute, mitten in den Todesschatten ihres harten, dunklen Seins alltäglich aus tausend betenden Seelen die Worte des Zacharias zu ihm aufsteigen: „In überreicher Barmherzigkeit suchte uns heim der Aufgang aus der Höhe, aufzuleuchten denen, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, unsere Füße zu lenken auf den Weg des Friedens.“ Er will durch uns offenbar werden und „in unserer Mitte wohnen, nicht nur einmal, sondern millionenmal, in einer Flut von Gestalten, die über alle goldenen Kelche fließen, die von den Altären herabrieseln, die sich über alle Kommunionbänke ausbreiten; und wo immer ein Tropfen dieser Sichtbarkeit Christi sich einsenkt, da will wieder eine neue Sichtbarkeit seines Wesens ins Dasein treten. . . .“

Wir sind dem Herrn der Kirche und des Lebens untreu, wenn wir uns einspinnen in ein Netz von Ängstlichkeiten. Wir sind ihm untreu, wenn wir nicht allein ihn selber suchen in aller Sichtbarkeit. Dazu ist das Wort Fleisch geworden, daß wir den höchsten Geist spüren und schauen und in unser eigenes Fleisch und Wesen eingehen lassen können. Alle Sichtbarkeit ist Gestalt und Form. Das unsichtbare Wesen aber, das wir nicht anders als in Sichtbarkeit, als in der Gestalt des „Fleisches“ haben, ist Gestalt über allen Gestalten, ist Form über allen Formen. Die Form der Sichtbarkeit ist der Durchgang zu ihm — niemand kommt zum Vater denn durch das Fleisch gewordene Wort —, aber alle solche Form wird vollendete Sinnlosigkeit, ja Teufelswerk, wenn wir in ihr, mit ihr, durch sie hindurch nicht allein nach dem göttlichen Wesen selber uns ausstrecken, wenn wir die Form suchen und pflegen — um der Form willen. „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.“ „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ „Ego in eis et tu in me: ut sint consummati in unum et cognoscat mundus quia tu me misisti.“

Das Ewige ist über uns und ist in uns, es ist über der Sicht-

barkeit und ist in der Sichtbarkeit selbst. Wer sagt, daß der Höchste nur in der Sichtbarkeit sei, daß er nur in den Heiligtümern wohne, die ihm bereitet sind, oder nur in der Weltform, die er doch geschaffen hat, der sieht zuletzt nur noch den Menschen, nicht mehr Gott, nur noch den Stoff und die Form, nicht mehr den Geist und das Wesen, er gleicht zuletzt einem, der einen Menschen fassen will und nur sein Gewand in der Hand behält: mag er dieses Gewand auch noch so sehr hüten und in Ehren halten. Wer sagt, daß Gott nur in der Unsichtbarkeit sei, daß er mit uns und der Erde tue, was ihm gefällt, daß kein Mensch würdig sei anders von ihm behandelt zu werden denn als ein Wurm, den der Fuß zertritt, der sieht zuletzt nur noch Gott, nicht mehr den Menschen, den Gott nach seinem Bilde geschaffen hat, nur noch den gestaltlosen Geist und das Wesen, nicht mehr den Stoff und die Form, er gleicht zuletzt einem, der über alle Sichtbarkeit hinwegspringen will mitten in die reine Unsichtbarkeit hinein — und der dabei strauchelt und stürzt, denn er ist in seinem eigenen Menschenwesen an die Form und den Stoff gebunden.

Beide entgleiten dem Leben, mögen sie auch die Wahrheit selber zu besitzen meinen: jener entgleitet in den Abgrund der Sichtbarkeit, dieser in den Abgrund der Unsichtbarkeit. Denn Leben ist Unsichtbarkeit, die in Sichtbarkeit sich verwirklicht.

Dazu rauscht der Strom heiligen Geistes durch die Jahrhunderte, daß wir seine lebendige Werdekraft in uns selber einströmen lassen und daß dadurch die Gestalt der Erlösung in der Welt immer wirklicher werde. Wer aber den Strom selbst schon für die verwirklichte Erlösung hält, der mag wohl an seinen Ufern sitzen und sich besinnen, wie er seiner am besten warten und hüten möchte — damit doch die Ufer nicht abbröckeln, damit sie doch nicht Schaden leiden, damit die Wasser ihren Ufern nicht wehe tun! Aber ist das Glauben? Sich hineinreißen lassen mit unserer ganzen Lebenskraft in den

Strom heiliger Leidenschaft zu Gott hin, zu dem Unsichtbaren hin, der in Sichtbarkeit sich gestaltet — das ist die Erfüllung des Glaubens. An den Heiligen wird sie kund. Alles andere sind nur Ansätze dazu. Wer die sicheren Ufer in Wahrheit höher achtet als den flutenden Strom, mag er das vielleicht auch gar nicht gewahr werden und in seinem Bewußtsein jedem und sich selbst dazu das Gegenteil versichern: der ist abgefallen von dem lebendigen Gott, ohne daß er es weiß, und wie wahrhaftig er auch sei, die Wahrheit „ist nicht in ihm“. Und wer hinweggeht und die sicheren Ufer schmätzt und verachtet, weil sie den Strom des Geistes nicht fließen ließen, so wie er wolle, weil sie Erdenwerk und gar Menschenwerk seien und nicht selber strömendes Leben, weil sie das Verderben seien, das Verderben der tiefen, wesenhaften Freiheit des göttlichen Geistes und damit dieses Geistes selber: der ist gleicherweise wie jener abgefallen von dem lebendigen Gott, der selber die Welt der Sichtbarkeit geschaffen hat nach seinem Willen; wir brauchen sie nicht zu verbessern oder zu stützen oder gar noch einmal zu machen und „besser“ zu machen als der Herr der Welten, sondern wir sollen alles dieses überhebliche Machenwollen und Tun- und Denken- und Zurechtbringenwollen gar aufgeben und nur in der „Liebe“ wachsen.

Es gibt heute sehr viele, die immer zuerst daran denken, wie sehr es doch auf die sicheren, schützenden Ufer ankomme, damit der Strom des Geistes und der Wahrheit überhaupt machtvoll fließen könne, was doch alles diesen sicheren Ufern zu danken sei, wie sie gar nicht genug geachtet, geliebt, bewahrt, verstärkt, gerühmt werden könnten. Und es gibt sehr viele, die immer zuerst daran denken, wie sehr es doch auf die tiefe, freie Beweglichkeit der Wasser ankomme, damit sie lauter und rein blieben, daß es doch gar kein höheres Gut gebe als diese tiefe, freie, wogende Beweglichkeit zum Meere hin, daß diese Freiheit nicht genug geliebt und gewahrt und gerühmt werden

könne, daß sie das Wesen der Wasser selber sei. Beide haben im Grunde recht mit dem, was sie da denken. Das Unrecht, aus dem das Verderben entspringt, liegt darin, daß sie da überhaupt so viel — denken.

Zu viel denken verfälscht die Wahrheit. Das wird man in den Zeiten, deren Ahnen langsam über dem gedankenstolzen Heute und Gestern aufgeht, besser und tiefer verstehen, als wir Kinder des gegenwärtigen Zeitalters es vermögen. Wir Armen müssen wiederum mit der Hilfe von dürrn Begriffen uns klar zu machen suchen, was es bedeutet: daß die Wahrheit ein Sein ist, kein Bewußtseinsinhalt, daß sie wesenhaft Leben ist, Unsichtbarkeit, die in Sichtbarkeit sich verwirklicht, daß sie darum nur mit allen unseren Lebenskräften erfaßt werden kann, nicht mit unserem bewußten Geist allein, nur mit Sinnen und Verstand, mit Körper und Geist, mit Blut und Wesen in einem, mit dem ganzen Menschen, so wie er leibt und lebt. Wir überklug gewordenen Menschen des Heute verstehen dieses offenbare Geheimnis am schwersten, daß die Wahrheit nicht nur in unseren Denkgeist eingehen will wie eine Lehre oder eine „Weltanschauung“, sondern daß sie vielmehr in unser Blut eingehen will, in die innersten Gründe und Kräfte unseres irdischen Wesens, die unser ganzes Sein tragen und durchdringen. Und doch ist das ewige Wort Fleisch geworden, Fleisch und Blut eines hilflosen Menschenkindleins. Es ist nicht in der Gestalt eines heiligen Buches vom Himmel herabgekommen. Nicht durch Denkgeist hat sich die Erlösung vollendet, sondern durch rinnendes Blut, durch das Blut des Gekreuzigten. Es strömte weiter im Blute der Märtyrer.

Und so richtet sich die Wahrheit nicht nur auf unser Denken und Erkennen, sondern auf unser eigenes Blut und damit auf die geist-körperliche Ganzheit unseres sichtbaren Daseins. Das ärmste und unwissendste Mütterlein kann in der Tat vor dem Auge des Ewigen hundertmal klüger sein als der kluge und fromme Lehrer Bonaventura mit aller seiner Gottesgelehrsam-

keit. Die Christen sind Blutsverwandte Christi. Das ist das Tragende und das allein Entscheidende, nicht ihr Denken und ihr Reden als solches. „Ich bin das Brot des Lebens. Wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohnes esset und sein Blut trinkt, so habt ihr das Leben nicht in euch.“ „Wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein.“ Und darum ist es in der Tat so: zuviel „Denken“ verfälscht die Wahrheit. Mehr noch: zuviel „Denken“ schließt uns gegen die Wahrheit zu. Es treibt uns in Einseitigkeiten hinein und das Einseitige ist — falsch. Leben ist ja Ganzheit. Glauben ist ja Sinn fürs Ganze. „Selig sind die Armen im Geist, denn ihrer ist das Reich der Himmel.“ Nicht nur die Geld-Reichen, auch die „Geist“-Reichen werden nur schwer in das Himmelreich eingehen.

Aus der Sprache des Geistes, aus unserem Denken und Verkündigen muß unser Blut und unser Wesen reden. Sehr oft aber redet da nur unser Kopf und seine spintisierende Hohlheit. Der Erlöser stand mit seinem Blut und Wesen hinter jedem Wort, das er sprach. Je weniger wir erlöst sind, desto weniger sind unsere Gedanken aus unserem Blut heraus geboren, desto mehr sind sie von unserem Gehirn zurechtgemacht, desto — verlogener sind sie. Der Erlöser war selbst jedes Wort, das aus seinem Munde kam: hier war er in der Gestalt des Wortes, dort in der Gestalt der Tat. Darum werden eher Himmel und Erde vergehen als seine Worte. Denn sein Wort ist nicht allein, sein Wort und sein Blut gehören zusammen. Er war kein „Denker“. Das begreifen wir Heutigen unendlich schwer — und selbst wenn wir meinen es begriffen zu haben, haben wir es noch lange nicht begriffen. Wir sind schlechte Schüler. Viele von uns und viele von denen, auf die andere blicken, haben sich ja so sehr ans „Denken“ gewöhnt, daß es bei ihnen wie eine eingewurzelte schlechte Gewohnheit geworden ist, an deren Vorherrschaft das ganze Leben krankten muß, an jenes „Denken“, das noch immer ein

Kennzeichen aller bewußtseinsstolzen Pharisäer gewesen ist und das nicht in die Wirklichkeit hinein-, sondern über sie hinwegdenkt.

Die Gedanken und Worte großer Heiliger sind wie Pfeile mit Widerhaken, die sich uns ins Fleisch bohren und ins Blut greifen und die wir noch spüren, selbst wenn wir sie schon lange wieder herausgezogen haben. Und die Worte Gottes vollends sind wie ein zweischneidiges Schwert, dem man am liebsten ausweicht, wo immer man kann. Unsere eigenen Gedanken und Worte aber sind meistens nur wie ein dünner, oft recht widerlicher Rauch, der vor der Nase vorbeizieht; oder wie Polstersessel, in denen sich unser Geist zur Ruhe setzt, wenn er lebensmüde geworden ist; oder wie Sand, den man ändern und vielleicht auch sich selbst in die Augen zu streuen versucht. Wir „denken“ zu viel, darum ist heute die ganze Luft unsichtig und voller Rauch und üblem Geruch. Wir „denken“ zu viel, darum ist unser Geist so kurzsichtig und so geräuschvoll. Wir „denken“ zu viel, darum sind wir so — dumm.

Weil jeder meint, es ginge ohne diese Art Denken gar nicht; weil so viele sich gebärden, als stürze die Welt ein, wenn sie nicht von ihren „Gedanken“ gehalten würde; weil heute fast jeder Pflüger und Fuhrknecht nicht völlig Mensch zu sein glaubt, wenn er nicht in diesen oder jenen Stücken „anders denkt“ als die andern — und es gibt doch nur so wenige Gedanken, welche das Siegel des Geistes tragen und die unserem Leben die Richtung geben müssen —; weil wir von geistiger Mündigkeit und Selbständigkeit, diesen überragenden Gütern, einen so unsagbar flachen und ausgeleerten Begriff haben; weil wir nicht wahrhaft begreifen, daß „große Gedanken“ nur aus einem ganz „reinen Herzen“ hervorwachsen können: darum ertrinkt heute so viel Lebenskraft in geistiger Problematik, darum spitzt sich heute überall im Geistigen Trennung und Spaltung um uns, darum will es uns auch fast unmöglich scheinen, selbst dort aus den Spinnwebfäden unserer

geschäftigen Kleingeistigkeit und Übersorglichkeit und „Andersartigkeit“ herauszufinden, wo das Urwort Geltung haben muß: „Ein Leib und ein Geist“.

Unser falsches „Denken“, das eigentlich gar kein Denken ist, erfüllt die Luft mit unerträglichem Getöse. Der eine denkt, so laut er kann: „Hier allein ist die Wahrheit, denn hier ist das reine Evangelium!“ Der andere denkt nicht minder laut: „Hier allein ist die Wahrheit, denn hier ist die wahre Kirche!“ Und die eine Lautheit steigert sich an der andern bis zu den häßlichsten Mißtönen empor. Wenn Christus heute käme so wie einst, so würde er sich wohl wieder zwischen die Streitenden stellen, wieder ein Kind herbeirufen und so schlicht und ernsthaft sagen, wie nur er es vermag: „Wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen.“

VIII.

Der Protestantismus ist — als Protest gegen die Verzwecklichung der religiösen „Mittel“ im spätmittelalterlichen Katholizismus — seinem ursprünglichen Wesen nach Negation. Als die Auflehnung gegen den Abfall in der Welt des Glaubens selbst, gegen die Übermacht des „Caesar“ über die niemals gewalttätige Liebe Christi, gegen die erdrückende Übermacht der allzu massiv gewordenen Leiblichkeit der Kirche über ihr unsichtbares Wesen, als die Auflehnung gegen den Geist der Renaissance und selbst Machiavells in der damaligen kirchlichen Menschheit und in der großen Mehrzahl ihrer beamteten Führer, als solche Auflehnung bedeutet er zunächst ein flammengleich emporschlagendes, rasch weiterzündendes, spontan gewaltiges Nein. Religion war zu einer Sache der Gewohnheit geworden — und es gibt nichts Schlimmeres, das ihr widerfahren könnte. Sie war in ihr Gegenteil umgeschlagen, in Werkheiligkeit. Deren Trägern aber gelten Jesu schärfste Worte: „Ihr Heuchler, ihr blinden Blindenführer, ihr über-

tünchten Gräber, ihr Schlangen und Otternbrut, wie wollt ihr fliehen vor dem Gericht der Hölle?“ Was an solchem Glauben noch hell zu sein scheint, ist nichts weiter „als der Phosphorglanz der Fäulnis“¹⁾. Als solche Fäulnis, solche Vergötterung rein irdischer Machtmittel und der vergrößerten sichtbaren Außenseite des überlieferten religiösen Gutes wie ein fressender Krebs Schaden gerade unter den berufenen Führern um sich griff, da hätte die Kirche nicht mehr Kirche sein müssen, wenn nicht aus ihrer eigensten unsichtbaren Wesenskraft heraus mit unwiderstehlicher Wucht der Protest erstanden wäre. Und das zersetzende, die innere Kraft verwüstende Gift des Abfalls hätte in den Adern des Gesamtorganismus der kirchlichen Menschheit weniger tief wirken müssen, hätte zum mindesten nicht bis zum Herzpunkt der sichtbaren Kirche selber vorgedrungen sein dürfen, wenn es der Kirche hätte gelingen sollen, die mit unheimlicher Geschwindigkeit in Millionen von Seelen sich ausbreitenden Flammen des Protestes rechtzeitig zu dämpfen. Die äußeren Machtmittel, auf welche das kirchliche Führertum immer mehr und mit wachsender Ausschließlichkeit und Derbheit seine Herrschaft gegründet hatte, mußten hier wirkungslos abprallen, denn die Macht hatte sich selbst wesentlicher seelischer Grundlagen ihrer realen Geltung ent schlagen. Rein geistige Machtmittel aber konnten ebensowenig verfangen, denn es handelte sich um entscheidendere Dinge als um reine Lehrstreitigkeiten. Es handelte sich um die Urgegebenheit des religiösen Daseins selber, der gegenüber abweichende dogmatische Aufstellungen nur ein Hinzukommendes sind, eine Auswirkung, nicht das Erste. Luther wollte keine „Kirchenspaltung“; sie erwuchs aus der inneren Lage und ihrer furchtbaren Wirklichkeit und riß ihn mit. Der dröhnende Schritt der Wirklichkeit, das unerbittlich schreitende Gericht der Geschichte ging über alle grundsätzlichen Ansprüche der kirchlichen Hierarchie hinweg, mochten sie auch „an sich“

¹⁾ Herm. Muckermann S. J. nach Maxim Gorki.

berechtigt sein. So wie sie sich zeitgeschichtlich darstellten, entbehrten sie allzu sehr der greifbaren Ermächtigung durch die erneuernde, erlösende Ewigkeitskraft des göttlichen Wortes und Lebens: diese Ermächtigung war zu einem ideellen Anspruch abgeartet, der „Erweis des Geistes und der Kraft“ lag danieder, der Erweis des Ungeistes und des inneren Abfalls war allzu offenkundig.

So enthüllte die Wucht der Wirklichkeit jenen verhängnisvollen, weittragenden Irrtum, der heute wie damals offen oder verkappt in Tausenden von Geistern sich regt und der immer wieder falscher Anklage und falschem Stolze Nahrung gibt — um die Geister immer mehr einander zu entfremden. Es gibt in Wirklichkeit kein religiöses irdisches „Ansich“, dessen „Besitz“ und Anerkennung dem „Besitz“ der Wahrheit Christi gleichkäme. Denn diese objektive Wahrheit ist weder Sache des richtigen Denkens oder einer richtigen Überzeugung, noch ist sie Sache eines bestimmten, eindeutig festgelegten Tuns und Verhaltens. Sie wirkt sich aus in beidem, aber sie ist viel mehr. Christus sagte nicht: „Ich lehre euch die Wahrheit“, sondern „Ich BIN die Wahrheit“. Die Wahrheit des Christentums ist im Unterschied zu aller Wahrheit im rein philosophisch-logischen Sinne notwendig und wesentlich ein seelisch-lebendig Gestaltetes und immer sich Gestaltendes. Sie ist kein Gedankenwerk, nichts über den Menschen Dahinschwebendes, sondern sie ist immerdar verbende Liebe und immerdar heimsuchendes Leben. Sie ist seiender Logos. Dieses Leben ist höchste, vollkommene Eigengesetzlichkeit, denn es bricht aus den Gründen der Übernatur, aus den Tiefen des Göttlichen selber hervor. „In IHM war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.“ Es bricht sich seine Bahn in der Menschenwelt selbst und wir können dem Strom seinen Weg nicht vorschreiben. An uns ist es, ihm dadurch den Weg zu bereiten, daß wir uns ihm öffnen, daß wir uns ihm nicht bewußt oder unbewußt entgegenstemmen — er geht sonst über

uns und alles unser eigenes Besserwissen und Machenwollen hinweg. Dogmatische Überzeugungen lassen sich festhalten auch losgelöst von dem geistig-körperlichen Lebensstrom, dessen Teilzeugnis und Teilausdruck sie sind. Sie lassen sich formen und umformen, geschehe das nun in irrender menschlicher Willkür oder dem Zuge göttlicher Notwendigkeit und überlegenen Geistes folgend. Sie lassen sich auch herumtragen wie ein toter Panzer, unter dem sich dies oder das verbergen mag. Aber die Wahrheit Christi, der „Glaube“ selber sind sie nicht. Dieser ist da oder er ist nicht da. Wenn er nicht als Leben in unser Leben eingeht und als Sein in unser Sein, in unserem bewußten „Fürwahrhalten“ allein, wie „richtig“ dies auch in dogmatischer Hinsicht sein mag, ist er nicht gegeben: „Inspiration und Intuition, also in logischem Betracht etwas Irrationales, alle Denkformen Sprengendes oder vielmehr über alles Denken Hinwegschauendes, etwas, was in seinen Höhen und Tiefen niemals ausgedacht, sondern nur ausgelebt werden kann, das ist der Glaube, gottgewirktes Leben, so geheimnisvoll in seinen Ursprüngen und in seinen tiefsten Tiefen wie das natürliche Leben. Wegen dieses irrationalen Charakters der Glaubensgewißheit sind der Enthusiasmus und Heroismus die erstgeborenen Kinder des Glaubens¹⁾.“ —

Man mag dies alles Mystik nennen, Verleugnung der geistigen Unbedingtheit des ewigen Wortes, man mag in dieser Mystik „die feinste, sublimste Form der Naturvergötterung, des Heidentums, der Geistverdinglichung“²⁾ zu erblicken meinen: es handelt sich hier nicht um Begriffsformen und Urteile, die sich nach dieser oder jener Seite wenden lassen und wahr und falsch zugleich sind, je nach der Art und dem Zusammenhang, wie man sie auffaßt und auswertet, sondern es handelt

¹⁾ Dr. Karl Adam, Prof. der kath. Dogmatik in Tübingen, „Glaube und Glaubenswissenschaft im Katholizismus“, Rottenburg a. N. 1920.

²⁾ Lic. Emil Brunner, Prof. an der Universität Zürich, „Die Mystik und das Wort“, Tübingen 1924. S. 2.

sich um Urtatsachen der Offenbarung. Die Verschiedenheit unserer Auffassung und Einstellung ihnen gegenüber ändert an ihrem objektiven Bestand ganz und gar nichts, sie beeinflußt allein unser eigenes Dasein. Wir mögen sie mit unserem individuellen Zeitbewußtsein in dieser oder jener Weise abstem-peln um sie dementsprechend in die Gesamtheit der eigenen, so oder so gearteten Denkformen und „Erkenntnisse“ einzu-ordnen; wir mögen sie uns „anzueignen“ versuchen, indem wir sie geistig so aus- und zurechtdeuten, wie wir das für not-wendig und richtig halten: sie bleiben dennoch, was sie sind. Und sie bleiben auch, was sie sind, wenn wir uns ihnen gegen-über gleichsam tot stellen, wenn wir sie blind und regungslos „für wahr halten“, wenn wir dieses Für-wahr-halten und dazu gewohnheits- oder „pflicht“ mäßig festgehaltene religiöse Übung als einen besonderen, festumgrenzten Bezirk unseres Daseins von allen anderen Bezirken unseres Lebens abschließen — und uns dennoch für solche halten, welche die Wahrheit „be-sitzen“. Ob wir uns dem höchsten Gute gegenüber verhalten wie willenlose, tote Körper und dies wohl gar noch als Demut, Gehorsam, Ergebenheit betrachten, oder ob wir es mit unserem Geiste so oder so ausdeuten und zurechtlegen; ob wir es über-haupt nicht wirklich an uns herankommen lassen oder ob wir versuchen, es in „geistiger“ Weise unserer geistigen Sonderart anzupassen und anzugleichen; wie immer wir uns ihm gegen-über verhalten, es bleibt, was es ist.

Es handelt sich nicht um geistig-göttliche Urtatsachen, die wir „verdinglichen“, die wir richtig oder fälschlich im Sinne einer verdinglichenden, einer die Transzendenz des Göttlichen zur Immanenz erweichenden „Mystik“ auffassen, sondern es handelt sich um geistig-göttliche Urtatsachen, die sich selber „verdinglicht“ haben. Ob wir das um der reinen Geistigkeit des Göttlichen willen bedauern, ob wir gar sie gleichsam wieder-herzustellen versuchen, das ändert nichts daran, daß das ewige Wort Fleisch geworden ist, daß Gott-Logos Gott-Mensch ge-

worden ist, daß das Unbedingte selber in die Welt der Bedingtheit, das Unsichtbare in die Welt der Sichtbarkeit eingegangen ist. Gott hat uns Heutige, die wir eineinhalb oder zwei Jahrtausende später zur Welt kamen, nicht gefragt, ob wir es nicht lieber hätten, wenn er die Erlösung unter Wahrung der unbedingten Transzendenz des göttlichen Geistes und Lebens ins Werk gesetzt hätte. Er hat uns offenbar nicht ganz so wichtig genommen, wie wir uns selbst nehmen. Er hat uns nicht gefragt, ob es nach unserem Sinn ist und ob wir es für „richtig“ halten, daß das Meer nicht nur in freier, kühner Überlegenheit, der kein Mensch und kein Erdenstoff etwas anhaben kann, sein Element in der Lichtgestalt der Wolken über das Land schickt, sondern daß es als Quelle sichtbar und allen Trübungen ausgesetzt mitten auf der Erde selber aufbricht und innerer Gesetzlichkeit folgend als Bach, als Fluß, als Strom seinen Weg sich sucht, eng verschwistert mit dem Boden, der Gefahr menschlich-allzumenschlicher Entstellung unterworfen. Er hat uns nicht um Rat gefragt, wie er es machen solle. Also ziemt es uns, den Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht nur mit unserem Bewußtsein, sondern auch mit unserem ganzen geistigen Gebaren und Treiben anzuerkennen und nicht am Ende heidnische Mystik und höchst unheilvolle Geistverdinglichung zu nennen, was aus dem Heilsplan Gottes selber hervorgegangen ist.

Es bleibt wahr: die Wahrheit im Sinne Christi, die uns Menschen geoffenbarte, kund gewordene Wahrheit, ist ein in Sichtbarkeit Gestaltetes und immer in Sichtbarkeit sich Gestaltendes. Auch die Sichtbarkeit ist aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen und schon darum kann sie nicht in jeder Hinsicht und „radikal“ böse sein. Wäre sie das, so hätte Gott als ungetrübte Heiligkeit sich nicht in Christus ins Gewand der Sichtbarkeit kleiden können, so hätte Christus nicht „wahrer Mensch“ sein können, so hätte die Offenbarung in einer unmittelbaren und geistigen Selbstmitteilung des ewigen Logos

an den inneren, geistigen Menschen geschehen müssen, so wäre nicht an einem ganz bestimmten, örtlich und zeitlich festliegenden Punkt des geschichtlichen Daseins das Unbedingte in die Welt des Bedingten eingegangen und menschlich-irdisch in Körperlichkeit sichtbar und greifbar geworden. „Nehmet hin und esset: das ist mein Leib.“ Das Unbedingte gibt sich selbst in die Hände des irdisch Bedingten. Es offenbart sich, das bedeutet: es wird zu einem sichtbar Gestalteten und sich Gestaltenden. Das reine „Wort“ wird nach der einen Urzeugung in Christus zu ewig fortzeugendem Leben, das von Gestalt zu Gestalt durch lebendige Berührung in der geschichtlichen Welt weiterschreitet. Es wird zu einem Strom „lebendigen Wassers“, der durch die Jahrhunderte fließt und zu dessen Wesen Sichtbarkeit gehört. Nach der einen Urzeugung, die in Christus geschehen ist, gibt es keine weitere. Er ist der zweite Adam. Aus der Wurzel Jesse wächst der Stamm der neuen Menschheit.

Aber gerade darum, weil dies so ist, weil es sich um wesenhaften, von Gestalt zu Gestalt fortzeugenden „Geist“ handelt und nicht um bloße Bewußtseinsinhalte, die einer dem andern weiterreicht, darum ist es um den „Besitz“ der Wahrheit Christi eine eigene und schwere Sache. Man kann sie „an sich“ besitzen — und in Wirklichkeit doch nicht besitzen. Wenn wir die sichtbare Kirche Christi einer Brücke vergleichen, die den Bereich des Irdisch-Zeitlichen mit dem Bereich des Überirdisch-Ewigen verbindet, so könnte man sich Brückenwächter denken, die um die Brücke wissen, die ihrer warten und die doch immerzu auf der Seite des Irdisch-Zeitlichen bleiben. Sie sind „an sich“ im Rechte, denn sie warten der Brücke und wissen um sie, sie kennen den Weg. Aber das ist nur in ihrem Bewußtsein. In Wirklichkeit sind sie im Unrecht, denn nur ihr Geist weiß um das andere Ufer: ihr Sein und Wesen ist allzu ferne von ihm. Aber gerade mit diesem ganzen Sein und Wesen hat es das geoffenbarte Leben, das in wahre Menschlichkeit eingegangene ewige Wort zu tun. Sie wissen um den

Sinn der Kirche; sie sind selbst gelehrt worden und lehren andere. Aber dieses Wissen ist tot. Das lebendige Wesen, Geist und Kraft der ewigen Welt, hat in ihnen keine Stätte. Das Reich Gottes steht „nicht in Worten, sondern in Kraft“. Wenn dann die Stunde der Gefahr und der Entscheidung aufbrandet, wenn es gilt, daß die Kirche ihr Wesen einsetze, Geist und Kraft des Ewigen, Gestalt geworden durch heilige Zweieinheit von Geist und Form der Sakramente und des Wortes, Gestalt geworden in lebendiger Ganzheit der Seelen, die Christus durch sein Opfer zu erlösen kam — dann steht das Heiligtum allzu sehr verwaist, denn seine berufenen Hüter schlafen auf dem sicheren Bewußtsein ihres „Besitzes“ der Wahrheit. Sie sind „an sich“ im Recht, wenn sie die Abtrünnigen schelten. Aber sie sind in Wirklichkeit im Unrecht, denn das Wesen der Kirche ist Geist und Kraft des Ewigen, nicht der „Glaube“ an solchen Geist und solche Kraft, nicht das Bewußtsein, daß dem Würdigen und Gott Aufgeschlossenen durch sie wesenhafte Kraft der Ewigkeit zuteil wird. Hätte es zur Zeit Luthers in der Kirche einen Heiligen gegeben von der wesengestaltenden Kraft derer, die in ihrer Frühzeit und auf der Höhe des Mittelalters in ihr emporgewachsen waren, so wäre die Kirchenspaltung unmöglich gewesen. Aber weil in der Gemeinschaftsseele der kirchlichen Menschheit und zumal in der Seele der Führer das Wesen der Kirche verschüttet und gefesselt war durch den Geist des Abfalls, hätte die kirchliche Führerschaft in jener Zeit einen Heiligen wohl gar nicht ertragen. Die Scheiterhaufen glommen durch die Zeit, ein grauenhafter Selbstschutz, mit dem die wüste Flut des Unrats in den Seelen sich umgab.

Ein Bild in der Kirche des heiligen Franz in Assisi zeigt den Heiligen, wie er eine schwankende, schief gewordene Kirche — die Kirche des 13. Jahrhunderts — mit der Hand stützt; auf der rechten Seite des Bildes erblickt man den Papst, der im Traume die kommende Hilfe erkennt. Der Sohn des Kaufmanns Bernadone war ungelehrt. Er war mißtrauisch gegen

Bücher und Wissenschaft und gegen theologische Lehrfragen, er lehnte geistige Polemik mit Bewußtsein ab und war kein Priester. Wie war es möglich, daß dennoch dieser einzelne die wankende Kirche stützte? Die Katharer traten mit ihrem übersteigerten geistigen Radikalismus und mit ihrer Ablehnung aller Materie zur kirchlichen Lehre in schroffen Widerspruch, die Waldenser hätten sich, als der Bann über sie ausgesprochen war, vor der Errichtung einer neuen „Kirche“ nicht gescheut, gegen einen weithin entarteten Klerus erhob sich eine Vielzahl von Sekten. Dennoch zerbrach der Glaube in seiner geschichtlich gegebenen Form nicht. Die Gefahr der Spaltung ging vorüber. Mochte auch vieles im argen liegen, in dem Armen von Assisi brannte das lumen Christi ganz hell und rein und Tausende von Seelen entzündeten sich an ihm. Das Wesen der Kirche trat hell und sichtbar hervor und eine Spaltung des Glaubens war nicht möglich.

In der Zeit Luthers war es anders. Da war keiner, der den Bau der Kirche wirksam zu stützen vermochte: dadurch, daß die tiefe Leuchtkraft der göttlichen Wahrheit in seinem menschlichen Sein und Wesen ganz stark und rein und sichtbar in Erscheinung trat. Der Seelenboden der kirchlichen Menschheit in ihrer inneren Ganzheit und Verbundenheit war offenbar so dürr geworden, daß der Kirche keiner geschenkt werden konnte. Gott ist ja kein Gott blinder Willkür, kein Gott, der in einem unerreichbar fernen Jenseits thront und nirgends sonst. Er hält mit seinen Gaben nur dann zurück, wenn die Menschen ihre Hände nicht ausstrecken, um sie zu erfassen, wenn der tiefe Hunger der Seelen nach ihm selber allzusehr versiegt ist. Seine Gnade ist immerdar nahe, aber auf steinigem Boden gedeiht eben nur Unkraut und sehr dürrtige Frucht. So war keiner da, an dem die Wahrheit in der Kirche Christi in ihrem reinen Flammenwesen allen suchenden Augen sichtbar geworden wäre. Das nackte, blasse „An sich“ der kirchlichen Wahrheit aber vermochte der aufbrechenden Gefahr

nicht standzuhalten. Zu keiner Zeit vermag es das, auch nicht in der Zeit der sozialen Revolutionen. Denn es ist nur das Knochengerüst der Kirche, nicht ihr lebendiges Wesen, es ist nur Stütze und Weg, nicht der Gehalt und das Ziel. Wie sollten also die Flammen gedämpft werden? Wären sie an der einen Stelle unterdrückt worden, so wären sie an zehn andern nur um so stärker emporgeflackert. Und so konnte es gar nicht anders sein, als daß der Schritt der Wirklichkeit über das „Tu es Petrus —“ und seinen Anspruch hinwegging: nicht durch „Schuld“ eines frevelnden Ketzers, sondern durch „Schuld“ der kirchlichen Führer selber.

Die Vertreter der Kirche, die Luther vergebens zum Widerruf zu bewegen suchten, waren „an sich“ im Recht — und nicht nur damals. Was sollten sie auch anders tun, als die spontan gewaltige Seelenbewegung, der sie sich gegenüber-sahen, so aufzufassen und so ihr entgegenzutreten, als wäre sie eine Folge eigensinniger Irrlehre? Mit den Augen ihres Wesens, so wie dieses gestaltet war, konnten sie ja gar nicht gewahr werden, daß die „Irrlehre“ nicht Ursache war, sondern Wirkung, nicht Veranlassung, sondern Begleiterscheinung und Ausdruck, nicht Anfang des Abfalls, sondern Folge des Abfalls. Nur wo ganz tiefe und wesenhafte Frömmigkeit ist, da ist als Wirkung und Erscheinung solcher Frömmigkeit auch der Mut zur Wirklichkeit vorhanden, der Mut und die Kraft zu unbedingter Wahrhaftigkeit. Aber daß jene wesenhafte Frömmigkeit, jener lebendige Erweis der Wahrheit der Kirche in der Gemeinschaftsseele der kirchlichen Menschheit und ihrer Führer so sehr daniederlag, das war ja gerade die reale Ursache der ganzen verhängnisvollen Kette von Wirkungen, die folgte — und die man noch heute in unserer glaubensschwachen Zeit so gern der „lutherischen Irrlehre“ und dem frevelnden „Ungehorsam“ jenes Mönches zuschreibt: um damit alle Möglichkeiten lebendigen Sichfindens der zur Einheit Bestimmten aufs Gründlichste zu verbauen, um die

tiefe Kluft in ihrer ganzen Tiefe zu bewahren, um die Wesenskraft des Christentums, die schöpferische, schaffend-umschaffende Kraft der „Liebe“, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert zu fesseln und zu lähmen — und das im Namen der Wahrheit, im Namen Christi selber! Wo die Spaltung ihren Ausgang nahm, da muß auch die Überwindung der Spaltung ihren Ausgang nehmen: im Lande Luthers und in der Gemeinschaftsseele derer, die sich zur Kirche Petri bekennen.

Gottes Willen und Wesen erkennen wir, da er doch nicht ein Gott der Willkür und eines unendlich fernen Jenseits ist, sondern ein Gott tiefer Nähe, „nicht nur aus den heiligen Büchern“, sondern auch „aus dem realen Leben, aus der realen Geschichte, aus dem Leben, wie es ist“. Was lehrt in diesem Sinne die Urgeschichte der Glaubensspaltung, wenn wir sie in ihren tieferen organischen Zusammenhängen zu erfassen versuchen? Es ist offenbar dies: man kann tausendmal „an sich“ im Rechte sein und untadelhaft in dogmatischer Hinsicht, und dennoch kann es sein, daß die Wahrheit an uns vorbei und über uns hinweggeht. Gottes Reich ist nicht mattes „An sich“, es ist nicht Wahrheitsbesitz und Rechtsanspruch im juristischen Sinne, sondern es ist viel mehr, es ist Kraft höchster, lebendiger, gestalteter Seelenwirklichkeit. In aller Gott-Menschlichkeit, die doch der Sinn und das Wesen des Reiches Christi ist, bedeutet das Göttliche ein immerwährendes Gericht über das Menschliche, das Unbedingte ein immerwährendes Gericht über das Bedingte. Wo man von diesem Gericht, dieser „Spannung“, zwar gut zu reden weiß, aber in nüchterner, greifbarer Wirklichkeit sich der Schwere dieses Selbstgerichtes zu entziehen sucht; wo man es theoretisch anerkennt, aber mit einem sehr allgemein-menschlichen Schuldbekenntnis es umgeht und darum der praktischen Folgerungen gar nicht wirklich inne wird; wo man statt dessen unaufhörlich allen Abtrünnigen gegenüber auf den eigenen Vollbesitz

der Wahrheit pocht und auf das gottgegründete „Recht“ des eigenen Standpunkts: da schlägt man dem lebendigen Gott die Türe vor der Nase zu, ohne daß man es merkt. Gott aber überfällt niemanden. Wenn man seinen „Standpunkt“ lieber hat als ihn, dann geht er eben von dem Gerechten, der ganz vorn am Altare steht, hin zu dem Zöllner und Sünder, dessen „Standpunkt“ ganz hinten im dunkeln Winkel ist. Ob aber jener richtige Standpunkt des Gerechten der des „lauteren und reinen“ Gotteswortes oder der des wahren, sichtbaren Kirchentums ist, das gilt ihm gleich.

Der Ewige läßt einem jeden seine Gerechtigkeit und Selbstgerechtigkeit, wie lang und breit, wie dick und rund sie auch immer sein mag. Er will, daß wir sie ihm selber zum Opfer bringen, daß wir nicht nur Opfer tun, sondern daß wir auch Opfer werden. Und er trauert und leidet Schmerz, wenn bei uns allen — denn wer wagte es, sich auszunehmen? — der Weg von jenem Tun zu diesem Sein so lang und so schwer und so steinig ist. Er bleibt immerdar gegenwärtig, immerdar nahe. Sein Wesen ist in der Gestalt des Brotes und in der Gestalt des Weines. In allen goldenen Kelchen bietet er sich denen dar, die sich ihm darbieten. Aber — die Sünder sind ihm lieber als die Gerechten, die Kranken lieber als die Gesunden, zu deren Gesundheit und Richtigkeit es sogar gehört, daß sie sich immerdar Sünder nennen.

Klagen wir ungerecht an? Weh uns, wenn wir es tun! Aber nicht wir klagen „die andern“ an, sondern die Wirklichkeit von unser aller Not klagt uns an. Sie klagt mich an und dich, denn da ist keiner, der nicht am Ganzen baute und am Ganzen zerstörte. Wer ist denn das Ganze, wenn nicht — jeder von uns?

Die vorn am Altar stehen oder über den andern auf der Kanzel, haben es viel schwerer als die hinten in der Ecke. Dem besondere Berufung geworden ist, dem ist auch besondere Versuchung geworden. „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und

Pharisäer, ihr Heuchler, daß ihr die Gräber der Propheten aufbaut und die Denkmäler der Gerechten schmückt und sagt: Wenn wir in den Tagen unserer Väter gelebt hätten, wir hätten uns nicht mit ihnen des Blutes der Propheten schuldig gemacht“ (Matth. 23, 29). „An sich“ hätten wir das gewiß nicht getan. Aber ob in Wirklichkeit? Sind wir dessen so sicher? Woher kommt es denn, daß so viele falsche Propheten unsere Zeit verwirren und daß wir keinen sehen, der in Geist und Kraft des Elias und des Jesaias und des Täufers durch die ganze Fülle christlicher und unchristlicher Wirrnis und Halbheit und Kleingeistigkeit hindurchschreitet, die in uns und um uns ist, keinen, der uns so züchtigt und straft und hilft wie jene, keinen, der uns alle, ob hoch oder niedrig, ob geistlich oder weltlich, vor das Flammenantlitz Gottes hinstellt mit unserer ganzen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, mit unserer ganzen Bildung und Einbildung, mit Haut und Haaren, keinen, der uns allen sagt, jeglichem in seiner Sprache: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jahwe Gott, so wandelt ihm nach, ist's aber Baal, so folgt dem!“

IX.

„Räumt den Weg des Herrn, macht Bahn unserem Gott!“ So ruft die Stimme durch die Wüste. „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; redet mit Jerusalem freundlich und ruft ihr zu, daß ihr Kriegsdienst vollendet, daß ihre Schuld vergeben ist!“

Aber sind wir des Trostes würdig? Wird er uns nicht zum Unheil sein, wenn nicht zuvor Gottes Gerichte uns im Innersten getroffen, uns im Innersten ihm aufgeschlossen haben? Kann der Ewige den aufbauen, der schon aufbaut ist? Kann der Erlöser den heilen, der schon gesund ist? Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht. „So spricht der Hohe und Erhabene, der ewig wohnt und dessen Name heilig ist: Höhe und Heilig-

tum bewohne ich und den, der eines zerschlagenen und gedemütigten Geistes ist — daß ich belebe den Geist der Gedemütigten und das Herz der Zerschlagenen erquicke. . . . Über seinen sündhaften Eigennutz ward ich zornig und schlug ihn. Dennoch will ich ihn heilen!“ „Friede den Fernen und Friede den Nahen, spricht der Herr; ja, ich will ihn heilen.“ „Rufe laut, schone nicht! Verkündige meinem Volk ihr Übertreten und dem Hause Jakobs ihre Sünde! Sie suchen mich zwar an gewissen Tagen und erheben den Anspruch meine Wege zu kennen als ein Volk, das Gerechtigkeit geübt und das Recht seines Gottes nicht verlassen hätte. Sie verlangen von mir wohlverdiente Rechte, die Nähe Gottes begehren sie: ‚Warum fasten wir und du siehst es nicht? Warum demütigen wir unsere Seelen und du nimmst es nicht in acht?‘ . . . Ihr fastet gegenwärtig nicht so, daß euer Schreien in der Höhe Erhörung finden könnte.“ „Siehe, die Hand des Herrn ist nicht zu kurz zum Retten und sein Ohr nicht zu hart zum Hören; sondern eure Schulden sind zu Scheidewänden geworden zwischen euch und eurem Gott. Eure Hände sind mit Blut befleckt und eure Finger mit Unrecht. Eure Lippen reden Lügen und eure Zunge dichtet Verdrehungen. Und keiner läßt sich richten durch die Wahrheit! Man vertraut auf Eitles und redet unnütze Worte. Sie empfangen Lug und gebären Trug. Sie brüten Schlangeneier aus und weben Spinnweben.“ „Darum bleibt das Recht fern von uns und die Gerechtigkeit erreicht uns nicht. Wir warten auf das Licht — und siehe da, Finsternis! Wir wandeln in der Dunkelheit am heiterhellen Tag. Wir tapfen an der Wand wie die Blinden. Wir tapfen, wie wenn wir keine Augen hätten. Wir straucheln am hellen Mittag wie in der Dämmerung. Unter Gesunden sind wir wie die Toten. Wir brummen alle wie die Bären und seufzen ohne Unterlaß wie die Tauben. Wir warten auf das Recht, aber es ist nirgends, und auf das Heil, aber es bleibt fern von uns. Denn unsere Übertretungen sind zahlreich vor dir und unsere Sünden zeugen

wider uns. . . . Die Wahrheit strauchelte auf dem Markt und die Redlichkeit fand keinen Eingang. . . .“ „Erwache, erwache, und ziehe Macht an, du Arm des Herrn! Erwache wie vor Zeiten und vor Alters! Dann werden die Erlösten des Herrn wiederkehren mit Jauchzen. Ich bin es, der euch tröstet!“ — —

Wann lebstest du, unbekannter Prophet? Dein Blick drang durch die Jahrtausende und enthüllte sie. Du kanntest uns, als wir noch nicht auf Erden waren. Der Geist leitete dich in die Nähe und in die Ferne. Du kanntest uns, wie wir damals waren und wie wir noch immer sind. Der Geist zeigte dir den Menschen. Er ist der gleiche, ob er die Kamele zur Oase führt oder ob er im Flugzeug durch die Lüfte surrt. Ecce homo!

„. . . so verachtet war er, daß man das Angesicht vor ihm verbarg. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Um unserer Übertretung willen ist er durchbohrt, unserer Missetat wegen ist er zerschlagen. . . . Er soll Starke zum Raub erhalten dafür, daß er für die Übeltäter gebetet hat.“

Als er sich der Stadt näherte und sie vor sich liegen sah mit dem Tempel, da weinte er. „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind!“ „Es werden Tage über dich kommen, da werden deine Feinde einen Graben um dich herum auswerfen und dich umzingeln und dich bedrängen von allen Seiten . . .“

„Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke.“ Als die Blutstropfen des Gottessohnes unter die Olivenbäume des Gartens rannen, da — schlief der, für den er gebetet hatte. Da schliefen sie alle. Und als er von den Häschern und Unchristen gefangen genommen wurde, da „verließen sie ihn und flohen alle davon“. Und als er vor Gericht stand und über ihn abgeurteilt wurde, da verleugnete ihn der Felsenmann, der Mann des Bekenntnisses, vor den Mägden des Hohenpriesters.

Denn er war doch gar zu unansehnlich. Er hatte nicht einmal für sich kämpfen lassen. Man konnte nicht Staat mit ihm machen.

„Er hatte keine Gestalt und keine Pracht, wir sahen ihn — aber wir waren enttäuscht.“

Und dennoch: „Ich habe für dich gebetet. . . . Weide meine Schafe, Felsenmann!“

Der Prophet weiß es von seinem Volk: „Die Heiden werden zu dir kommen von den Enden der Erde.“ Aber wo ist sein Stolz? Wo ist sein Sich-rühmen, wo die purpurnen Falten und das goldbestickte Gewand seines Selbstbewußtseins? „O mein Herz, mein Herz, es zucken vor Schmerzen die Kammern in meiner Brust!“ „Ach wäre doch mein Haupt ein Wasserbecken und mein Auge ein Tränenquell, Tag und Nacht würde ich weinen um die Toten meines Volks!“ Schon in seiner Jugend saß er da und lauschte: „Kamen deine Worte an mich, so verschlang ich sie, dein Befehl war meine Freude, eine Lust für mein Herz — von deiner Hand ergriffen saß ich einsam und mit heiligem Zorn erfülltest du mich.“

Der Ewige hilft uns nicht und tut dem Greuel der Verwüstung nicht Einhalt, ehe nicht heiliger Zorn gegen uns selbst stärker in uns wird als aller Stolz auf das, was wir besitzen.

Worauf sind wir denn stolz? Auf den Gott, der uns zerschlägt oder auf uns, die wir ihn so fein zu preisen und zu verteidigen wissen? Wir sind Unmündige in Christo. Wir vertragen nur Milch, nicht feste Speise. Und so oft vertragen wir nicht einmal Milch. Wir sind Liebentleerte allesamt und der Abfall sitzt in der dunklen Ecke unseres Herzens und reibt sich die Hände. Wir haben nur die kleine Liebe, nicht die große. Wir alle sind so schwach, daß wir uns immer wieder mit den Hymnen des Sonntags über die Abtrünnigkeit des Werktags trösten müssen. Wer stärker ist, heil ihm! Aber wir, die vielen, wir haben nicht die Liebe, die einhergeht wie ein Strom von Geist und Kraft und die uns immer wieder herunterreißt von unseren wohlgezimmernten, wohlunterbauten Standpunkten, hinein in das gewaltige, lebendige Strömen Gottes, in die wogenden Abgründe seiner Wahrheit, in das sonnenmächtige Fluten seiner

Liebe. Wir sind sehr schlechte, sehr ängstliche Schwimmer. Fast aus jeder unserer Gebärden spricht heimliche Angst, die Angst, unseren Standpunkt zu verlieren, die sicheren Ufer loszulassen. Wir klammern uns an alles Feste, das wir besitzen, wir halten es umklammert aus Furcht, es zu verlieren, wir rechnen fortwährend nach, was wir zu eigen haben. Und so geschieht es uns nicht oft, daß wir in unserem Geiste so bettelarm werden vor dem Angesicht des Einen, der uns auf hundert Wegen und in hundert Gestalten begegnen möchte, daß wir ihn wirklich erkennen, daß wir überall von ihm überwältigt werden, auch dort, wo wir ihn gar nicht zu finden dachten, daß wir draußen auf Weg und Steg nicht anders können als wie drinnen im Heiligtum mit unserem Geist niederzufallen vor ihm und zu rufen: „Mein Herr und mein Gott . . .“ Was nicht im Bereiche unseres Standpunktes liegt, das gilt uns nichts. Wir erkennen mit unserem Wesen den Ewigen nur dort als den an, der uns bei Namen ruft, wo er in seiner Erscheinung mit dem Bilde, das wir uns von ihm gemacht haben, übereinstimmt. Wir hören nur dann auf seinen Ruf, wenn er auf unserem eigenen Gebiet uns entgegentritt — denn wir haben dieses Gebiet, das wir besitzen, sehr lieb. Als fromme katholische Christen leben wir heimlich des Glaubens, daß Gott, der sich Offenbarende, sicherlich im Grunde katholisch ist. Als fromme protestantische Christen zweifeln wir nicht daran, daß er in seinem innersten Wesen gut evangelisch gesinnt ist. Als fromme kirchliche Menschen sind wir dessen gewiß, daß er in der Weite der modernen und außerkirchlichen Welt ganz und gar heimatlos ist. Denn wir betrachten das religiöse Erbgut, das unsere Väter uns überliefert haben, als einen überragend großen Besitz, nicht aber als eine überragend große Aufgabe, wir betrachten es als Eigentum, nicht als Verpflichtung, als ein großes Haben, nicht als ein großes Soll. Und doch ist alles, was uns an religiösem Gut von der Vergangenheit in die Hände gelegt wurde, eine große, gewaltige Schuld, die wir dem Höchsten gegenüber

haben, und keineswegs etwas wie das, dessen man sich in ähnlicher Weise rühmen könnte, wie der irdisch Besitzende sich seines irdischen Besitzes rühmt. Wen der Ewige bevorzugt, dem gibt er größere Aufgaben als den andern. Wir aber fühlen uns in unserem Geist so reich wie Krösus statt daß wir uns so arm fühlten wie der Bruder Franz. Der war reich durch seine Armut, wir aber sind arm durch unseren Reichtum. Er war überreich an Gotteskräften — und lebte wie ein Bettler. Wir sind sehr arm daran — und gebärden uns so gern wie Überreiche. Spielt denn nicht fortwährend jede Konfession ihren inneren Reichtum gegen die andere aus?

Wenn wir im Innersten so gesinnt wären wie Franziskus, der große Nachleber Christi, dann wären wir auch gesinnt wie Paulus, der Gefangene dessen, dessen Kraft „in dem Schwachen mächtig“ ist, dessen Kraft „zur Vollendung kommt“ an der Schwachheit (2. Kor. 12, 9). „Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.“ Wir pflegen anders zu denken. Wir werfen mit apologetischen Kraftworten um uns und wenn wir als konfessionelle Gemeinschaft uns einer Sache rühmen, wenn wir es für nötig halten, der Welt durch einen „Fanfarenstoß“ zu verkünden, daß wir, die Katholiken, aus dem Exil zurückkehren, daß wir, die Protestanten, den Pulsschlag des reformatorischen Geistes neu in uns lebendig werden fühlen: dann geschieht es mehr mit der Geste religiösen Muskelheldentums als mit der des letzten Dieners der ewigen Weisheit, dann sieht es nicht aus, als ob wir uns als Knechte Gottes, sondern als ob wir uns als die heimlich-offenbaren Herrn der Welt fühlten. Und wir schämen uns nicht einmal, uns so zu gebärden! Wenn wir uns unserer geistigen Armut und Dürftigkeit vor Gott so bewußt wären wie Paulus oder Franziskus — die doch tausendmal reicher waren als wir —, dann würden dort tausend lebendige Seelenbrücken sich schlagen, wo heute ein großer, leerer, schwarzer Abgrund der Fremdheit, des Mißverständnisses, der Scheelsucht,

ja der Gehässigkeit uns entgegengähnt, ein Abgrund, aus dem fortwährend die Höllendünste der Eigengerechtigkeit und des Eigenlobes emporsteigen und die Geister des Lebens in die Ferne scheuchen. Der Rauch unserer tausend eigenstolzen Worte verdüstert die Lichter des Himmels. Die beklemmenden, schwelenden Dünste von ungezählten geistigen Verdrehungen, Mißachtungen, gewollten und ungewollten Verständnislosigkeiten, abfälligen und mißgünstigen Bemerkungen über die „Andersgläubigen“ auf dieser oder auf jener Seite, der giftige Brodem von tausend geistigen Lieblosigkeiten und „Entgleisungen“ gegenüber denen, die wir mit der verlogenen Salbung unserer inneren Halbheit so oft unsere „Brüder in Christo“ nennen, umnebelt unsere Augen und unsere Sinne, so daß wir dem lebendigen Gott zuletzt nur noch in den Kammern unserer Privatinnerlichkeit gegenübertreten und für die Gemeinschaftsgestalt des Christentums, für die Weltenform der Liebe des Gottmenschen immer mehr das unmittelbare Verständnis verlieren. „Wir warten auf das Licht, und siehe da, Finsternis! Wir wandeln in der Dunkelheit am heiterhellen Tag. Wir tapfen, wie wenn wir keine Augen hätten.“

Wie gerne redet man doch von dem gewaltigen Reichtum des reformatorischen Erbes, den es mit allen Mitteln zu „wahren“ gelte, von dem gewaltigen Reichtum des katholischen Erbgutes, das auf jede Weise „geschirmt“ werden müsse! Warum sagt man das eigentlich immer und immer wieder? Je mehr Worte wir machen, desto reicher kommen wir uns vor. Und das will man gerade: das Bewußtsein überlegenen Reichtums genießen, sich in dem Gefühl der religiösen Überlegenheit, des religiösen Vor-Rechtes sonnen ¹⁾. Man beobachtet sich freilich gewöhnlich

1) „Den wahren Edelstein, den echten biblischen Glaubensinhalt haben wir Protestanten allein“ („Was will die Hochkirchliche Vereinigung?“ 1922, S. 29, übernommen aus Bettac, Unsere Gottesdienste). — „Wir sind die Kirche des Evangeliums, mit der keine Kirche der Welt konkurrieren kann“ (Hofprediger D. Döhring auf der Brandenburger Generalsynode Herbst 1925). — „Katholizismus und Protestantismus sind nicht zwei verschiedene Ausgaben des gleichen

nicht scharf genug, um eine solche Behauptung nicht für eine Ungerechtigkeit zu halten. Aber wer ein Empfinden hat für die Untertöne, die bei so vielen konfessionellen Selbstverherrlichungen der Gegenwart und der letzten Jahrhunderte mit-schwingen, wer ebenso sehr auf das blickt, was hier nicht gesagt wird, wie auf das, was man besonders ins Licht zu rücken sucht, wer hier das Wie noch mehr beachtet als das Was: der kann sich jenem Eindruck nicht entziehen. In den apologetisch gerichteten oder apologetisch angehauchten Schriften tritt das nicht selten mit widerlicher, auftrumpfender Deutlichkeit zu Tage. Wir Geist- und Glaubens-Reichen, wir Kraft- und Lebens-stolzen sind wahrlich nicht in Gefahr uns allein unserer Schwach-heit zu rühmen und uns im Geiste der Armut zu vermählen. Wir wissen so gut, wie viel wir besitzen, daß man vor der Breitspurigkeit solchen Wissens das Besitzen selber oft gar nicht mehr gewahr wird. Wir versichern so unermüdlich, wie sehr unser religiöser Standpunkt der richtige ist, wie reich an Gottes Schöpferkräften und Heilsgewalten unser eigener Glaubens-bezirk ist, daß hinter diesem haushohen Wall von Versiche-rungen und Anpreisungen jener Reichtum und jene Richtigkeit zum größten Teil den Blicken entschwinden. Unsere großen Tagungen mit ihrer Massenbegeisterung sind zuweilen wie ein großes Staubaufwirbeln, wie ein tosender Trommelwirbel: seht her in aller Welt, wie herrlich es um uns steht, wie überreich wir sind! Ein religiöser Reichtum, der so viel Aufhebens und Rühmens von sich macht, der einhertutet wie ein dicker Geld-

Christentums, nicht zwei Kirchen in verschiedenem Baustil, die katholische Kirche ist die von Christus gegründete Heilsanstalt, der Protestantismus ist Abfall“ (Kardinal Faulhaber in einer Canisius-Predigt, vgl. Augsburger Postztg. 1925, Nr. 243). — „Die allein von Christus gestiftete, gewollte und heute noch ge-leitete Kirche ist die katholische, in der sich jene Einheit bereits in Voll-kommenheit vorfindet, um die der Erlöser am Vorabend seines Kreuzestodes bei der Einsetzung des Altarsakramentes gebetet hat: „ . . . auf das alle eins seien, wie Du, Vater, in mir und ich in Dir““ (F. v. Lama in einem Vortrag, vgl. Augsburger Postztg. 1925, Nr. 285).

mann mit seinem großen, ratternden, spiegelblank geputzten Automobil, ein solcher Reichtum hat es schwer, die Welt davon zu überzeugen, daß er im Namen Christi sich zusammenfaßt. Wir würden aber schwerlich so Besitzstolze geworden sein, wenn uns nicht das unheilvolle Gegeneinander der großen christlichen Konfessionen dazu verführt hätte. Was dieser Besitzstolz an lebendigen Kräften des Glaubens niederhält und unterbindet und nicht zur Auswirkung kommen läßt, wieviel er davon gleichsam schwelend in sich selbst zurückschlagen läßt, statt die Flammen des Glaubens frei emporsteigen zu lassen: das vermögen wir nur bang und beklommen zu ahnen, aber nicht auszudenken.

Wir haben unsagbaren Reichtum in unserem religiösen Erbgut, wer wollte es leugnen? Aber daß wir in ihm herumwühlen und einen Stolz nach dem andern daraus hervorholen, statt daß wir eine Demut nach der andern, eine Beschämung nach der andern, eine — Armut nach der andern darin finden: das ist ein Zeichen dafür, daß das Rühmen unseres Glaubensgutes in unserem Munde allzu oft einem gefährlichen, unbewußten Selbstbetrug nicht fern ist. Es ist ein Zeichen dafür, daß wir uns lieber in dem Glanze unseres Reichtums und unserer Gerechtigkeit und Richtigkeit heimlich sonnen, als das wir im betenden Blick auf jene Fülle religiösen Gutes mit unserem innersten Wesen begreifen lernen, welches da sei die Länge, die Breite und die Höhe der lebendigen Wahrheit Christi und die schmachvolle Kürze, Enge und Flachheit dessen, was wir heute als unseren Glauben ausgeben.

Wenn das Heilige in Gefahr ist, wenn es in der Tat zu zeigen gilt, daß das Reich Gottes nicht in Worten steht, sondern in Kraft: dann ziehen wir ohne Besinnen das Schwert unserer Apologetik und unserer dogmatischen Rechtgläubigkeit aus der Scheide und schlagen damit munter zu. Aber wer dieses Schwert zieht, wer auf seinen Glanz und seine Schärfe stolz ist, der muß sich hüten, daß er nicht durch eben dieses Schwert

umkomme. Er muß sich hüten, daß er nicht zuletzt in ihm den eigentlichen Erweis des Glaubens sehe und das Beste darüber verliere. Wir sind sehr schnell bereit mit tausend Gründen aufzuwarten, wenn man das Höchste antastet. Aber der lebendige Gott selber ist mehr als das Dogma, das von ihm redet. Das Wesen ist mehr als der Ausdruck. Und wenn es, wie in den Kämpfen der Reformation und in den inneren Entscheidungskämpfen der Gegenwart und der Zukunft, um das innerste Wesen des Glaubens selber geht, dann kämpft der mit untauglichen Waffen, der mit Worten argumentiert. Mit Worten und Religionsgesprächen und Konferenzen lassen sich geistige Entwicklungen, bei denen es sich um letzte, entscheidende Dinge handelt, weder hervorrufen noch aufhalten. Und bei dem Gegensatz zwischen der römisch-katholischen und der reformatorischen Ausdrucksform des Glaubens steht nach wie vor der Kerngehalt des Glaubens und seine Sendung im Ganzen der heutigen Welt auf dem Spiele¹⁾.

Aber wie verhalten wir uns in diesen tief entscheidenden Schicksalsfragen der ganzen Christenheit? Wir umpanzern unseren Standpunkt immer fester, betrachten ihn immer mehr als das erlösende Prinzip selber und verwechseln das überragende Wesen mit der begrenzten und verbogenen Erscheinung, die es im engen Bereiche unserer hundertfältigen Unfähigkeit und Unerlöstheit gefunden hat. „Und keiner läßt sich richten durch die Wahrheit! Man vertraut auf Eitles und redet unnütze Worte. Sie brüten Schlangeneier aus und weben Spinnweben. Darum bleibt das Recht ferne von uns —“.

1) In den „Stimmen der Zeit“ schrieb 1923 der Jesuitenpater Ernst Böminghaus: „Die Einsicht ist wach, daß dem Christentum und der Kirche ein Erprobungs- und Entscheidungskampf aufgedrängt ist, gegen den die Wirren der Reformation ein Kinderspiel bleiben. Und auch die Ahnung, daß es schließlich nur einen durchschlagenden Einsatz in dem Kampfe gibt: nicht Wissen, Streiten, äußere Macht, sondern einzig der Erweis in Geist und Kraft.“ (11. Heft, S. 340.) Wie lange soll diese „Ahnung“ bloße Ahnung bleiben?

VIERTER TEIL

VON DEN PANZERHÄUSERN DES KONFES- SIONELLEN BEWUSSTSEINS UND VON DER HEIMKEHR ZUR UNA SANCTA

„Ihr steckt noch in Aufgeblasenheit . . .
Es steht nicht gut um euer Rühmen.“

St. Paulus an die Korinther (I 5, 2 u. 6)

X.

„Räumt den Weg des Herrn! Macht Bahn unserem Gott!
So spricht der Hohe und Erhabene, der ewig wohnt und dessen
Name heilig ist: Höhe und Heiligtum bewohne ich und den,
der eines zerschlagenen und gedemütigten Geistes ist! Über
seinen sündhaften Stolz ward ich zornig und schlug ihn. Den-
noch will ich ihn heilen! Friede den Fernen und Friede den
Nahen, spricht der Herr. Ja, ich will ihn heilen!“

Heile uns, Herr! Heilige uns! Bildhauer Gott, schlag zu!
Denn wir sind allesamt abgewichen. Wir sind Unmündige in
Christus. Wir sind viele Meilen weit entfernt vom Alter der
Mannheit Christi, wie erwachsen wir in unserer Torheit uns
auch gebärden. In Wahrheit sind wir wie kleine, eigensinnige
Kinder, die gar keinen Verstand haben. Sie machen ein großes
Geschrei, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe geht. Aber der
Vater weiß schon, was er tut. Die Langmut seiner Liebe heißt:
Unendlichkeit. Und selbst sein Zorn ist nichts als ein Aus-
druck seiner Liebe.

Eine ungeheuerere Verantwortung und Aufgabe, eine könig-
liche Berufung ist uns zum Erbe geworden. „Ich bin das Licht
der Welt. Gleichwie mich der Vater gesendet hat, so sende
ich euch. Ihr seid das Salz der Erde. Wehe der Erde, wenn
das Salz kraftlos wird!“ Wir aber sagen: „Ei seht doch, was
wir besitzen!“

Große Tröstungen, unversiegbare Quellen der Kraft sind uns gegeben, damit wir mehr und mehr reif werden, damit wir mehr und mehr fähig werden Christusträger in der Welt zu sein, Träger und Bringer des Erdensinnes. Wir aber sagen: „Ei seht doch, wie steinreich wir sind — und wie bettelarm ihr andern! Ach, ihr Armen!“

Wir verstehen sehr schlecht, warum Paulus nur seiner Schwachheit sich rühmen wollte, warum Franziskus mit der Armut sich vermählte. Wir rühmen uns viel lieber unserer Kraft und vermählen uns viel lieber mit dem dicken Bewußtsein unseres Reichtums. Mit ungezählten Erbaulichkeiten, rührsamen und pathetischen Reden, strotzenden Statistiken, donnernden und blitzenden Widerlegungen, mit Fanfarenstößen und Trommelwirbeln und Massenbegeisterungen verkünden wir der stauenden Welt unsere Kraft und unseren Reichtum. Wenn die Böllerschüsse von der Bastei unserer Gläubigkeit in die Welt hinausdröhnen, dann fühlen wir uns am wohlsten, dann finden wir das am passendsten für die Sache, die wir vertreten. Zwar werden Böllerschüsse keine Mauern durchschlagen — aber man hört sie doch! Man kann ja gar nicht anders als sie zu hören und zu sagen: „O Gott, welche Kraft! Welche unerhörte Kraft!“ Und staunend erkennt alle Welt, wie die Gestalt Christi an uns und durch uns offenbar wird. „Ego in eis!“

Wir sind so weise und erwachsen geworden in Christus, daß wir es für unbegreifliche Torheit halten müssen, sich seiner Schwachheit zu rühmen. Das steht auf den Blättern unserer Erbaulichkeiten und in unserem Gebetbuch. Aber in der Wirklichkeit — wir sind doch keine Narren! Wir sind doch keine dummen Kinder! Wir wissen, was Eindruck macht. Wir wissen, daß nur der in der Welt etwas gilt, der sich ins rechte Licht zu setzen versteht. Fanfarenstöße müssen der Welt verkünden, daß das Christentum, daß die Überwelt aus der Verbannung zurückkehrt! Und daß wir es sind, wir, die Christen, die sie zurückführen! Und wenn der Glanz auf den Kuppeln unserer

Tempel und Standpunkte in Wind und Wetter ein wenig verblühen ist, seht nur, an der neuen Vergoldung wird schon mächtig gearbeitet, sie wird gleich fertig sein in ihrer Sonnenpracht! Alle Federn sind schon gezückt und blitzen spitzig dem Feind ins Gesicht: „Weh dem, der uns nahe kommt! Weh dem, der uns anzugreifen wagt! Die Zeiten sind zu Ende, da man uns mit Füßen trat und uns ins Gesicht spie! Hört ihr? Sie sind zu Ende! Denn wir sind das auserwählte Geschlecht, wir sind das königliche Priestertum, wir sind die Sachwalter Christi!“

Wenn wir uns unserer Schwachheit rühmen wollten, wenn wir zugeben wollten, daß wir nichts, gar nichts sind als sich Ausstreckende, als Suchende, als Arme in Christus, als solche, denen die Weltenlast des Christuskindes auf der Schulter ruht und die so schwach sind, daß sie darunter zusammenzubrechen meinen; wenn so die Größe der Berufung in unserer Kleinheit offenbar würde, die Kraft des Ewigen in der Schwäche unseres Wollens und Könnens und in unserem bitteren Gefühl dieser Schwäche; wenn wir es kund werden ließen, daß wir nichts, gar nichts sind als Nachjagende und nicht solche, die das christusgroße Ziel irgendwie erreicht haben: ja, wer würde dann noch Respekt vor uns haben? Die großen Organisationen des Christentums würden doch in Kürze ihre Weltgeltung und ihre Rechte eingebüßt haben und wir würden vielleicht am Ende gar so verachtet und unansehnlich dastehen wie der, an dem keine Gestalt noch Schöne war und — der in Geist und Kraft seiner Armut vor der Welt zum Erlöser der Welt geworden ist. Aber bei uns ist das anders. Wir brauchen Macht, Ansehen, Einfluß, Repräsentation! Die Welt will es nun einmal so. „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest ...“ „Weiche von mir, Satan! Denn es steht in der Schrift: Du sollst Gott allein anbeten.“ Ja, das war eben Christus. Aber wir wissen doch wahrlich auch, was zweckmäßig ist und worauf es ankommt. Mit überspanntem Radikalismus

werden wir die Welt nicht erobern. Man muß die Dinge nehmen wie sie sind. Man muß sich in die Welt schicken, in der wir nun einmal leben. Die Welt will sehen, daß unser konfessionelles Selbstbewußtsein dem Maße unseres Wertes, unserer Kulturbedeutung, unserer Kulturkraft und unserem religiösen Reichtum direkt proportional ist. Wer sich nicht selbst erhöht, der wird erniedrigt werden: das sehen wir überall in unserer Welt bestätigt. Also stellen wir unser Licht nicht unter den Scheffel! Also verkündigen wir jedem, der es hören will, und jedem, der es nicht hören will, was wir sind und was wir bedeuten! Je lauter wir rufen, daß es ohne uns und unseren Glaubens- und Kraftbesitz überhaupt nicht „geht“, desto leichter wird man uns Glauben schenken. Je mehr wir an uns selbst glauben, desto mehr wird man an uns glauben. Denn auf uns kommt alles an, auf uns, die Protestanten, auf uns, die Katholiken, gerade so, wie wir da sind und reden und schreiben und trommeln. Wenn die pfauchenden Kraftwagen unserer Rechtgläubigkeit einherdonnern, wenn vollends die Tanks unserer Apologetik auffahren und dreinfuern, dann muß alle Welt zur Seite springen und Spalier bilden und rufen: „Hosianna den Söhnen Davids! Gelobt seien, die da kommen im Namen des Herrn!“ Und wenn sie das nicht tun, dann sind sie eben Ketzer und Ungläubige und Abtrünnige, die nicht mehr wert sind als von uns überfahren zu werden¹⁾. Wenn sie das nicht

1) „Bereits Angelus Silesius hat ganz richtig erkannt, daß die Sekten gar nicht zum wahren Gott beten, sondern zu einem willkürlich geschaffenen Götzen. . . . Man hat einmal in kleinlichem Mißverstand der großen, einen, allgemeinen Wahrheit der Katholiken vorgeworfen, sie verschlossen sich in einem Turm, in einem Ghetto. O nein, im Gegenteil! Sie nehmen die ganze Welt, alle Zeiten, alle Wissenschaft, alle Kunst, alle nationalen Entwicklungen für sich in Anspruch. Sie allein haben eine Weltanschauung, alle andern haben nur eine Winkelanschauung. Gute Leute, schlechte Logiker! und daher auch schlechte Musikanten, wie Shakespeare sagt; das heißt, sie haben nur eine Winkelkultur, sie zählen nicht als führende Kulturträger, mögen ihnen auch manche andere beschränkten Geister in ihrer Verkehrtheit eine Zeitlang nachlaufen.“ (Dr. Richard von Kralik, Wien, in „Schönere Zukunft, Kulturelle

tun, dann sind sie Feinde Christi, die den Herrn abermals ans Kreuz schlagen, ans Kreuz ihrer Irrtümer, ihrer Verderbnis und ihres Stolzes. —

Wann lebstest du, unbekannter Prophet? Aus der Nebelferne der Jahrtausende hören wir dich sagen, kaum, daß wir es noch vernehmen: „Er ist um unserer Übertretung willen durchbohrt, zerschlagen wegen unserer Missetat. Wir aber hielten ihn für von Gott geschlagen und geplagt.“ Auf dem Ölberg fiel sein Schweiß wie Blutstropfen auf die Erde, während die Jünger schliefen. Wenn sie ihn hinrichten, so sagt er: „Vater, vergib ihnen — sie wissen ja nicht, was sie tun.“

„Viele sind, die in der Rennbahn laufen, aber nur einer erlangt den Preis.“ Laufen wir so, daß wir ihn erlangen? Laufen? Haben wir ihn denn nicht längst errungen? „Nicht, daß ich's schon erreicht hätte — ich jage ihm aber nach.“ Noch nicht erreicht? Was würde die Welt von uns denken, wenn wir durch Wort und Geste zugäben, daß wir auch nur Nachjagende sind? Daß wir es nicht längst erreicht haben, wovon alles Dasein und alles Überdasein abhängt, worin aller Wert und alle Kraft und aller Reichtum, die diese Namen verdienen, beschlossen sind? Unsere Geste muß strotzen von Sicherheit und Selbstgefühl: nur so imponieren wir den andern. Nur so richten wir etwas aus. Je lauter wir mit unseren Worten trommeln, je mehr wir die andern herabsetzen und uns selber auf den

Wochenschrift mit ständiger Weltrundschau“, Wien, 1. Jahrgang, Nr. 1, S. 4, Okt. 1925.) „Die paritätische Staatsauffassung — heute unbedingt geboten — führt zu einer ganz verkehrten Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Protestanten, die von dieser Seite keineswegs erwidert wird.“ (Professor Dr. Josef Kuckhoff, Köln, a. a. O., S. 10.) „Im Namen Jesu Christi rufe ich euch auf: holt den Prügelstock hervor. . . . Schlagt zu, aber im wahrsten Sinne des Wortes! „Wer Gottes Wort nicht hören will mit Güte, der muß den Henker hören mit der Schärfe!“ sagt Martin Luther. . . . Deutsche Regierungsmänner und Volksvertreter, seid auf der Hut: an Rom sterben die Völker, an Christus leben sie auf. Der Papst kann uns nichts geben, die Bibel alles. Männer brauchen wir vom Schläge Martin Luthers.“ (Hofprediger D. Döhring im Gottesdienst zur Reichstagseröffnung im Berliner Dom im Januar 1925.)

Schild erheben, je besser wir es lernen mit genial-verächtlicher Gebärde ¹⁾, mit mitleidig-nachsichtiger Herablassung auf die „ändern“ herabzublicken und sie dann und wann, wenn wir unsere großmütige Stunde haben, auch mit dem Purpur unserer allumfassenden Liebe und Nachsicht zu streifen — denn wir sind doch Christen! —: desto höher werden wir in den Augen der Welt emporsteigen. Fürwahr: wer sich nicht selbst erhöht, der wird erniedrigt werden! „Omnia ad maiorem Dei gloriam!“ Sind wir denn nicht dazu berufen, das Angesicht der Erde zu erneuern? Fängt denn nicht die moderne Welt schon an, uns zu Füßen zu fallen? „Selig sind die Selbstbewußten, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Wenn wir nur nicht nachlassen tapfer, mutig und göttlich-ausdauernd weiterzutrommeln, so wird uns alles andere zufallen. „Ecclesia triumphans!“ Verlangt man aber, daß wir um irgendwelcher Phantome willen auch nur ein Gran, auch nur einen Heller von unserem überfließenden Wahrheitsbesitz preisgeben sollen, wir, die Drachenhüter vor den feuerfesten und diebessichern Schatzkammern der katholischen, der evangelischen Wahrheit, so entströmt wie dumpf grollender Donner ein Wort unserem Munde, das die ganze Glorie unserer Felsentreue und unserer Panzergerechtigkeit offenbart, ein Wort, in dem unsere Eisenfaust selber hervortritt wie eine Sinaidrohung, das stolze, kühne, gewaltige Wort: NON POSSUMUS! — Und da redet man vom Ghetto? Da wagt man es uns inferior zu nennen? Wir — und rückständig? „O nein, im Gegenteil!“ Wir sind die „führenden

1) Ein Beispiel für viele! Über die von einem Protestanten einberufene Weltkirchenkonferenz in Stockholm 1925, zu der nicht nur die offiziellen „Kirchen“ sondern auch der „Christliche Verein junger Männer“, die Heilsarmee, der Weltbund christl. Studentenvereinigungen usw. eingeladen waren, schrieben die „Stimmen der Zeit“ (Okt. 1925, S. 40): es sei kein Wunder, daß man im Vatikan, trotz warmer Teilnahme für den Zweck, „auf den offiziellen Beitritt zu einer so gemischten Gesellschaft verzichtet“ habe. Mit solchen Wendungen ist keinerlei verletzende Absicht verbunden. Aber ob sie auf dieser oder auf jener Seite begegnen, sie sind bezeichnend.

Kulturträger“, wir werden es schon zu zeigen wissen, was von den Geistestaten der modernen Kultur übrig bliebe, wenn wir, wir, die Ghettoleute, nicht gewesen wären! Wir sind die „führenden Kulturträger“ nach wie vor, und alles, was nicht wir ist, das ist „Winkelkultur“. O Gott, wie groß sind wir! Wie töricht waren wir, daß wir es so lange gar nicht recht gemerkt haben! „Holt den Prügelstock hervor! . . .“

Wie dicke Schwaden eines ekelhaften, giftigen Dunstes, der Gesicht und Gehör, Lunge und Herz gleicherweise angreift, so steigt heute dieses neu erwachende konfessionelle, sich wohl auch christlich nennende Selbstgefühl aus den Spalten des schwarzen Abgrunds empor, der durch den inneren Abfall von Christus aufgerissen worden ist. Sie liegen fein verteilt schon jahrhundertlang in der Luft, diese Dünste geschwollener Selbstgerechtigkeit, sie haben auch im Mittelalter schon den Atem und damit das Lebensblut vieler vergiftet und den nimmer zur Ruhe kommenden Widerspruch aller Armen in Christo herausgefordert. Sie liegen in der Luft — seit dem Verrat des Judas. Seine dreißig Silberlinge haben sich in die Erde gebohrt und weiter gewühlt und Abgründe geöffnet, die den Blutdunst der Glaubenskriege und der Ketzergerichte begierig in sich einsogen. Sie geben ihn wieder von sich, wenn Zeiten kommen wie die heutige, Zeiten, wo in den Urtiefen der Menschheitsseele der Hunger nach dem Sinn und nach der Erfüllung, der Hunger nach dem Gottmenschen, mit neuer Stärke erwacht. Die Geister des Abgrunds, die schleichen- den Gewalten der Versuchung, werden umso reger, je flehentlicher sich die Hände der Menschheit nach dem einsamen Hügel ausstrecken, auf dem das Kreuz steht. Und ihre feinen Dünste schlingen sich selbst um die Besten, selbst um die Berufensten, während die Eigenstolzen in dem dicksten Brodem so aufgereckt und verrenkt einherschweben, als wäre es eigens für sie bestimmter Weihrauch. Aber es ist ein Gift, das die Lungen zerfrißt und das die Augen unfähig macht die Gestalt

des Dornengekrönten zu sehen, deren Schatten über aller Erde liegt, ein Gift, das sich in die Windungen unseres Gehirns hineinfrißt und uns keine Sprache mehr verstehen läßt als die der gleichen Sündennarrheit. Denn wie das Gute am Guten sich entzündet, so entzündet sich auch die eine Narrheit an der andern. So kämpfen die zwei Feuer miteinander, das Feuer, das Christus auf die Erde warf, und das Feuer, das dem Abgrund entsteigt. Und heute recken sich beide auf, als gälte es wieder einmal eine der großen Entscheidungen, wie sie an den Wendepunkten der Geschichte stehen. Wer sich aber einbildet, daß die Kampfgränze der beiden Feuer nicht mitten durch die geistigen Lebensreiche aller Konfessionen und Glaubensgemeinschaften hindurchgeht, ja daß sie nicht durch die Seele eines jeden, der seine Hände nach dem Gottmenschen ausstreckt, mitten hindurchschneidet, und wer nicht aus diesem tiefen und lastenden Wissen heraus lebt und redet und sich gebärdet: der schweige wenigstens und trübe nicht mit seinem Gedankengespinnst die Klarheit begehrende Wirklichkeit von unser aller gottesgieriger Seelennot!

„Wer ist aber unter euch, der solches zu Ohren fasse und es künftig beachte? Wer hat Jakob zum Raub und Israel den Plünderern übergeben? Ist's nicht der Herr, wider den wir gesündigt haben. . . ? Darum hat er über ihn den Grimm seines Zorns und die Schrecken des Krieges ausgegossen; und er hat ihn allenthalben angezündet, aber man merkt es nicht, und er hat ihn in Brand gesteckt, aber man nahm es nicht zu Herzen.“ (Jes. 42.)

Aus dem dunklen Strudel unserer Tage kommen sie langsam heran, zu Hunderten, zu Tausenden. Aus den großen, traurigen, hungrigen Augen spricht ein tiefes Heimweh nach den Tälern und Höhen Gottes. Und in diesem Heimweh ist die innerste Seele der Kirche selber lebendig, die innerste Seele der Menschheit, die zum Ewigen hin geschaffen ist, die es nicht lassen kann immer und immer wieder emporzutrachten

und die Gesetze der Schwere zu besiegen und wie der Turm der gotischen Kathedrale sich emporzureißen und emporzustrecken immer kühner, immer schlanker, immer sehnender und körperloser dem entgegen, vor dem, nach dem Worte des Propheten, die Völker der Erde nur wie ein Tropfen am Eimer sind. Sie kommen langsam näher. Und je näher sie kommen, desto langsamer wird ihr Schreiten. Je näher sie kommen, desto mehr zaudern sie. Einer um den andern bleibt stehen und zu dem Hunger in ihren Augen tritt ein anderes hinzu, etwas, das sie selber quält, das sie selber kaum verstehen und das sie hinwegwünschen — und das doch da ist. Nur wenige von den Unzähligen finden den Mut weiterzuschreiten. Die meisten fühlen, wie eine unsichtbare Hand sich auf sie legt und sie leise und doch stark zurückhält. Und sie wissen nicht, ist es die Hand eines Dämons oder die Hand eines Engels. Viele „drinnen“ wissen es sehr genau, daß es die Hand eines Dämons ist, des Dämons der Zagheit, der falschen Angst, der tausend Bedenklichkeiten. Sie zweifeln keinen Augenblick daran, daß es sich so verhält. Die Zaudernden draußen wissen es nicht, wessen Hand es ist. Sie wissen nur, daß sie voll Hungers und Heimwehs sind nach den Wohnungen des Vaters und daß eine unsichtbare Hand sie hält. Wessen Hand es auch immer sei, sie ist da. Und so fühlen sie, ob sie es aussprechen oder nicht, ob sie in dieser oder jener Weise es gewahr werden: „Wir sind Hungrige nach Gott — ihr aber seht aus wie solche, die schon satt sind. Wir schreien nach Gott wie der Hirsch nach dem frischen Wasser — ihr aber seid wie solche, deren Durst schon gestillt ist. Wir sind solche, die in der Rennbahn der Zeit laufen nach dem Kleinod der ewigen Wahrheit — ihr aber seid wie solche, die am Ziele sitzen und ihre Lorbeerkränze betrachten. Ihr sagt zwar auch, daß ihr Hungernde seid, aber eure Gebärde ist wie die Gebärde derer, die satt sind und die sich ihrer Satttheit freuen und rühmen. Ihr sagt zwar auch, daß ihr Nachjagende seid, aber

in eurer Stimme und Haltung ist etwas, das ihr selbst nicht gewahr werdet und das eure Worte Lügen straft. Ist denn die Wahrheit Gottes so eng, daß ihr mit euren kurzen Beinen sie schon ausgelaufen hättet? Ist sie so seicht, daß ihr mit euren flachen Sinnen sie schon ergründet hättet? Daß ihr mit einem Tonfall von ihr reden könnt, wie wenn ein reicher Mann von seinen Aktien redet? Die Wahrheit, die wir suchen, nach der unsere Seele hungert und dürstet, ist so groß — wie Gott selber. Vor IHM ist alles Finden nichts als ein Suchen und alles Suchen ein Finden. Wer sich einbildet ihn gefunden zu haben, der betrügt sich selbst. Und wer ihn sucht und nie zum Finden kommt, der sucht ihn nicht mit ganzer Seele. Alles Ruhen in ihm ist eine tiefe, strömende Unruhe. Alle Unruhe in ihm ist eine tiefe, strömende Ruhe. Nur eines ist ihm fremd: Satttheit, Starrheit, Eigengerechtigkeit. Denn ihn finden heißt ihn besser suchen lernen. Ihn aufnehmen heißt hungriger werden nach ihm. Wo das Finden des ewigen Gutes nicht in einem immer wachsenden, immer heißer werdenden Hunger nach ihm sich darstellt, da ist es kein Finden des ewigen Gutes, sondern ein Finden irgendwelcher anderer Dinge. Vielleicht ist es ein Finden dessen, was manche Seelenfrieden und Geborgenheit nennen, aber ein Finden des ewigen Gutes ist es nicht. Lieber wollen wir überhaupt keinen Seelenfrieden, als daß wir ihn in der Satttheit finden, die euer Mund bestreitet und die eure unbewußte Gebärde und der Gesichtsausdruck eures ganzen Sich-gehabens allzu laut verraten. Aber ist denn das der Frieden Christi, was ihr so nennt? Was heißt denn: die Wahrheit besitzen? Einer der unsrigen, den ihr gering achtet, weil er Satttheit haßte, hat vor Jahrhunderten gesagt, daß der Besitz der Wahrheit ruhig, träge, stolz mache. Er hat euch angesehen — darum kam er auf diese dumme Meinung! Und es ist etwas in uns wie ein fernherdringender, nahumschwebender Ruf der ewigen Wahrheit selber, derer, von der ihr so klug und so fromm zu reden wißt, das sagt uns: ihr

seid Menschen, nicht Götter, und darum steht es euch nicht zu nach der Rechten Gottes zu greifen mit dem vollen Besitz der Wahrheit, sondern nach der Linken des ewigen Schöpfers — mit dem ewigen Hunger nach ihm. . . .“

Wie immer sie von ihrem Zaudern reden, wie immer sie von ihm schweigen, diese Hunderte, diese Tausende sind da. Sie sind da und strecken ihre Hände aus und warten, warten auf den, der gekommen ist, die Sünder selig und die Kranken gesund zu machen. Ihre Lippen sprechen nicht immer Gebete. Manchmal sprechen sie sogar Lästerworte. Manchmal sagen sie sogar, das Christentum sei der eine unsterbliche Schandfleck der Menschheit. Wie groß, wie unsagbar groß muß der Hunger ihres verborgenen Innersten nach dem Christentum sein, daß sie so sprechen können — und daß sie lieber an dieser Lästerung ihres Mundes und Gehirns zerbrechen, als daß sie den brünstigen Hunger ihres Innersten nach dem gekreuzigten Weltenherrscher an ein trügerisch-sattes Gefundenhaben verraten! Sie sind da, diese Tausende, sie sind da und warten, warten mit der ganzen Inbrunst ihrer Seele, mit der ganzen zermalmenden Fülle ihres Gotteshungers, mit der ganzen überfließenden Qual ihrer Heimatlosigkeit, ihres „Wir können nicht anders — Gott helfe uns!“ Sie warten und ihr Warten ist wie ein immer aufs neue und immer stärker aufdringendes Heranwogen der Menschheitsseele selber an den smaragdnen Thron des ewigen Vaters, wie ein ungeheures Heranfluten von ungezählten stummen Bitten und Gebeten und Seufzern und Hungersqualen an die marmornen Stufen der ewigen Liebe — und selbst die Lästerung ist in ihrem Innersten oft nichts als ein qualverkramptes Gebet; es ist wie der Ruf der kranken Erde selber nach dem großen Heilenden, wie der Ruf der sündigen Erde selber nach dem großen Vergebenden, wie der Ruf der Braut nach dem Geliebten und wie der Heimwehschrei der Erde nach dem Himmel, dessen Hand sie entfallen ist.

Die Kirche Christi singt ihre Hymnen und feiert ihre Opfer und der gekreuzigte Herr ist in ihrem Opfer und steht mit der blutenden Stirn und den durchbohrten Händen und Füßen unsichtbar hinter seiner Menschheit, die ihm gehört von Uranfang der Zeiten an, die er zu erlösen kam zu sich selbst und die nicht aufhören kann, immer neu und immer stärker zu dürsten nach ihm, dem Herrn, nach dem lebendigen Wasser, das von seinem Blut und Wesen aus rings durch alle Welten fließt und jedes Gräslein und jeden Schächer im Leben hält. Und je mehr sie düstet, desto näher ist er ihr. Je mehr sie ihn sucht, desto mehr läßt er sich finden. Je mehr sie auf ihn wartet, desto mehr kommt er zu ihr. Sie warten und warten, die Hunderte und die Tausende, ob sie in ihren Schnellzügen sitzen oder an ihren Maschinen bauen oder an ihren Konferenztischen verhandeln, ob sie seinen Namen kennen oder ob sie selber Namen erfinden für ihren Hunger nach Ihm, ob sie von denen am Altar Hochmütige und Zaudernde gescholten werden und Abtrünnige und solche, die ungerecht verleumden und anklagen, die den Hunger wohlmeinender Frommer Satttheit zu nennen sich erdreisten und die damit die heilige Kirche Christi schmähen. Sie warten und warten, die Hunderte und Tausende draußen, und sie verachten und hassen die unbewußte, verräterische Gebärde der Satttheit und ein Menschentum, das solcher Satttheit sich rühmt, sie verachten mit solcher Satttheit oft auch den Herrn, von dem sie redet und mit dem sie opfert, oft auch die Hallen in ihrer Weite, in der solches Opfern geschieht. Sie warten und warten dennoch, die Hunderte und die Tausende, was immer ihr Mund sagt, was immer die ruhelose Qual der Zeiten an Phantomen und Systemen in ihnen erdichtet. Sie warten und warten dennoch und strecken die Hände ihres Innersten in tiefer Qual der Sehnsucht nach dem Einen aus, der einst von den Gerechten hinwegging zu den Zöllnern und Sündern und der mit ihnen aß und Gemeinschaft hielt. Sie warten und warten

und der Eine, auf den sie warten, steht unsichtbar mitten unter ihnen und hat eine Dornenkrone auf dem Haupt und er selber ist alles ihr Warten, er selber ist alles ihr Harren und Hoffen, und so oft eine Schmähung hinüber- oder herübergeht, fällt ein neuer Blutstropfen herab von seiner dornenzerrissenen, königlichen Stirne. „So bist du dennoch ein König? — Du sagst es: ich bin ein König. Und wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. . . .“

Armer, göttlicher Herr, wie haben sie dich zugerichtet! Was haben sie aus dir gemacht, du blutender, du wunden-zerrissener Leib! Was haben wir alle aus dir gemacht in der Qual der Zeiten! Aber du trugest unsere Krankheit. Du ludest auf dich unsere Schmerzen und tatest deinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Du bittest noch für die, die dich martern, die dich töten. Du nimmst unsere Schuld auf dich und trägst das Kreuz, das wir auf deine Schulter werfen, hin zu dem ewigen Throne des Vaters, der dein Vater und der unser aller Vater ist, und du sagst nichts als dies: „Vergib ihnen, Vater, denn sie wissen nicht, was sie tun. . . .“

XI.

„. . . darum soll mein Volk meinen Namen erkennen, ja darum wird es an demselben Tag erkennen, daß ich der bin, welcher spricht: Siehe, hier bin ich!“ „Alle Enden der Erde werden das Heil unseres Gottes sehen. Weichet, weichet, ziehet aus von dannen und rühret nichts Unreines an! Reiniget euch, die ihr des Herrn Geräte traget!“ „Der Arm des Herrn, an wem ward er geoffenbart? . . . Verachtet und verlassen von den Menschen, ein Mann der Schmerzen. . . . Er trug unsere Krankheit, wir aber hielten ihn für bestraft, von Gott geschlagen und geplatzt. . . . Er wurde unter die Übeltäter gerechnet und hat für die Übeltäter gebetet.“

Der Mann der Schmerzen — die ganze Qual der Schöpfung,

die ganze Qual des Abfalls ist in ihm und die ganze Fülle der Erlösung, der Heimkehr zum Vater. Das Dunkel des Karfreitags ist um ihn und der Lichtjubiläum des Ostermorgens. Wir sind Kinder des Karfreitagsdunkels — aber auch in diesem Dunkel ist der Herr. Wir sind Kinder des Dunkels, in dem er hinabfuhr zu denen, die im Inferno wohnen. Aber der Arm des Herrn ist nicht zu kurz zum Retten. Und ob wir in den tiefsten Fernen der Schöpfung wohnten, wir entgehen ihm nicht. Denn wer hat sein Wesen ergründet? Frohlocket, die ihr in Todesschatten sitzt! Wer ist der Herr? Er ist der, welcher spricht: „Siehe, hier bin ich!“ Das ist unser Gott.

Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, er sei, wo er sei — auf diesem „Standpunkt“ oder auf jenem. Daß wir ihn aber auch erkennen als den, dessen Wesen ewige Gegenwart ist, ewige Nähe, ewiges Jetzt und Hier, das ist sein Wille und der Natursinn unseres Daseins. Je unmündiger, je dürftiger, je armseliger bei uns solches Erkennen Gottes ist; je mehr unser Wesen in Eigengerechtigkeit und falschem Eigenstolz sich ihm zuschließt; je mehr es sich in sich selbst verkrampft, sich in sich selbst zu runden sucht wie eine glatte, selbstgefällige Kuppel, statt daß es seine Form und seine Vollendung findet in dem turmgleichen, sich verjüngenden, unaufhaltsamen Aufstieg zu der Unendlichkeit dessen, zu dem hin wir geschaffen sind, als ein einziger großer Jubel: „Gott allein die Ehre!“ — desto mehr wälzt der Geist des Abfalls seine dunklen Schwaden um uns her, desto mehr ist die helle Wahrheit des Göttlichen verdüstert, desto mehr Macht geben wir, ohne daß wir es wollen, den Schatten des Todes sich um uns zu drängen, uns zu ängstigen, uns in das Dunkel des Karfreitags und des Inferno zu hüllen, in dem die Geister des Abgrunds emporsteigen und das Blut des Heiligen die Erde tränkt. Je mehr wir uns dem lebendigen Gott zuschließen, desto mehr ist unser Glaube gespalten — und es ist doch sein Wesen, daß er ganz und eines sei, ganz und eines immerdar werde in Geist

und in Blut, in Wollen und in Sein, in Seele und Gebärde. Nur wenn unser Glaube in dieser Weise in sich selbst gespalten ist und wir uns, vielleicht ohne es recht zu merken, an solche Spaltung gewöhnt haben und sie gar mit den erblichen, schleichenden Mängeln des Irdischen zu entschuldigen suchen — wie sehr wir auch durch solches Entschuldigen und Beschönigen und Ausweichen die Dornen noch tiefer in die Stirne des Gottmenschen hineindrücken —, nur dann ist es überhaupt möglich, daß aus der Glaubensspaltung eine Kirchen-spaltung werde und daß diese jahrhundertlang währt, jahrhundertlang die Schöpferkraft des Glaubens lähmt und darniederhält. Die Wurzel aller Glaubensspaltung ist dort, wo wir als Kinder Adams den Heiligen um dreißig Silberlinge an die Welt verraten. Sie ist dort, wo wir seinen Ruf und seinen Trost an uns in eine Art Besitztum umzuwandeln suchen: denn was wir besitzen, erspart uns die Mühe des immerwährenden Erwerbens und Nachjagens und Würdigwerdens. Sie ist dort, wo wir das unmittelbare Verständnis dessen preisgeben, was Paulus aussprach: „In Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern eine neue Schöpfung; und die nach dieser Regel wandeln, Friede über sie und Barmherzigkeit!“ (Gal. 6.) Und wiederum: „Zieht den alten Menschen aus mit seinen Taten, zieht den neuen an, der erneuert wird zur Erkenntnis nach dem Bilde seines Schöpfers: wo es nicht heißt Grieche und Jude, Beschnittener und Unbeschnittener, Barbar, Skythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allen Christus.“ (Kol. 3.) Wo man nicht mehr nach jener Regel des Glaubens wandelt und etwas wie eine neue Beschneidung, ein neues „An sich“, als den Kern und den Angelpunkt ausgibt, da spaltet man den Glauben. Wo man jene Regel, jenes Wesen des Glaubens trübt und verschüttet, da entfernt man sich von der Wahrheit — und wenn man sagt, jener andere habe sich von der Wahrheit frevelhaft entfernt, der aus Groll über solche Entstellung zum Empörer wurde, während man gleichzeitig

das Opfer des Gekreuzigten feiert, der unser Schulden trug, so wirft man damit nur noch mehr Schutt menschlicher Enge und Zugeschlossenheit auf den Glauben an den Welterlöser.

Und gebärden wir uns denn nicht auch heute noch allesamt und zumal die, denen viel gegeben ist, — nicht wie solche, die durch heilige Güter und Kräfte zu ihrem unsagbar verantwortungsschweren Beruf gestärkt und gerüstet werden, sondern viel öfter wie solche, denen Gott selber zu der ihnen zugefallenen Erbschaft seine Glückwünsche ausspricht? Der köstliche Schatz im Acker, das ist eine große, überwältigend große Liebe, der wir begegnet sind und die uns begegnet ist. Wer aber diesen Schatz errungen hat, der kann nimmer ruhen und rasten. Wer von dem Ruf der großen Liebe einmal getroffen worden ist, der kann nicht authören nach immer tieferer Erfüllung seiner Liebe zu suchen und zu streben. Und dieser Drang wird in ihm mächtiger werden als der körperliche Drang des Hungers. Er wird noch ungestümer und immer aufs neue seine Erfüllung fordern und wird es noch weniger dulden als der körperliche Hunger, daß er durch Augenblicke, durch Tage, gar durch Monate und Jahre hindurch ungestillt bleibe. Wer die große Liebe hat, der ist immer wie ein Wartender in der Nacht.

Wir aber? Kennen wir uns wirklich schon genugsam?

Da sind Kinder, die haben einen wundersamen Schmetterling gefangen. Sie sperren ihn in eine schöne, feste Pappschachtel, bohren Luftlöcher und Gucklöcher in die Wand, stellen sich auf die Zehenspitzen und lugen hinein: „Ei seht doch, wie seine Flügel glänzen! Und jetzt — jetzt bewegt er sich! Seht alle geschwind hinein, er bewegt sich! Wahrhaftig er bewegt sich, er ist nicht tot! Ei, was haben wir für einen schönen, bunten, lebendigen Schmetterling! Wir ganz allein! Und ihr andern — ihr habt keinen! O wie reich sind wir, wie glücklich! Aber nur fest den Deckel drauf, ganz fest, so fest als möglich! Und geschwind noch eine Schnur herum!“

Wir gebärden uns nicht wie Gefangene Christi, sondern viel öfter — ohne daß wir es merken — wie solche, die Christus selber gefangen und mit Stricken gebunden und gefesselt haben. Und wir rühmen uns dessen wohl gar. Und wenn die „draußen“ vor unserem Rühmen und vor unserer Gebärde des Erreichthabens zurückschrecken, so sagen wir wohl, es fehle ihnen eben die volle Gnade, sonst würden sie werden, wie wir sind, sonst würden sie mit uns an den gleichen Quellen trinken, mit uns den gleichen Besitz rühmen. Wir sprechen und meinen es ehrlich: „Herr, erbarme dich unser — denn was sind wir vor dir, o Gott?“ und tun doch gerne so, als ob wir alles mögliche vor Gott wären. Als Petrus, der große, heilige Brausekopf zu Gott hin, den Herrn dreimal verleugnet hatte, da ging er hinaus und weinte bitterlich. Wir verleugnen den Herrn nicht dreimal, sondern hundertmal, und dann gehen wir hinaus und sagen: „O du arme Welt, wie sehr liegst du im argen! Siehst du, das hast du davon, weil du der Irrlehre gefolgt bist und nicht auf uns hörst. Nun ist deine Einheit gar zerstört und dein Kranz liegt entblättert und zerrissen am Boden.“ Wir sagen es und glauben es sagen zu dürfen, denn wir haben die lebendige Wahrheit Christi in das An-sich des Wortes, der Sakramente, des Wissens um die Gedanken und Taten der Väter und der Heiligen eingeschlossen — oder tun wenigstens so und leben und reden so, als hätten wir es getan. So rühmen wir uns immer großer Taten, die — andere getan haben, großer, wegweisender Gedanken, die — andere in ihrer Zeit gedacht haben. Aber jenes An-sich ist gar nicht die Wahrheit selber. Es ist der an uns ergehende Ruf, die uns suchende Kraft, der uns treibende Sporn. Und so unsagbar groß und rühmenswert solches An-sich ist, tausendmal mehr rühmenswert ist die Wahrheit selber, die durch solchen Ruf und solche Kraft und solchen Ansporn dort Wirklichkeit werden will, wofür sie die Tore des Himmels zerbrochen hat und wofür sie als Fleisch und Blut, als Brot und Wein erscheint: in der Menschenseele.

Jenes An-sich ist ein kostbares Gut, das objektiven, überindividuellen Bestand hat, dessen Sein und Wesen nicht davon abhängt, ob Würdige oder Unwürdige seiner warten. Die Perle bleibt, was sie ist, wer immer sie in die Hand nimmt. Aber der Sinn und Zweck alles objektiven religiösen Gutes, aller Sichtbarkeit der Kirche, heißt Erlösung. Er heißt: das Heil. Der Sinn der Sakramente ist der erlöste Mensch. Es ist der erlöste Mensch, insofern er Glied und Teil eines Ganzen, Glied der Menschheit ist: „alles und in allen Christus“. Denn nur als Glieder werden wir erlöst. Erlösung ist das lebendige Ziel, das Kleinod, nach dem wir laufen, es ist nicht in irgendeinem religiösen An-sich, welcher Art dieses auch sei, schon gegeben. Allen Besitzesstolzen ruft der Meister immer wieder zu: „Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer!“ Und Paulus wird nicht müde es zu betonen: „So ermahne ich euch nun, Brüder, eure Leiber, euer ganzes Wesen darzubringen zu einem lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer, als zu eurem vernünftigen Gottesdienst“ (Röm. 12). Dieser „vernünftige Gottesdienst“ ist's, worin der Glaube ruht, wo der Schwerpunkt seines Bestandes liegt, und wenn dieser Schwerpunkt sich verschiebt, so wird man der Seele der Kirche untreu, wie treu man auch ihres Leibes warten mag. Und ob auch Tausende unter uns so denken und danach handeln: ebenso tausendfach ist der Mißbrauch des religiösen An-sich. Denn je mehr man es als einen Eigenwert rühmt, je mehr man sich um seinetwillen schon als einer fühlt, der die Wahrheit „besitzt“, desto größer ist die Versuchung zum heimlichen Abfall vom Glauben, zum Abfall von der Kirche selber. Desto größer ist die Versuchung sich mit seiner Seele und seinem Wesen in jenes An-sich und in das Bewußtsein seines Besitzes gleichsam einzuwickeln und damit seine Blöße vor Gott zu verbergen, vor Gott und vor den Menschen wie vor sich selbst. Desto größer ist die Versuchung es wie einen kostbar-wundersamen, goldbestickten Mantel um alle eigene Unerlöstheit zu schlagen;

oder sich in ihm zu verstecken und zu verkriechen, wenn der Ruf des lebendigen Gottes an uns ergeht; oder gar auf ihm mit seiner Seele sich schlafen zu legen. Wenn diese Versuchung nicht überaus mächtig wäre, so würde die Gebärde des satten Besitzes und des sehr wohlgenährten religiösen Selbstbewußtseins viel weniger stark in der neueren empirischen Gesamterscheinung des westlichen Christentums zutage treten, so würde der Trommelwirbel, mit dem heute das religiöse Bewußtsein so gern daherkommt, gar nicht möglich sein und von allen als etwas Unwürdiges, ja tief Unchristliches empfunden werden.

Woher kommt es denn, daß bei den Heiligen immer wieder stark und übermächtig dieser eine Grundton selbst durch alle Liebe zur Kirche, selbst durch alle Anhänglichkeit an sie und allen Kampf für sie, hindurchdringt und durch nichts sich übertönen läßt: „Mein Gott und mein Alles!“ „Gott allein ist genug!“ Und woher kommt es, daß sonst dieser Grundton so oft völlig übertönt wird von dem Rühmen und Schirmen jenes „An-sich?“ Daß sonst immer wieder der Eindruck aufkommen kann: „Um den Namen, um den Namen ist ihnen nur zu tun?“

Woher kommt es, daß der heilige Franziskus so weit ging, dem Novizen sogar den Besitz eines Psalters zu verweigern? „Wenn du deinen Psalter haben wirst, so wirst du ein Brevier haben wollen, und wenn du ein Brevier haben wirst, so wirst du dich wie ein großer Prälat in einen Stuhl setzen und deinem Gefährten winken: Bringe mir mein Brevier!“ Und damit hob Franziskus Asche auf und streute sie dem Novizen aufs Haupt. Dabei wiederholte er: „Siehe hier das Brevier, siehe hier das Brevier.“ Warum tat das der Heilige? Weil er ein treuerer Sohn seiner Kirche war als so viele andere. Weil er wußte, daß die Armut Christi besser ist als aller Reichtum des Geistes, als alle Macht und alles Ansehen. Sein Radikalismus der Tat war Sache seiner Berufung. Wer ihn „kopieren“ wollte, müßte

selber ein Franziskus sein. Aber sein Radikalismus der Gesinnung ist ein Wort Gottes an uns alle. „Die heiligen Martyrer“, sagte er zu jenem Novizen, „haben in offener Schlacht für den Glauben Christi sterben wollen. Jetzt aber gibt es viele Leute, welche meinen dadurch Ruhm und Ehre zu gewinnen, daß sie einfach ihre Heldentaten erzählen. Ja auch unter uns sind viele, die da meinen, wenn sie nur die Werke der Heiligen berichten und predigen, Ruhm und Ehre zu gewinnen, als hätten sie sie selbst getan.“ — Wenn durch irgendeinen der Leichengeruch unserer üblichen „Rechtgläubigkeit“ und die Tiefe unseres Abfalls in den religiösen Besitzesstolz offenbar wird, so ist es durch dich, du großer Heiliger, du treuester Sohn deiner Kirche! Selig, wer dir nachfolgt in seinem Innern! Selig, wer in seiner Seele vor dem lebendigen Gott immerdar so arm dasteht wie du! Selig die Kirche, in der dein Geist wahrhaft lebendig ist! —

Ist er es? Wir sagen: „Wir haben die wahre Kirche Christi.“ Was heißt das? Was bedeutet dieses „Haben?“ Sagen wir es, als ob wir uns dabei Asche aufs Haupt streuten zum Zeichen unserer Armut und Unwürdigkeit einer so ungeheuren Tatsache, einer so ungeheuren Verantwortung und Aufgabe gegenüber? Oder sagen wir es so, als ob wir auf einen Ruhmeskranz um unsere Stirne hindeuteten? Wir bekennen uns zu dem Worte des heiligen Augustinus: „Viele sind drinnen, die doch draußen sind, und viele draußen, die drinnen zu sein scheinen.“ Wir sagen, daß die Seele der Kirche viel größer sei als ihr sichtbarer Leib, als alles religiöse An-sich. Wenn man uns aber fragt: „Sind die, die draußen zu sein scheinen und doch in Wahrheit drinnen sind, im wahren Sinne Glieder der una sancta catholica et apostolica?“ was antworten wir dann gewöhnlich? Wir antworten: „Ja gewissermaßen gehören sie schon zu der einen und wahren Kirche Christi, denn sie gehören zu ihrem Geist; aber sie gehören doch auch wieder nicht zu ihr, denn sie sind ja draußen. Sozusagen sind sie schon Glieder des

einen Leibes; aber immerhin gehören sie eigentlich nicht zu ihm, denn sie kommen nicht herein. . . .“ Und so geht es weiter mit „immerhin“, „gewissermaßen“, „sozusagen“, „wenn schon“, „obzwar“ und dieser ganzen sich krümmenden Wort-sippe. Warum finden wir nicht den Mut zu einem festen Ja oder einem festen Nein? Warum winden wir uns hin und her wie ein glatter Aal? Warum sagen wir nicht: „Ihr gehört zur Kirche, denn ihr Geist lebt in euch. Und je wahrer wir und ihr Christum suchen, desto mehr gehört ihr zu uns und wir zu euch. Hier ist unsere Hand, gebt uns die eure! Die Welt soll erkennen, daß wir Brüder sind und Kinder desselben Vaters, Nachfolger desselben Meisters, Träger derselben Liebe. Durch diese Liebe bauen wir Christi Kirche weiter. Was immer uns trennen mag, in unserem lautersten Wollen sind wir eins. Gottes Sache ist es, daß er uns zur Einheit des Geistes auch die Einheit der religiösen Form hinzugibt. Uns ziemt es nicht, ihm etwas abzwängen zu wollen, sondern nur dies, ihn immer besser suchen, immer tiefer lieben zu lernen, jeder in der Weise, die ihm verliehen ist.“ Warum sprechen wir nicht so? Warum meinen wir, der Sache Gottes etwas zu vergeben, wenn wir so sprechen? Wissen wir denn nicht, daß Gott Gott ist und die Wahrheit Wahrheit und das Leben Leben? Wissen wir denn nicht, daß alle Wasser, wo immer sie sich sammeln und reinigen, den Weg zum Tal hinab suchen müssen, den Weg zum großen, mächtigen Strome Christi? Daß wir gar nichts dazu tun können um die Naturgesetze des göttlichen Lebens wirksam werden zu lassen, daß wir mit unserem eigenen vorlauten, dumm-stolzen Meinen und Machenwollen und Zurechtbringenwollen und Dreinreden das Walten Gottes nur stören? Ist denn nicht die Liebe das erste und größte Gebot, in dem das ganze Gesetz und die Propheten beschlossen sind? Und ist unseres eigenes halb ängstliches, halb selbstgerecht-vorwitziges Machenwollen nicht in seinem Kern Kleinglaube, nackter, allzumenschlicher Kleinglaube? Und stellt dieser sich

nicht wie Mauern und Sand und Geröll in der Torheit seines Eigenwillens den Wassern in den Weg, so daß diese ihren Weg zum Strom viel schwerer finden als ohne unser Sichaufspielen, ja daß sie ihn vielleicht niemals finden?

An den Heiligen sehen wir es: der ganz erlöste Mensch hat nichts zu tun als einfach da zu sein. Je größer der Glaube, desto weniger ängstlich-krampfhaftes Vielgeschäftigkeit, desto mehr ruhiges, naturhaftes Sein und Wachsen und Wirken. Je kleiner der Glaube, desto mehr Gezappel und Wichtigtuerei, desto mehr — Pose. Was ist also der Grund aller unserer religiösen Ängstlichkeit und Verkrampftheit und Kleingeistigkeit wenn nicht mangelndes Vertrauen auf die Größe Gottes und seiner Liebe und seiner Wahrheit? Wir glauben oft mehr an unsern religiösen Standpunkt als an den ewigen Gott. Wir scheinen so oft das religiöse „An-sich“, das uns gegeben ist um stark werden zu können in der Liebe und tief in unserem Glauben, für wichtiger und höher zu achten als jenes Erstarken selbst. Sonst würde ganze, ungeteilte, gottesmächtige Liebe die „Waffe“ sein, mit der wir für das göttliche Reich und seine wachsende Sichtbarwerdung in der Wirklichkeit eintreten, nicht Stolz, Lautheit, Rechthaberei, die von sich selbst zu sagen wagen: „Im Namen Christi!“

Es gibt ja kein größeres Wunder in der Welt als die Liebe Christi. Sie ist die Wünschelrute, die unterirdische Wasser anzeigt. Sie ist der Stab, der Quellen aus dem härtesten Felsen sprudeln läßt. Sie ist die Kraft, die Brot in Rosen wandelt und die Aussätzigen gesund macht. Sie macht Blinde sehend und weckt Tote zum Leben auf. Sie ist die große Ketten-sprengerin und wo keine andere Macht der Welt etwas vermag, da geht sie wortlos hin und ihr Dasein allein ist schon die Heilung. Darum ist sie nach des Apostels Worten größer als Glaube und Hoffnung. Denn sie ist Gottes ewige Schöpferkraft selber. Woher aber kommt es, daß etwas wie eine Scheu vor verlogener Sentimentalität in uns aufsteigt, wenn wir so reden,

und uns anblickt und uns mahnt: „Was redest du da?“ Es kommt wohl daher, daß wir und mit uns die heutige westliche Welt von solcher Erfüllung so fern sind wie nur möglich, daß alles um uns her und unser eigenes Gehaben auch in geistiger Hinsicht ihr schroff widerspricht. Was wir mit dem Namen nennen, der die höchste Kraft ewiger Wirklichkeit bezeichnet, das verhält sich zu der sicht- und spürbaren Darstellung dieser Kraft in der Welt des Heute wie das Urbild zu einer Karikatur, wie eine Symphonie zu ihrer Bearbeitung für ein Kinderklavier. Und in diesem schreienden Mißverhältnis, über das keine fromme Schönednerei und kein Hinweis auf die „Treue im Kleinen“ hinwegzutäuschen vermag, liegt ja die letzte Ursache für alle innere Verkrampftheit, alle Zerspaltetheit, alles Mißwollen und Sich-nicht-verstehen-können, für alle kranke Übersteigerung und Vereinseitigung und Ideenflucht und tiefe Freudlosigkeit, davon die Welt, in der wir leben, zum Bersten voll ist. Die Quellen der Gesundheit sind verstopft, verstopft durch Eigenstolz, der sich Treue nennt, durch Rechthaberei, die sich Glaubensmut nennt, durch Lieblosigkeit, die sich Wahrheitsliebe nennt, darum ist unsere Welt, die Welt, für die wir Verantwortung tragen, ringsum voller Krankheit.

An sich — ja, an sich ist die Kirche immerdar Kirche. Sozusagen — ja, sozusagen sind wir alle Christen. Wir sind die Meister des „Sozusagen“. Wir blasen den Rauch unserer Sozusagen, Immerhin, Gewissermaßen, Wenn-auch, Obzwar so lange in die Luft, bis uns selber das Weiße schwarz und das Schwarze weiß erscheint. Mit gutem Gewissen und voll subjektiver Wahrhaftigkeit nehmen wir dann getrost die größten Urworte in den Mund und reden von der Bosheit der Welt, wenn man uns nicht anhören und gebührend einschätzen will, wenn man uns nicht zugeben will, daß der wahre Weitsinn, das wahre Ebenmaß, die wahre Gesundheit des Geistes, der wahre Sozialismus, der wahre Völkerfrieden, der wahre Menschheitsfortschritt, die wahre Kraft jeglicher echten Freiheit und Be-

freie im Bereiche unseres eigenen religiösen Standpunkts Ursprung und Quelle haben und nirgends sonst. „Gewissermaßen“ haben wir recht damit — und eben hinter den Panzerplatten dieses Gewissermaßen pflegen wir uns mit unserem hochgehenden religiösen Selbstbewußtsein zu verschanzen. Verlangt man dann von uns eine klare Stellungnahme zu den großen Ideen und Gestaltungen, die außerhalb der kirchlichen Bezirke und nicht von unserer eigenen besondersartigen Überzeugungsform getragen in der heutigen Welt sich durchzuringen versuchen, zu Ideen und Gestaltungen, die „eigentlich“ nur auf dem Boden wesenhaften Christentums die Nahrung finden können, die sie zu ihrem Gedeihen und zu ihrer Gesunderhaltung brauchen, dann wissen wir uns geschickt dem Vorwurf der Wirklichkeit, die uns ob der inneren Zerspaltetheit unseres Glaubens schwerer Versäumnis anklagt, zu entziehen und unser religiös-partikulares Selbstgefühl uns ungeschmälert zu bewahren. Wir bewähren uns dann in der Kunst des Ja-Nein-Sagens — denn eine klare Zustimmung scheint uns nicht möglich, weil ja nach unserer Überzeugung und unserem Selbstzeugnis das Heil an unseren eigenen religiösen „Standpunkt“ angeknüpft ist, und eine klare Ablehnung ist auch nicht gut möglich, weil ja bei so vielen jener Ideen und Strebungen die tiefe innere Berührung mit echt christgemäßen Zielen unverkennbar ist. Wir sagen also nicht Ja oder Nein, sondern wir sagen Ja-Nein und Nein-Ja. Wir machen so viele weise Vorbehalte, knüpfen so viele erleuchtete „Aber“ an die Sache, daß die Überlegenheit unseres Standpunkts klar hervortritt und unser vorsichtiges Abseitsstehen, das wir mit guten Reden begleiten, als die Frucht tiefer Weisheit und Einsicht erscheint und beileibe nicht als Ausdruck inneren Unvermögens und des Mangels an tatkräftiger Entschiedenheit. Auf diese Weise bemühen wir uns nirgends mißliebig zu werden, nach allen Seiten hin gerechtfertigt dazustehen, bei denen, die für die Sache, und bei denen, die gegen sie sind. Hält man uns dann entgegen: „Ihr habt doch

ja gesagt, warum zieht ihr nicht die Folgerungen daraus?“ so erwidern wir: „Du irrst dich, Lieber, wir sagten nein!“ Sagt man uns aber: „Ihr habt doch nein gesagt, also handelt danach!“ so antworten wir sogleich: „Mit Verlaub, mein Freund, wir sagten ja!“ Und so haben wir immer recht, so bleiben wir allezeit die Richtigen und Gerechten. So können wir getrost eine Predigt halten über das Wort des Meisters: „Eure Rede sei Ja ja, Nein nein, was darüber ist, das ist vom Übel!“ Warum schweigen wir nicht stille, wenn Dinge der Wirklichkeit hervortreten, die einen Ruf an uns bedeuten, sei es ein Weckruf oder eine Anklage oder beides zugleich, so lange, bis wir jenen Ruf verstanden, bis wir seinen Sinn mit unserer Seele vernommen haben, bis wir durch innerste Sammlung und Besinnung auf den Wesensberuf des Christen so weit sind, daß wir ihn mit klarer und heller Tat beantworten können statt mit nebelhaft weisen Worten, die niemand erwärmen und niemand helfen? Es kommt wohl daher, daß wir uns mit unserm Glauben in die Panzerhäuser unseres konfessionellen Bewußtseins zurückgezogen und uns dort nach Möglichkeit wohllich eingerichtet haben, daß wir durch die engen und dicken Fensterscheiben dieser Panzerhäuser das, was draußen vorgeht, überhaupt nur schlecht und getrübt wahrnehmen, daß wir zu sehr mit der unermüdlich treuen Pflege und Wartung unseres umpanzten religiösen „Besitzes“ und Erbgutes beschäftigt sind um mit offenen Sinnen das Weben und Walten und Leiden des Lebens „draußen“ verfolgen und mitten in ihm aus den Kräften des Glaubens heraus unsern Mann stellen zu können. Wir haben das „Brevier“, das An-sich des Glaubens und der Glaubensgüter, zu lieb gewonnen. Wir haben uns daran gehängt, als wäre es Zweck und nicht Mittel, als wäre es der Glaube selbst. Darum sind wir so eigenstolz und so redselig, so schal, weise und vieldeutig geworden. St. Franziskus müßte auch zu uns kommen, die wir so gern wie ein großer Prälat uns behäbig in den Sessel unserer Gerechtigkeit zurücklehnen

und uns religiös bedienen lassen, und müßte uns Asche aufs Haupt streuen und uns sagen: „Siehe da das Brevier, siehe da das Brevier!“

Wir reden so viel von der Kirche Christi und von ihrer inneren Einheit und sind es doch selber, die diese Einheit — die aus jedem Samenkorn wahrhaftigen Glaubens heraus immerdar wachsen, immerdar neu und größer und lebendiger werden will — stets aufs neue in ihrem unerschöpflichen Wachstum hemmen, ja selbst sie verwunden und in ihrer innersten Seins- und Werdekraft zerbrechen. Mit jeder Art bewußter oder unbewußter Lieblosigkeit, mit jeder Unfähigkeit zu geistiger oder praktischer Verwirklichung der Liebe Christi, wo immer der leise, von feinen und wachen Sinnen nicht überhörte Ruf zu solcher Verwirklichung und Bewährung an uns ergeht, mit jeder Gebärde, die das religiöse An-sich selber schon als das Wesen unseres Glaubens erscheinen läßt statt dessen, was Sinn und Ziel alles solchen An-sich ist, statt der Gestaltwerdung Christi und der höchsten Liebeskraft im Menschenwesen, mit alledem hemmen wir das immerdar empordrängende Wachstum der großen, lebendigen Einheit der Kirche. So müssen wir zuletzt wohl gar diese Einheit so sehr verkünsteln und künstlich herausstreichen, daß sie weniger als freie, wesensnotwendige Ausdrucksform lebendigen Glaubens in Erscheinung tritt denn als etwas bewußt Erstrebtes, bewußt Festgehaltenes, bewußt Gemachtes — nicht als die still reifende, lebensvolle Gabe und Frucht, die sie ist und sein muß, nicht als etwas innerlich Selbstverständliches, Großes und Freies, sondern als ein glattes poliertes Kunstding, dessen man nicht von ganzem Herzen, nicht mit kindhaft ungeteilter Seele froh sein kann. Die wahre Einheit des Glaubens ist etwas, das sich bejahen, nicht aber etwas, das sich mit künstlichen Mitteln und einseitig betonter Absicht machen und bewahren läßt. Es gilt immerdar die Bedingungen ihres Wachstums zu schaffen und zu erhalten, aber sie selber ist freie Gabe, kein Kunstprodukt, kein Erzeugnis

durchgebildeter Organisation. Wer deren irdische Notwendigkeit mit jener Einheit verwechselt, die zum innersten Wesen der Kirche Christi gehört — *ut omnes unum sint* — wer organisatorische Einheit, wie notwendig und natürlich diese auch unter den irdischen Verhältnissen ist, mit der Einheit im Geist und in der Liebe, im Streben und in der Tat kurzerhand gleichsetzt, wer sie als das Primäre und praktisch Ausschlaggebende ausgibt und darum von der Gefahr der Verzwecklichung jener äußeren Einheit nicht fern ist, der ist ein blinder Blindenführer, wer immer er sei. Die Einheit der Kirche des Gottmenschen gründet nicht in der Übereinstimmung des religiösen An-sich, in der Übereinstimmung der Lehre, der Sakramente, des Ritus, des Verhältnisses zur Tradition, der institutionellen Ordnungen, mag solche vom Gesamtwillen frei getragene Übereinstimmung auch zutiefst natürlich sein, sondern sie gründet in der Einheit des Geistes, der das Leben trägt und als ein Sauerteig immer tiefer durchdringt — und um dessentwillen allein alles religiöse An-sich groß und sinnvoll ist. Sie gründet in der Einheit jenes Geistes, der die Seelen untereinander verbindet und mit dem Herrn, der das Haupt ist, in der Einheit des Schöpfergeistes, der einst mit Brausen und in der Gestalt von feurigen Zungen herabkam. Wo dieser Geist nicht in den Seelen herrscht als ein verzehrendes Feuer immerwährender Neuschaffung, immer rastloseren Aufstiegs zum Unbedingten selber — „Du hast uns zu DIR hin geschaffen!“ — wo er nicht in Millionen flutender Kräfte der höchsten Wirklichkeit sich verkündet, im Kleinen und im Großen, im bewußten Handeln und im unbewußten Sein und Atmen des Lebens, in der Seele des einzelnen und in der Seele der Gesamtheit, wo er nicht mitten in allem Gleichmaß als der ewige Unruhestifter und Dränger und Treiber ist und lebt und wirkt, als die innerste Kraft alles empordrängenden Erden-daseins: da wird alle äußere, an sich bestehende Einheit, wie vollkommen sie auch sich darstellen mag, zu einer hohlen,

beklemmenden Weiträumigkeit, zu einer hallenden Leere, zu einem unerfüllten Anspruch und einer großtönenden Behauptung. EGO IN EIS — wo sich dies erfüllt und bewährt, da erfüllt sich die Einheit der Kirche¹⁾. Da ist diese Einheit immer neues, lebendiges, zweckfreies Sein und Werden, nicht die gemeinschaftliche Bewahrung eines Gewesenen und seines Andenkens, gewesener Größe, gewesener Kraft, gewesener Erfüllung.

Gegen die Überordnung des Bewahrungsprinzips gegenüber dem zweckfreien Seinsprinzip im kirchlichen Christentum erhob sich der reformatorische Glaube. Heute ist jene Überordnung in beiden Konfessionen gleicherweise vorhanden. Von sehr vielen gerade auch unter den Führenden wird sie sogar grundsätzlich und nicht nur praktisch vertreten, sogar nachdrücklich unterstrichen und hervorgekehrt — um damit die natürliche Gegenwirkung neuer religiöser Sektenbildungen hervorzurufen; denn das religiöse Leben in seiner verborgenen Einheit wehrt sich notwendigerweise gegen solche Vergewaltigung, gegen solche Überordnung des traditionellen Gutes über den tiefen Gegenwartscharakter des Christentums, und so

1) Wladimir Solovjeff geht zu weit, wenn er einmal kurzerhand feststellt: „Im Katholizismus tritt die äußere Einheit nicht als Ergebnis, sondern als grundlegendes Moment und zugleich auch als Ziel in die Erscheinung. Um aber äußere Einheit als Ziel zu verwirklichen, gibt es nur ein Mittel und das ist äußere Macht . . .“ („Zwölf Vorlesungen über das Gottmenschentum“, I. Vorl.). Das würde die unbedingte Rechtfertigung des Großinquisitors bei Dostojewski bedeuten, die Feststellung des inneren Todes, des Versiegtseins aller Wachstumskräfte — und damit die Billigung so vieler tief unevangelischer, von Selbstverherrlichung tiefender, pharisäisch aufgeblähter Lieblingsbehauptungen allzumoderner Panzergerechtigkeit, die schon als solche das Siegel des Unsinns und des rohen Heidentums an der Stirne trägt. Solovjeff bezeichnet mit jenen Worten die Gefahr des römischen Kirchentums, die in Zeiten schroffer konfessioneller Zerspaltung des Glaubens besonders drohend und verderblich emporwächst — aber die Gefahr ist nicht das Wesen! Die Gefahr ist da um aus dem Wesen immer neue Kräfte der Überwindung hervorzurufen und so das Wesen zu läutern und tiefer zu verwirklichen. Die Gefahr ist da um als Gefahr erkannt und begriffen zu werden. Wo man aber die Gefahr nicht erkennen und nicht begreifen will — da ist der Abfall.

erwächst aus der einen Einseitigkeit die andere. Die Vorherrschaft des Bewahrungsprinzips gegenüber dem Seinsprinzip, die Zerspaltung der natürlichen Einheit der beiden durch verborgenen Abfall, das ist der Nährboden für alle Arten von religiösem Individualismus — der ja auch kollektive Gestalt annehmen kann.

Auf ihr beruht auch der kirchenfremde, literarisch-aristokratische, religiös-individualistische Charakter der neueren deutschen Geistesentwicklung, die durch die Namen Lessings, Klopstocks, Herders, Goethes, Kants, Fichtes, Schillers, Hegels, Schopenhauers bezeichnet wird — und die im Hinblick auf das Maß innerer Lebendigkeit und drängender Fülle den großen Den kern, Dichtern und Lehrern des kirchlich-gotischen Zeitalters und der ersten Jahrhunderte zur Seite tritt, während die konfessionell gespaltene kirchliche Welt selber solcher Fülle drängender Lebendigkeit nichts Vergleichbares entgegenzustellen hat¹⁾. Die Verengung des universalen geistigen Bewußtseins der kirchlichen Menschheit und ihrer Führer — Christus der Sinn der Schöpfung! — zu den geistigen Panzergehäusen des Konfessionalismus — „Hier der wahre Glaube!“ „Hier die wahre Kirche!“ — diese Verengung war die unheilvolle Kraft, die den Strom der Menschheitssehnsucht im westlichen Europa und zumal im germanischen Norden abdrängte und hinausdrängte. Die größten und eigentlich bahnbrechenden jener Geister hatten die kräftigsten Wurzeln ihres geistigen Trachtens

1) „Wie sah denn der Katholizismus in deutschen Landen aus, als die deutsche Dichtkunst in ihrer höchsten Blüte stand und die deutsche Philosophie ihren Siegeslauf begann? Entweder gab man sich dazu her, den neuen Aufklärern die Schleppe nachzutragen und fühlte sich in dieser Bedientenrolle glücklich, oder aber man verschloß sich in banger Zurückgezogenheit und in starrem Festhalten am Alten jedem Fortschritt und jeder Weiterbildung, bis die Entwicklung über die Zurückbleibenden einfach hinwegschritt. Das unterschiedslose Bekämpfen von neuen Ideen und Gestaltungen schloß die Katholiken von der Mitarbeit gerade dort aus, wo diese am notwendigsten und am nützlichsten gewesen wäre.“ (Max Pribilla S. J., Stimmen der Zeit, Sept. 1925, S. 410).

und Strebens in lebensvollen und formlosen Abspaltungen des religiösen Lebensstromes — der im orthodoxen Protestantismus allzu sehr zu geistigem Formalismus erstarrt war — zumal im Pietismus. Wir erkennen das heute in demselben Maße deutlicher, als der Bann der Aufklärung in den Köpfen weicht. Und die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo die Geister mit voller Deutlichkeit verstehen und erkennen werden, daß das Bildungsstreben des deutschen Humanismus in seiner Gesamtheit nicht anders zu begreifen ist denn als ein zager und doch gewaltiger Versuch, zu der kosmisch-religiösen Orientierung des Zeitalters Dantes wieder zurückzukehren — unhistorisch und sachentsprechender ausgedrückt: zu ihr von neuer Grundlage aus und durch eigenes strebendes Sichbemühen mit aller seiner Not, allem seinem notvollen Drang und Nicht-anders-können vorzudringen. Hier liegt ja die Aufgabe der nachreformatorischen Zeit, in neuem Anfassenden des „alten Wahren“, durch wieviel Trübe und Irrung auf allen Seiten solcher Gottesweg auch führen mag. Nicht umsonst steht am Ende des Goetheschen Strebens, so weit dieses von der Erdenzeit umschlossen wird, jener überwältigend große, leuchtende Begriff, der wie das Eingangstor zu strahlenden Welten ist, der Begriff der „Ehrfurcht“, und es kann kein Zweifel sein, daß der dezidierte Nichtchrist Goethe den Weltensinn dessen, was er mit diesem Namen nannte, tiefer erahnte, hatte als mancher sehr kirchen- oder glaubensstolze Kirchenmann, der niemals in Versuchung gekommen ist Römische Elegien oder Venetianische Epigramme zu schreiben. Nicht ohne tiefen Grund bekennt schließlich der religiöse Individualist Fichte im Hinblick auf das Christentum, mit dessen kirchlicher Formung seiner Zeit er nichts anzufangen wußte, „daß wir insgesamt schlechthin nichts von alledem sein würden, was wir sind, wenn nicht dieses mächtige Prinzip in der Zeit vorhergegangen wäre“¹⁾. Und so steht dieses eine Wort

¹⁾ „Anweisung zum seligen Leben“, sechste Vorlesung.

unsichtbar über allem flutenden Drang dieses geistigen Lebens: „Fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te!“ Oder mit des Weltkinds Worten: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und des Glaubens“¹⁾. Denn die Wasser der Erde können gar nicht anders als den Weg zu suchen hinab zu dem großen Strom, der alle an sich zieht, an welchen zeitlichen und räumlichen Punkt des geschichtlichen Daseins auch immer die Hand des Ewigen sie hingetragen hat. Wehe aber dem, der sagt: „Du Gottesferner, du Abtrünniger, du Pantheist und Zerstörer der Wahrheit!“ — weh dem, der so spricht und doch auch von der Liebe Christi redet, von der Liebe zu Gott, und dabei gar nicht inne wird, daß er selber durch solches Reden die Steine der Lieblosigkeit und des falschen, sündhaften Stolzes aufhäuft, welche die Wasser den Weg zum Strom hinab nicht finden lassen! Wehe ihm ob der Wirkungen seiner Rede, obgleich er nicht weiß, was er tut! Dem, der viel lieb hat, wird viel vergeben werden — mag er auch irren. Der Eigenstolze und sehr Rechtgläubige aber, der da in seinem verborgenen Innern spricht: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie jener!“ der schließt sich mit seinem Herr-Herr-Sagen, wie tausendfältig es auch sei, selber die Türe zu dem göttlichen Reiche zu, mag er in der Torheit seiner Anmaßung und Verblendung sich auch unerschütterlich einbilden, längst in dieses Reich des Vaters eingegangen zu sein. Wenn unsere Augen nicht getrübt wären durch den widerlichen Rauch so vieler eigenstolzer, liebentleerter Worte, wenn sie nicht getrübt wären durch die Todesschatten zersetzender, tief eingreifender Zerspaltung des Glaubens, so würde jeder Ernste gewahr werden, daß die starren Ufermauern einer falschen Rechtgläubigkeit dem gottsuchenden Irrglauben gegenüberstehen wie das Zeichen des Todes dem Zeichen des

1) Goethe, Israel in der Wüste, 1797, Hempelsche Ansg. 4, 313.

Lebens. Und solche Wahrnehmung würde in der Seele zu einem Stachel werden, dessen beständig bohrender Schmerz einen ganz neuen Ton in unsere Stimme brächte, wenn wir sprechen: „Vater unser, der Du bist im Himmel, Dein Reich komme zu uns — und vergib uns unsere Schuld . . .“

In der schwebenden, unsicheren Haltung (man muß es beinahe eine Verlegenheitshaltung nennen) des kirchlichen Christentums, wie es in seinen entschiedenen Vertretern und besonders in seinen geistigen Führern in Erscheinung tritt, gegenüber der Gesamterscheinung der neueren westlichen Kultur, ihren Kräften, Schöpfungen, Zielen, Schwierigkeiten, offenbart sich die unheilvolle, lähmende Wirkung der inneren Zugeschlossenheit und Umpanzerung mit am deutlichsten und mit am beschämendsten. Das gilt von beiden großen Konfessionen des Westens. Gerade hier müßte der in zeitüberlegenen Wirklichkeiten begründete ewige Gegenwartscharakter des Christentums zutage treten. Gerade hier müßte es sich bewähren, daß die wesenhafte innere Klarheit, Erfüllung, Gegenwärtigkeit des in der Kirche lebendig gestalteten Sohnesglaubens mehr ist als ein frommer „Glaube“ und ein unerfüllter ideeller Anspruch. Aber es ist schwer, bei nüchterner Betrachtung der Dinge der beklemmenden Wahrnehmung zu entgehen, daß gerade an diesem entscheidenden Punkte die Christenheit der gegenwärtigen Jahrhunderte versagt habe, daß sie sich da in keiner Weise als die Trägerin jener höchsten schaffenden und überwindenden Kräfte erwiesen habe, welche das Häuflein der Christen vor neunzehnhundert Jahren zum inneren Siege über Untergang und Fäulnis geführt haben. Gerade in der inneren „Kulturfeindlichkeit“ des lebendigen Christentums, in seiner „Eins-ist-not“-Haltung, in seiner gotischen Zielstrebigkeit aufs Überirdisch-Unbedingte ruhen ja die höchsten und wahrsten kulturschöpferischen Kräfte — denn Kultur bedeutet zuinnerst Überwindung der „Welt“, Überwindung des Chaos durch den Geist. Der Weltkrieg ist beileibe keine Wider-

legung des Christentums (wer wollte Gott widerlegen?), wohl aber ist er eine sehr herbe Widerlegung „unseres“ Christentums, der Gestaltungsform, die das Christentum in der Gesamtmenschheit des neueren Europa bis zur Stunde gewonnen hat. Er ist das äußere Offenbarwerden des inneren Zustandes der Gesamtheit und darum wie ein letzter, gewaltigster Warnruf und Mahnruf zur Besinnung an die Christen in Europa, das bis zur Stunde noch — nicht zuletzt gerade durch das Christentum — das geistige Kulturzentrum der Welt ist. Wie steht nun aber die ihres religiösen „Besitzes“ sich bewußte kirchliche Christenheit Europas zur neueren europäischen Kultur? Einerseits erhebt sich da immer wieder ein leise neidvolles Gefühl des Mangels, der realen Unterlegenheit, des vergleichsweise sehr geringen Maßes quellender inneren Lebendigkeit und formender geistiger Kraft, ein Gefühl, das in manchen bis zu leiser heimlicher Verbitterung ansteigen kann und das daher gelegentlich in lächerlich überspanntes und aufgeblasenes konfessionelles Kulturbewußtsein umschlägt, auf protestantischer wie auf römisch-katholischer Seite. Andererseits begegnet sehr oft die Gebärde völliger Geringschätzung alles kulturellen Bestrebens als einer rein „weltlichen“ Angelegenheit — die rein „weltlichen“ Dinge sind aber religiös unwesentlich, ja etwas Gefährliches und zu Überwindendes! Beide Haltungen, die in den kirchlichen Bezirken in hundertfältigen Schattierungen anzutreffen sind, stehen zu der behaupteten realen inneren Einheit, Kraft, Sicherheit des christlichen Geistes in grellem Mißverhältnis. Wohl nirgends ist die kirchliche Christenheit so unsicher, uneins und in sich selbst zerspalten wie in diesem Punkte. Welches reale innere Verhältnis hat der Geist der europäischen Christenheit zu der Geistestatsache „Goethe“? Mehr noch: welches hat er zu der Tatsache des Sozialismus? Er hat überhaupt kein reales Verhältnis dazu; jeder mag sehen, wo er bleibe. Der Sozialismus ist nicht im Sinne dieser oder jener Konfession kirchlich abgestempelt, sondern seine Theorie

ist antikirchlich und selbst atheistisch übermalt (und zwar nicht ohne tieferen Grund): also liegt er „außerhalb“ und kann sich deshalb an religiöser Gegenwartsbedeutung in keiner Weise mit „innerkirchlichen“ Fragen messen. Das Gesamtgewissen der Christenheit fühlte sich sehr lange Zeit nicht veranlaßt an solche Tatsachen der Wirklichkeit mit ähnlicher geistiger Energie heranzugehen wie etwa an die Frage nach der Religionsauffassung Schleiermachers oder nach dem Wahrheitsgehalt der Loretolegende. Was außerhalb der kirchlichen Bezirke liegt, ist eben schließlich doch Sache derer „draußen“. Es ist eben nicht kirchliche, sondern — „weltliche“ Angelegenheit. So wiederholt sich hier im wesentlichen ganz dasselbe Verhältnis wie bei der Stellung der einen Kirchengemeinschaft gegenüber der andern. Gestalten wie Goethe, Fichte, Nietzsche sind „Welt“: man kann sie ohne Schaden links liegen lassen. Mag hundertmal mehr innere Lebendigkeit in ihnen empordrängen — und Ungezählte unter den Lebenden in ihren Einflußbereich ziehen — als es bei den zeitgenössischen kirchlichen Wortführern der Fall ist, sie sind in ihrer Bewußtseinshaltung nicht kirchlich-christlich etikettiert und kommen daher für das seiner selbst bewußte Christentum nicht in Betracht. Sie haben dieses und jenes gegen den kirchlichen Glauben und seine Vertreter gesagt und sich damit doch selber ausgeschlossen! Christus sagte: „Ich bin das Leben.“ Das Wesen Christi aber ist doch Sache der Kirche und der bewußten Christen — also sind die „draußen“ eo ipso zu drei Vierteln oder doch wenigstens zur Hälfte geistig „tot“ Die treu kirchlich gesinnten Christen werden sich in ihrer großen Mehrheit niemals auch nur ahnungsweise bewußt, welch erbärmliches Schauspiel sie mit ihrer Gesamthaltung gegenüber der neueren „weltlichen“ Kultur Westeuropas der gegenwärtigen und zukünftigen Menschheit bieten und wie sehr sie damit ihre eigene innere Kleinheit an die Stelle der Größe Christi, des Weltenherrn, setzen, dessen Namen sie immerzu

im Munde führen. Sie werden sich nicht bewußt, mit welcher grandiosen Naivität sie immer wieder sich selbst und bestimmte geschichtlich eingeschränkte Erscheinungsformen des Christentums, an denen die absprechenden Urteile derer „draußen“ sich nähren, mit der Wahrheit der Offenbarung in ihrer unergründlichen Größe und Weite in eins setzen, statt daß sie sich fragen, wie jene absprechenden Urteile über „das“ Christentum oder „die“ Kirche überhaupt zustande kommen konnten — und daraus die Folgerungen für ihr eigenes Sein und Verhalten ziehen.

Es ist nicht wahr, daß es wesentlich und in erster, wichtigster Hinsicht auf „Wahrung“ des überlieferten „Besitzstandes“ ankomme. Das ist nur der eine Pol; wird der andere mißachtet, so wird das Ganze schief und verbogen. Mehr noch: es ist nur ein Teil der natürlichen und notwendigen Grundlage der geschichtlichen Aufgabe des Christentums in einer Zeit, es ist nur sicherer Anknüpfungspunkt, nur Form und Gehäuse. Das Entscheidende, die „Erfüllung“, ist die Erkenntnis Gottes in dem tausendgestaltigen Leben selbst, in das die Christen mitten hineingestellt sind und das gestern anders ist als heute, heute anders als morgen. Um zu dieser tiefen, unermüdlich tätigen Erkenntnis zu reifen und zu befähigen, dazu ist das Gut der Überlieferung dem Christen gegeben, dazu muß es gewahrt und gehütet werden. Es darf aber nie und nimmer zu einer Art Selbstzweck erhoben werden — das würde bedeuten, daß man Gottes unendliche Wahrheit und Kraft in Tempelmauern und in abgesonderte Feierstunden einzusperren versuchte, daß Katholizität zu einem klingenden Begriff und gepflegten Programmwort würde, während die strömende Wirklichkeit abseits von den Gehäusen des religiösen „Besitzes“ sich ihren Weg bahnt. Der Glaube mag dann versuchen der Entflohenen nachzulaufen oder mag auf sie schelten oder er mag sich nun erst recht stolz auf sich selbst zurückziehen: in dem allen verrät sich doch nur, daß er sich selber

und seinem Weltensinn untreu geworden ist. Es wäre besser, er würde sich über seine Versäumnis und Untreue ganz klar werden, als daß er sich grollend in den Bezirken des „spezifisch“ Religiösen verschanzt und gegen jedes „Draußen“ ein finsternes und tiefsinniges Gesicht macht.

Die Überordnung des zweckhaften Bewahrungsprinzips über das zweckfreie Seinsprinzips im religiösen Leben, die heute von vielen mit Worten und Haltungen so ernsthaft vertreten wird, als wäre sie etwas dem Glauben wesenhaft Einwohnendes, ist der Boden, auf dem die äußere Glaubensspaltung erwächst und immer weiterwuchert. Sie ist der Tod der Glaubenseinheit, an deren Stelle dann allzu leicht als gefährliches Surrogat überspannte, wie ein Selbstzweck gehandhabte organisatorische Einheit tritt. Wie oft nennt man heute „Prinzipientreue“ und Treue gegen die „Wahrheit“ (als ob die Wahrheit Christi nichts wäre als ein Komplex von Lehren, als ob das Evangelium etwas wie ein dogmatisches Lehrbuch wäre!), was in Wahrheit ängstliche Flucht ins Organisatorische ist und praktische Verleugnung des Apostelwortes: „Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft! Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig! Die Erkenntnis bläht auf, die Liebe erbaut!“ Gewiß, Erkenntnis und sichere, unverrückbare Form auch im Geistigen sind tief notwendig und unerläßlich! Der Glaube zerfließt und zerflattert mehr und mehr ohne sie. Wenn man sie aber durch unaufhörliche einseitige Betonung so in den Vordergrund rückt, daß sie als Kern und Stern des Christentums erscheinen, dann ist die unentwegte, sehr betonte und sehr bewußte „Prinzipientreue“ zuletzt in Wahrheit Untreue gegen die tiefsten inneren Prinzipien und Grundlagen des Christentums, denn diese lauten nicht: „Dies und jenes müßt ihr glauben! Dies und jenes müßt ihr tun!“ sondern sie heißen: „Ihr müßt neue Menschen werden, Menschen Christi!“ Jene Überbetonung des fest Geformten, jene religiöse Akzentverschiebung bewirkt notwendig den Protest des immer neuen

Lebens — und so entzündet sich zuletzt die eine Einseitigkeit an der andern. So sucht sich das Leben seine eigenen formlosen Wege, während man sich auf der anderen Seite durch seine „Prinzipientreue“ so gerechtfertigt fühlt wie der Pharisäer im Tempel. Er wußte ganz genau, wie völlig er im Recht war, und sein religiöses Rechthaben, seine religiöse „Wahrheits-“ und Prinzipientreue lieferte den Menschensohn als Irrlehrer ans Kreuz. Die Pharisäer wußten, was sie glaubten, aber sie wußten nicht, was sie taten. Bei vielen überaus Rechtgläubigen und dogmatisch völlig Unverdächtigen ist es heute noch ebenso. Man hält fest am Herkommen und kreuzigt das Leben. So zerreißt man, was zusammengehört, und gibt die Schuld — den andern.

Das Bewahrende und das Schaffende sind in lebendigem Glauben untrennbar vereint. Der Glaube schmilzt sie in eins zusammen und es ist kein Bruch zwischen ihnen fühlbar. Wo aber ein Bruch zwischen ihnen besteht und immer wieder sehr schmerzlich fühlbar wird, da mag der Glaube zwar sehr „korrekt“ sein, was den Buchstaben anlangt, aber er ist sicherlich schwach im Entscheidenden, im Erweis des Geistes und der Kraft. Lebendiger, wesenhafter Glaube ist immer tiefere Einswerdung von Haben und Sein, von Bewahren und Schaffen. Das ist auch ein Stück der vollkommenen Einheit, die der Gottmensch im hohepriesterlichen Gebet für die Seinen erflehte, denn es ist der Lebensgrund der *Una sancta ecclesia*. Äußere Glaubensspaltung, die zu einem fressenden Schaden sich auswächst, ist das Symptom innerer Lebensstörung hier und dort. In demselben Maße, als diese überwunden wird — überwunden, nicht nur mit Duldermiene ertragen —, vollzieht sich die Rückbildung bei jener, erwächst neue und tiefere Einheit. Die Umpanzerung des religiösen An-sich, des dogmatischen, kultischen, institutionellen Bestandes der Überlieferung, seine Überordnung über die Neuwerdung des Lebens, geschehe sie mit Worten oder mit unbewußten Gebärden oder mit geistigen

Haltungen oder mit betonten Maßnahmen oder durch mancherlei Unterlassungen, Versäumnisse und Gefühllosigkeiten, ist nicht nur die Ursache der Glaubensspaltung sondern auch der Grund ihres Weiterwucherns und der verzweifelten Schwierigkeit die Kräfte zu ihrer Überwindung frei sich ausströmen zu lassen.

Aber worauf kommt es denn letzten Endes an? Welches ist denn das letzte Wort der Bibel an uns? Es heißt nicht: „Der Herr ist da gewesen, Hosianna, nun bewahret, was ihr erreicht habt!“ Sondern es heißt: „Komm, ja komm, Herr Jesu!“ Das ist in der Tat der Bibel letztes Wort.

Und welches ist denn der innerste Sinn alles wahrhaft geheiligten Daseins? Er heißt: „Gott allein ist genug!“

Rings um uns aber wölben sich die Kuppeln unserer „Standpunkte“ in breiter, fester, runder Selbstzufriedenheit. Wie ein Himmel im kleinen überwölben sie ihr Gebiet, als ob sie es in schützenden Armen hielten, ängstlich und mehr als auf irgend etwas anderes auf die Wahrung ihres Besitzstandes bedacht. Sie lassen das Leben, das aus den göttlichen Tiefen emporquillt, nicht frei hinausströmen in die Weite der Schöpfung, sondern sie halten es zurück in dem streng und deutlich umgrenzten Sonderbezirk, den sie selber umspannen. So steht Standpunkt neben Standpunkt, Kuppel neben Kuppel, und viele meinen, es könne und dürfe gar nicht anders sein. Es steht schlecht um unser religiöses Können. Es steht schlecht um unsere religiöse Kunst. Warum können wir keine Dome mehr bauen, nur noch breite, gleißende Kuppeln? Wo ist die himmelandringende Spitze des Glaubens hingekommen? Wir sind stolz auf unsere Standpunkte. Wir haben dem Glauben Christi — die Spitze abgebrochen.

XII.

Wir alle müssen heimkehren zur UNA SANCTA. Und diejenigen, die da meinen längst zu ihr heimgekehrt zu sein, müssen es am allermeisten. Denn auf ihnen vor allem ruht die Verantwortung fürs Ganze. Nur durch solche immerwährende, immer erneute Heimkehr vermag die Kirche Christi zu werden, was sie ist.

Die Welt ist voll von Gott. Sie ist voll von dem Gott, der soviel höher ist als die Welt, wie die Himmel höher sind als die Erde. Niemals können wir uns genugsam ausstrecken nach ihm. Niemals können wir genugsam Ausschau halten nach ihm. Und Christ sein heißt ja, nach Newmans Worten, Ausschau halten nach Christus. Aber unsere Sinne sind zugeschlossen. Unsere Geister sind in sich selbst verkrampft. Und so sind wir ferne von der tiefen Wirklichkeit der Kirche, ferne von ihrer lebendigen Seele, die der Träger des Heiles ist. Sie ist die Sichtbarkeit und immer neue Sichtbarwerdung des Gottmenschen in der Erdenwelt. Darum ist sie das Gegenteil von aller Verkrampftheit, von aller Enge, aller Zugeschlossenheit. Wo Verkrampftheit und Enge mächtig ist, da ist nicht die Kirche Christi: denn sie ist wachsende Gelöstheit, wachsende Erlösung, immer neu aufstrahlendes Licht der Welt. Ihr Wesen ist Liebe. Ihr Wesen ist die Liebe des Vaters, der die Menschheit durch seinen Sohn heimzuholen kommt zu sich selber und zu ihrem Ursprung, der die Zeit heimholen will in die Ewigkeit, das Bedingte in die Unbedingtheit, das Begrenzte in die Grenzenlosigkeit, das Dunkle ins Licht, das Vereinzelte in die große, tiefe Gemeinschaft. So wie die Sterne lautlos und selig ihre Bahnen gehen, so verlangt das Innerste der Menschheit heim nach den großen, heiligen Ordnungen des Vaters, nach den heiligen Ordnungen des höchsten, freisten, ewig unergründlichen Lebens. Die in die Zeit gebannte Seele der Menschheit kann nicht aufhören zu rufen: „Denn ich liebe

dich, o Ewigkeit!“ Die immerwährende Begegnung des Heimverlangens der Menschheit mit dem ewig kommenden Gott, das ist das Wesen der einen heiligen katholischen und apostolischen Kirche. Ihr Weihetag war der Tag der Pfingsten. Ihre Wesenskraft heißt: Christus. Sie heißt: das Kommen des Reichs. Darum beten wir in dem Gebet der dritten Stunde: „Heiliger Geist, einer mit dem Vater und dem Sohne, gieß dich ein in unsere Herzen und erfülle sie. Mund, Zunge, Geist, Verstand, die ganze Lebenskraft sollen Gotteslob erklingen lassen, aufflammen soll feurig die Liebe, ihre Glut den Nächsten mit entzünden.“ Wo immer solche Erfüllung geschieht, da ist ein Stück Wesensverwirklichung der UNA SANCTA. Wo solche Erfüllung dürftig bleibt, da leidet die Kirche Not. „Räumt den Weg des Herrn, macht Bahn unserm Gott!“ — das ist der Ruf der Kirche, wie es der Ruf ist all derer, die im Sohne dem Vater begegnet sind, gestern, heute oder morgen. Wir aber können diesen Ruf nie genugsam hören, nie genugsam ihm folgen. Wehe uns, wenn wir aufhören Wartende und Lauschende zu sein! Wehe uns, wenn wir meinen an irgend einem Besitz uns sättigen zu können!

Wir können das Christentum nicht besitzen. Was ist denn Christentum? Ist es eine Kirche, eine Botschaft, eine Lebenshaltung, ein Reden, ein Tun, ein Kultus? Das alles ist es, aber in keinem geht es völlig auf. Denn es ist der lebendige Gott selber, der zu den Menschen kommt.

Und wir erwecken den Eindruck, wir seien „Kenner“ des Christentums? Wir „hätten“ es? Wir gebärden uns wie seine Kenner, ohne daß wir in Scham erglühen? Wir stimmen als Christen mit ein in den fürchterlichen, kreuz und quer erschallenden Chorus von Geistkündern, der heute die Luft mit noch in keiner Zeit erhörtem Getöse erfüllt, indem wir auch schön und gewandt unsere Sache vortragen, indem wir auch Reden halten ohne Zahl und Bücher schreiben und dies und jenes sagen — und merken doch gar nicht, daß es nur eines

gibt, was unserer Rede einen anderen Nachdruck und ein anderes Gepräge zu geben vermag, als der ganze Wortschwall um uns her es besitzt: die Glut der Seele, die in ihr mit der Notwendigkeit von Naturereignissen sich einen Weg der Wirkung und Entladung bahnt! Und betrachten wir doch uns selbst, wie weit der große Mittler Christus, wie weit die Seele der Kirche — die nach Paulus sein Leib ist — in uns eine Gestalt gewonnen habe, in uns als einem in dem höchsten Geiste wesenseinigen Gesamt-Ich! In uns als einem Ich, an dem in jeglicher Weltenstunde die Welt das Wesen des Sohnes erkennen soll! Und fragen wir uns dann, wenn wir den vielen „draußen“ (ewiger Gott, wer ist denn drinnen, wer ist denn draußen?), wenn wir ihnen widersprechen, da sie das Christentum für etwas allzu Mattherziges, Saftloses und hinwiederum Krampfhaftes, für etwas allzu Passives, Weichliches, Biegsames und hinwiederum Verstiegenes, Erdenfremdes, Verschrobenes, Ideologenhaftes, eines Mannes Unwürdiges halten: ob sie denn damit so unrecht haben? Merken wir denn nicht, wie sehr wir den Glauben und sein Wirken in den Augen der „andern“ herabsetzen, indem wir es ruhig geschehen lassen, daß unser Gehaben den Anschein erweckt, wir seien „Kenner“ des wahren Glaubens, wir „hätten“ ihn? Hunderte der Besten, Hunderte derer, die in anderen Bezirken und auf anderen Wegen dasselbe suchen, was die Glaubenden für sich und die Zeit begehren, nämlich Neuschaffung, Umschaffung unseres ganzen Seins, Emporrichtung zu den erdüberlegenen Wirklichkeiten, Erlösung — denn sie meinen alle zuletzt dasselbe, wie immer sie auch davon reden — Hunderte von diesen finden den Weg zum Sohne nicht, weil sie mit Theodor Storm im Glauben etwas sehen, das zum Ruhen gut ist, aber nicht von der Stelle bringt, etwas, das zum geistigen und seelischen Sichwiegen gut ist, aber nicht zum Schreiten und zum Leben in der nüchternen, unsonntäglichen Wirklichkeit: während der Zweifel, der wahrhaftige, helle, offenherzig-kühne und angst-

lose (so empfinden sie es) die Pforten der Hölle sprengt. Und warum hören und vernehmen sie es nicht, obwohl sie doch Ohren haben so gut wie wir selbst, wenn wir, die Bekenner des Sohnes, ihnen sagen, gerade das Gegenteil sei richtig? Ja, warum vernehmen sie es nicht, da wir doch tausend- und millionenfach es ihnen sagen, da wir doch die Kraft und Herrlichkeit des Sohnesglaubens ihnen mit sich selbst verzehrender Uermüdlichkeit tagaus tagein anpreisen? Sie vernehmen es nicht, weil das Wesen der Christen allezeit eine noch viel lautere Verkündigung ist als ihr bestes Reden; weil diese andere Verkündigung in den Ohren jener Hunderte und Tausende das übertönt, was der Mund des Glaubenden und seine Feder sagen; und weil nach dieser unsagbar viel eindrucksvolleren Verkündigung in unseren Jahrhunderten der inneren Spaltung das Christentum seiner Gesamtheit nach in der Tat nicht als etwas innerlich Übermächtiges, sondern — gemessen an dem, was es nach unserem Reden zu sein vorgibt — als etwas Saft- und Kraftloses, Mattherzig-Kleinliches, Wortklauberisches, Ideologenhaftes, Krampfhaftes erscheint. Das Maß von Freiheit und wahrhafter Erlösung, das dir bei deinem Reden, Christ, auf der Stirne geschrieben steht — du selber wirst es nicht gewahr — das sich in deinem Schreiten, das sich im Blick deiner Augen und in deiner unbewußten Gebärde verkündet, ohne daß du daran denkst, das Maß von Freiheit, von wahrhafter Erlösung, von brennender, ungekünstelter und ungeheuchelter Scham deiner Unerlöstheit, das in dem „Stil“ deiner Rede, deines ganzen Seins und Tuns und Treibens in jeder flüchtigen Sekunde ausgedrückt ist, ohne daß du dessen inne wirst noch es wollen oder nicht wollen kannst: dies ist in der Weltenstunde, in der wir leben, für ungezählte feinhörige Ohren, für ungezählte scharfsehende Augen die entscheidende Verkündigung dessen, der in dein Leben und in deine Seele den Auftrag zu dieser Verkündigung und zu diesem Bekenntnis hineingerufen hat!

Viel lauter als Worte sprechen die unbewußten Gebärden, die wirklichen und noch mehr die geistigen. Erleben wir es nicht immer wieder, daß der Gesichtsausdruck, das Mienenspiel, die ganze Art und Weise der Rede, die verborgenen Untertöne, die bei ihr mitschwingen, uns ein Mißtrauen einflößen gegen das, was ein Mensch uns sagt? Und gilt nicht dasselbe auch für das Gesamt-Ich einer bestimmten Gemeinschaft, ob sie nun ein bestimmtes Kulturprogramm, eine bestimmte Weltanschauung, ob sie die Wahrheit einer religiösen Offenbarung vertrete? Mag das, was uns verkündigt und gesagt wird, noch so sehr seinen rein objektiven, völlig überindividuellen, ja selbst übernatürlichen Charakter betonen, die in unserem irdisch-menschlichen Zusammenleben wirksamen und in unserer geist-körperlichen Natur begründeten Momente werden dadurch nicht verändert. Wir sind Menschen und nehmen die Dinge menschlich. So erleben wir es immer aufs neue, daß jene „Unwägbarkeiten“ für unsere reale Haltung und Stellungnahme mehr bestimmende Kraft haben als das, was allein aus dem betonten Bewußtsein des einen in das betonte Bewußtsein des andern überzugehen versucht um dort Impulse des Handelns auszulösen. Man kann dasselbe mit den verschiedensten Worten sagen, mit dem verschiedensten Tonfall und Ausdruck, mit der verschiedensten Gebärde. Die Gedanken sind niemals etwas Losgelöstes, sondern es schwingt in ihrem Ausdruck immer eine bestimmte Natur mit, die hinter ihnen steht: sei es als lebendiger Erweis des Gesagten, wie im höchsten Sinne bei dem Menschensohn, sei es als seine heimliche Anzweiflung oder gar Widerlegung. Die Sprache der unbewußten Gebärde ist ja viel weniger der Verfälschung durch das Bewußtsein und den geistigen Gesamtzustand des Menschen ausgesetzt wie die Gedanken selber, die unmittelbar aus dem Bewußtsein kommen. Man braucht meist nur ein geringes Maß von geistiger Feinfühligkeit zu haben um den Gebärden anzumerken, ob sie echt

oder unecht sind, ob sie Pose sind oder nicht. Und so ist die Sprache der unbewußten Gebärde viel wahrer als die Sprache des reinen Gedankens. Hierin beruht auch die stärkere Eindruckskraft des gesprochenen Wortes gegenüber dem geschriebenen. Aber auch die geschriebenen Worte haben ihre bestimmte Gebärde: es ist das, was „zwischen den Zeilen“ steht, die ganze Ausdrucksweise, der ganze „Stil“. Wenn das Bewußtsein sagt: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ und die Gebärde: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die andern“ — so ist das eine ungewollte Selbstwiderlegung. Wenn das Bewußtsein sagt: „Wir haben die Wahrheit, die ungeteilte Wahrheit“ und die Gebärde: „Wir sind genau so unerlöst, eigenstolz und wahrheitsarm wie die andern alle“ — so kann dieser ungewollte Selbstwiderspruch bewirken, daß aus einer Fülle des redlichsten Wollens nur ein verschwindend geringes Maß der beabsichtigten Lebenswirkung und Gestaltung hervorgeht¹⁾.

1) Man beachte einmal die innere Gebärde, die mitschwingenden Untertöne bei folgenden Worten eines Predigers unserer Tage: „Für die hl. Märtyrer und alle treuen Katholiken wird es eine beseligende Genugtuung sein, aus dem Munde der abgefallenen, ausgeschlossenen, ausgetretenen, abgestandenen Katholiken den Verzweiflungsschrei zu hören, der im Buche der Weisheit Kap. 5, Vers 3 nachzulesen ist: Also haben wir uns wirklich schauerlich geirrt. Das sind jene treuen Christen, die wir einst als rückständig verachteten und verhöhnten. Sehet nur, wie sie jetzt unter die Kinder Gottes gezählt werden.“ Man beachte das: der „Verzweiflungsschrei“ der Abgefallenen am Tage des Gerichtes, der von den heiligen Märtyrern und treuen Katholiken mit „beseligender Genugtuung“ angehört wird! Es kommt hier gar nicht darauf an, was mit diesen unsagbar plumpen, verrenkten Worten letzten Endes gemeint ist und in welcher redlichen Absicht sie gesprochen wurden (sie stehen neben ähnlichen in der religiösen Eingangsbetrachtung zum Allerheiligentag „Die triumphierende Kirche“ in dem römisch-katholischen Sonntagsblatt einer süddeutschen Großstadt), sondern auf das, was die Art der begrifflichen Fassung ausdrückt. Wenn man bedenkt, daß die Blätter mit solchen Betrachtungen des Sonntags auf vielen Tausenden von Familientischen liegen; daß ungezählte ähnliche, fürs „Volk“ bestimmte Betrachtungen mehr oder weniger auf denselben Ton gestimmt sind; daß die in ganz anderem Stil gehaltenen Schriften und Aufsätze geistig feinsinniger und vornehmer römisch-katholischer Autoren nur eine dünne, literarisch gebildete Oberschicht des Volkes erreichen; daß endlich selbst

Wie sagte der Prophet des alten Bundes? „Eure Lippen reden Lügen und eure Zunge dichtet Verdrehungen. Und keiner läßt sich richten durch die Wahrheit. Man vertraut auf Eitles und redet unnütze Worte. Darum bleibt das Recht fern von uns und die Gerechtigkeit erreicht uns nicht“. Und der Menschensohn sagte, daß wir Rechenschaft geben müßten von einem jeden unnützen Wort, das aus unserem Munde geht (wieviel mehr also noch von jedem selbstgerechten, takt- und lieblosen, die Wahrheit verdrehenden!). Er sagte, daß unsere linke Hand nicht wissen solle, was die rechte tut, daß wir also ganz und eines sein sollten in unserem Sein, unzerspalten in Wesen und Erscheinung, fern von dem Sauerteig der Phari-

in so manchen dieser Schriften jener Ton in geistig verfeinerter Weise anklingt: so kann man das übliche Leichtnehmen solcher tief unchristlicher Verschrobenheiten der geistigen Gebärde nicht teilen. Wenn einer darauf ausginge nachzuweisen, daß jene Gebärde im heutigen Katholizismus, so wie dieser dem „Volke“ gegenübertritt, eine symptomatische Bedeutung besitzt, würde er für einen solchen Nachweis nicht reiches Material vorfinden? — Andererseits sei in diesem Zusammenhange auf folgende Worte eines vielgenannten Theologen des heutigen Protestantismus hingewiesen, wiederum um der geistigen Gebärde willen, die auch hier viel bedeutsamer und ausdrucksvoller ist als der Inhalt der Worte selbst: „... Ist der tiefe Eindruck, den das schwüle Buch von Heiler über das Gebet unter uns erzielt hat, nicht denkwürdiger als das Buch selbst? Was soll man davon halten, wenn man ernste Männer unter Zurückgehen noch hinter den Katholizismus sogar die Einführung des kirchlichen Tanzes ernsthaft in Erwägung ziehen hört? Es ist eine harte Sache, daß die Reformation uns hier einen Riegel vorgeschoben hat ... daß die Grenzen, die, vom Lande Jahves in das Land Baals hinüberführen, uns ... wirksam verschlossen sind ...“ Man bedenke: „unter Zurückgehen noch hinter den Katholizismus“! Zuoberst steht also der Protestantismus, dann kommt lange nichts, endlich kommt der Katholizismus — und noch eine Stufe tiefer das volle Heidentum. Was soll man davon halten, wenn man heute ernste Männer, die von Gottes Unbedingtheit sprechen, in diesem Tone reden hört? (Die Worte stammen aus dem Vortrag: „Not und Verheißung der christlichen Verkündigung“ von Karl Barth, „Zwischen den Zeiten“, 1923, Heft I, S. 13/14.) Not und Verheißung der christlichen Verkündigung ... Kann sich nicht jeder mit sehr leichter Mühe die angeführten Beispiele beliebig vermehren, auf dieser wie auf jener Seite der konfessionellen Grenzscheide? Kann man bei unvoreingenommener Betrachtung behaupten, daß sie auf dieser oder auf jener Seite weniger zahlreich seien, da sie doch auf beiden Seiten — unzählbar sind?

säer, deren Glaube ein großes Eckenstehen, eine große, feiste Bewußtheit ist. Solche Überbewußtheit höchst spezifischer Religiosität, die den Widerspruch zwischen Innen und Außen, zwischen Seele und Ausdruck bedeutet, wird immerdar die steinigten, die zu ihr gesandt sind, weil sie mit ihren von zu vielem Mückenseihen kurzsichtig gewordenen Augen und durch die dicken Brillengläser ihrer Schriftgelehrsamkeit hindurch das Gottessiegel in den Ausweispapieren der Gesandten nicht zu entziffern vermag.

Das Wesen aller wahren Gestaltung, das Wesen aller wahren Kunst, auch der Kunst des wahren Lebens, ist ungebrochener Einklang von Gehalt und Form, von Seele und Gebärde. Das eine ist hier im anderen gegeben und verwirklicht. Da ist kein Gehalt, der formlos zerfließt wie über die Ufer getretene Wasser, aber auch keine Form, die sich als Selbstwert und als Erfüllung aufspielt. Das Reich des Vaters, um dessen Kommen wir beten, ist höchste Gestaltung. Darum muß es auch über alle Gestaltung in der Einzelseele immerdar hinausgreifen in die Gestaltung der Gemeinschaft, ja der Menschheit, weil diese Gestaltung noch höher, weiter ist als jene. Darum muß es immerdar Kirche werden, geformte Gemeinschaft, sobald es in der Erdenwelt erschienen ist, sobald der große Anfang vollbracht ist. Indem es aber Kirche wird, objektive Gemeinschaftsform, sichtbare Gestalt des unsichtbaren Wesens, ist es auf dem Wege zu seiner tieferen Verwirklichung — sein Wesen ist ja Gestaltung und alle Lehre und Verkündigung dient diesem Ziel — mag dieser Weg auch durch dunkle Täler des Erdenlandes führen, mögen auch die Todesschatten, die den Weg so oft drohend umlagern, die wachsende Gestaltung und Formung des höchsten Lebensgutes mitten in der Erdenwelt oft mehr als Abfall vom unsichtbaren Wesen denn als seine wachsende Erfüllung erscheinen lassen. Das Ziel der Wege des Vaters ist Gestaltung. An ihrem Anfang steht der Sohn, der Fleisch wird, an ihrem letzten Ende steht

ein neuer Himmel und eine neue Erde. Wenn wir sagen: „Ich glaube an die Kirche“, so sagen wir damit zutiefst: „Ich glaube an die immer reinere Gestaltwerdung des ewigen Reiches von den Tagen des Sohnes bis zu den Tagen des Endes; ich glaube, daß diese Gestaltwerdung mächtiger ist durch den Geist des Höchsten als die feindliche Ungestalt des Chaos und der Sünde durch den Geist des Abgrunds; ich glaube, daß wir dazu da sind um immer wesenseiniger zu werden, um zu wachsen zu dem hin, der das Haupt ist, dem Gott-Menschen Christus.“

Die Natur, die der Vater in den Schöpfungstagen von Millionen Jahren geschaffen, in die er den Menschen hineingestellt hat als mit ihr verwoben durch tausend verborgene Fäden, diese Natur ist eine gewaltige, unergründliche Einheit von Geist und Form, von Seele und Gebärde, von Unsichtbarem und Sichtbarem. Unsere Naturwissenschaft entdeckt in ihr ein unbegreifliches Wunder nach dem andern, ein Gottessiegel nach dem andern. Der elektrische Funke ist ein Lobpreis des Höchsten und die Kraft des Dampfes eine Botschaft von seiner Stärke. Die Unendlichkeiten des Sternenhimmels reden von seiner unfassbaren Größe und die Baukräfte der Atome verkünden sein überragendes Wesen. In Christus aber ist er als der Vater der Liebe den Menschen erschienen. Und Christus selber ist der Sinn der Erde, der eingeborene Sohn, der ewige Logos. Christus selber ist — Gestaltung. Der Ewige hat die Sichtbarkeit nicht darum ins Sein gerufen und sie mit einer unermeßlichen Fülle von Formen und Farben, von Lichtern und Tönen und Möglichkeiten begabt, um sie in seinen Händen zu halten gleich einem Spielzeug, das er wieder zerschlägt, wenn es ihm keine Freude mehr macht. Es hat die inneren Urformen der Natur zu einem Symbol ewiger Wirklichkeiten gemacht, er ist in ihnen gegenwärtig wie der Geist des Künstlers in seinem Werk, er hat die höchste Urform der Natur, den Menschen, nach seinem eigenen Bilde geschaffen und in

dem Gottmenschen ihn, den durch Eigenstolz vergifteten, den durch Schuld entstellten, an sein eigenstes Urwesen erinnert, an die große Heimkehr. Er hat Materie und Geist, Stoff und Kraft, Außen und Innen so eng zusammengefügt, das mit der schärfsten Lupe kein Bruch zwischen ihnen zu erkennen ist, und so ist jede stille Pflanze ein Sinnbild der höchsten Einheit, zu der hin wir geschaffen sind und die in dem Gottmenschen uns ruft: „Nichts ist drinnen, nichts ist draußen: denn was innen, das ist außen.“ Nur im Menschen wuchert der Abfall, die hundertköpfige Hydra, und so trägt der Mensch, die höchste Urform in der großen Einheit der Natur, die Qual des Bösen in sie hinein. In ihm schlägt sie gleichsam die Augen auf zu heller, königlicher Bewußtheit ihres eigenen Wesens, ihres Gottessiegels; in ihm erfährt sie ihren tiefsten Schmerz, den großen Riß der Sünde mitten durch ihre Einheit und Ganzheit hindurch. Dem Menschen, dem edelsten Gliede der natürlichen Welt, gilt das unaussprechliche Seufzen der Kreatur, die nun mit ihm in Wehen liegen, in ihm der Erlösung harren muß. Jesus von Nazareth des Nachts einsam auf den Bergen — kein Irdischer kann je das Wunder solcher Zwiesprache, solchen Gebetes ergründen, nur die Blumen auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel mögen es ahnen. Sie müssen aufgejubelt haben über ihn, den stillen Beter und Lauscher und Seher, denn in ihm kam ja das Licht der Welt selber von heiligen Gestirnen herab um den Geist der Erde heimzuholen in die große, heilige Ordnung, in den gewaltigen Einklang des Vaters. Auf seiner Stirne stand es geschrieben, in jeder seiner Gebärden war es zu lesen: „Gott ist die Liebe.“ Darum sagte er: Werdet von neuem geboren! Kehret um und werdet wie die Kinder! Wehe euch Schriftgelehrten! Gehet hin und lehret die Welt das Eine, was not ist und darinnen das ganze Gesetz hängt und die Propheten — lehret sie die Gewalt der Liebe! Und so war und ist er, der Hinausgestoßene und große Dulder, unser Erlöser. So können wir immer nur

zu seinen Füßen sitzen und von ihm uns hineinführen lassen in den Weltensinn, in den Weltensinn der großen Aufgeschlossenheit, des großen Einklangs, damit wir sprechen lernen mit jedem Atemzug und jeder Gebärde unseres Menschenwesens: „Preis dir, o Herr, mit allen deinen Geschöpfen! Lobet und preiset Gott den Herrn und danket ihm und dienet ihm mit großer Demut.“ Denn vor ihm, dem Vater der Natur und der Menschheit, gilt kein Wissen und kein Besitz etwas, sondern, nach des Apostels Worten, allein eine neue Kreatur.

Das Wachstum des Baumes, dessen Samenkorn der Sohn in das Erdreich der Geschichte einsenkte, ist Hindurchdringen zu immer größeren Synthesen, sei es auch durch Irrung und Trübung hindurch. Ein Zeitalter, dessen Geist sich das Heil von immer weitergreifender Analyse erwartet, muß eine tiefe Notzeit der Kirche sein. Ein naturfremdes Zeitalter, das den Sinn für Synthese verloren hat, das nur von Kompromissen weiß, das mit seinem Streben in der Vereinzelung und Herauslösung aufzugehen versucht und dem sich darum Natur in eine Summe von Einzelercheinungen, Geschichte in eine Summe von Geschehnissen und Zuständen, Religion in eine Summe von Glaubenswahrheiten und religiösen Handlungen auflöst, ein solches Zeitalter, dem schließlich auch Seele nichts anderes mehr bedeutet als eine Zusammenfassung seelischer Funktionen, Menschheit nichts anderes als eine Anhäufung von Einzelwesen, Volk nichts anderes als eine Zusammenfügung von bestimmten Einrichtungen, Interessen, von durch Sprache und Sitte verbundenen Individuen, ein Zeitalter dieser Art wird mit seinen kranken Augen auch in der Kirche eine bloße Zusammenfügung allzu fremdartiger Elemente sehen, keine lebendige Ganzheit. Die Kirche wird da Not leiden auch durch ihre eigenen Glieder, denn auch sie sind ja Kinder der Zeit. Eine naturfremd gewordene, hemmungsloser Analyse verfallene Zeit kann viel Sinn haben für eine gewisse Art von Theologie, für eine emsig-gründliche Theoretisierung und In-

ventarisierung des überlieferten Bestandes, für geistige oder praktische Reglementierung und Uniformierung, für religiöse Kasuistik und Dialektik, für Technisierung und Mechanisierung des Lebens, auch des religiösen, dazu für ein durcheinanderwogendes Vielerlei von religiösen Privatmeinungen und Einzelgestaltungen — aber jener organischen, lebendigen Ganzheit und Einheit, die Wesen und Bestimmung der Kirche ist, wird das Menschentum einer solchen Zeit nicht gerecht werden können. Es wird dazu neigen sie so umpanzern, daß der freie Atem des Wachstums und Lebens der Gesamtheit in immer größere und reinere Synthese hinein starke Hemmungen erfährt, oder es wird in ihr seiner geistigen Sehgewohnheit entsprechend eine gefährliche, widernatürliche Zusammenfügung innerlich widerspruchsvoller Dinge erblicken, die „abzulehnen“ ist — obwohl doch alle Natur Einheit ist von Geist und Form, von Innerem und Äußerem, obwohl doch unser eigenes Menschenwesen Geist-Leib-Einheit ist, Leib als Träger und Gestalt des Geistes, Geist als Sinn des Leibes. So wird das Heilige verkannt und verwundet werden durch die „draußen“ und durch die „drinnen“. So sind alle vom Abfall berührt und von der Naturentfremdung und Gottesabkehr der Seelen. So müssen alle heimkehren zu neuer Demut, neuer Liebe, neuer Ehrfurcht vor der großen, zeitüberragenden Lebenstat-sache, die da heißt die Gestaltwerdung des Reiches durch immer tieferes und reineres Einswerden von Wesen und Ausdruck, von Bewußtsein und Leben, von Innen und Außen, von Seele und Seele: alles und in allen Christus.

Das Wesen der gottgeschaffenen Natur ist nicht irgendein „Haben“, sondern alles Haben, Bewahren, Festhalten ist hier verschlungen in höchstes, ewig unergründliches Sein. Hier ist vollendete Gestaltung und Einswerdung, höchste Synthese. Der Dichter, der eindringt in „die Heimat der Feuerflamme und des Wortes“, vernimmt, wie allüberall Red und Wechselrede fließen „und wie der Berge Felsenherz voll Liebe schlägt

in dunklen Tiefen“. Er erkennt, daß alles geschaffene Sein zurückstrebt zum „Worte“ — denn alles ist nach den Gedanken des vierten Evangeliums durch das göttliche Wort geworden, das in dem Gottmenschen „erschienen“ ist —

„Und daß jedweder Lebensstrom,
Ergeben dem Gesetz der Liebe,
Vom Lebenswillen fortbewegt
Zurück in Gottes Schoß will fließen.
Und alles leuchtet, alles tönt,
Und aller Ursprung ist nur Einer,
Und jeder Atemzug der Welt
Ist nur der Atem ewger Liebe.“¹⁾

„Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und er in ihm.“ Das ist der Sinn aller Gott-Menschlichkeit, aller Gestaltwerdung Christi und seines Reiches in der kreatürlichen Menschenwelt: immerwährende Heimkehr zu der großen Einheit des „Gott alles in allem.“ Die Gewalten der Zerstörung und der Spaltung, die Gewalten des großen Nein gegen Gott, sind ja auch immerdar am Werke den tiefen Riß in der Schöpfung zu vertiefen und den Menschen ihr „Eritis sicut Deus“ zuzuflüstern. Darum muß auch die Heimkehr eine immer neu anhebende sein, immer neues Naturwerden: „Es sei denn, daß einer umkehre und von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Er muß umkehren zu neuem Sein und neuem Werden, das Haben, wie reich und köstlich es auch sei, ist kein Ersatz dafür.

Glaube — das bedeutet das Augenaufschlagen der Seele. Sie beginnt zu sehen, Sinn zu gewinnen für die höchste Ganzheit. Sie wird von der brennenden Sehnsucht nach dieser Ganzheit erfaßt und beginnt wegzuwerfen, was sie auf ihrem Wege hemmt, so wie der umbrische Heilige seine vornehmen

¹⁾ Solovjeff, Zwölf Vorlesungen über das Gottmenschentum, Stuttgart 1921, S. 149.

Kleider wegwarf und in die Öde ging um sich zuinnerst zu sammeln und zu kasteien. Denn alles Haben wird immer mehr verschlungen in höchstes Sein: das ist die Gestaltwerdung des Reiches.

Die Luft um uns her aber ist vergiftet durch die Spaltpilze des Abfalls, durch jene Habsucht, die menschliches und selbst gottmenschliches Sein nicht emporkommen und mächtig werden läßt durch ihre Vergötterung des Besitzes. Allenthalben in der heutigen Welt des Westens triumphiert das Haben, allenthalben liegt das Sein darnieder. Die natürliche polare Einheit beider, bei der eins im andern aufgehoben ist, wurde durch innere Unnatur und Glaubensferne zerrissen. Die Grundlagen aller tiefen, organischen Gestaltwerdung aus Kräften des Geistes heraus wurden durch die Menge des Viel-zu-Vielen verschüttet, an das sich der Geist der westlichen Menschheit hängte. Die Wahrheit selber zerbrach im Bewußtsein dieser Menschheit in lauter Teilstücke und jeder, der ein solches Stück „besitzt“ oder zu besitzen glaubt, sagt zu den andern: „Ich habe die Wahrheit.“ Und der die ganze Wahrheit zu besitzen meint, die Wahrheit des Gottessohnes, sagt ebenfalls: „Ich habe die Wahrheit“ — und betont an seinem „Haben“ gerade das, was die andern nicht in gleicher Weise hervortreten lassen, um doch die Besonderheit und Größe seines eigenen „Habens“ sich recht zu Bewußtsein zu bringen, um nicht das Gefühl aufkommen zu lassen, er habe Grund weniger auf seinen Besitz stolz zu sein als die „andern“. Und so widerspricht allenthalben die Gebärde — die meist so plumpe, gespreizte, unnatürliche Gebärde, die Gebärde des in sich beruhigten, besitzesstolzen Selbstbewußtseins — dem wirklichen Sein des Ganzen in seiner Dürre und Unfruchtbarkeit. So ist allenthalben ein beschämendes, krampfhaftes Mißverhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit und die göttliche Gestalt der Demut, die niemals mehr sein will als sie wirklich ist — und was ist alles Menschliche, wenn es vor Gottes Ganz-

heit hintritt? — wandert heimatlos in der Fremde. Das alte, echte Asien lächelt über Europas Habsucht, ob sie sich auf Geld und Gut, auf Wissen und Kenntnis, auf Macht und Land, auf Ansehen und Einfluß oder auf tausenderlei andere geistige wie materielle Dinge richte, es hat eine heimliche Furcht vor der niederziehenden Gewalt alles dieses Vielerlei des Habens und Besitzens, es hat noch Ehrfurcht vor dem tiefen, lautlosen, naturhaft-wahren „Sein“, das der moderne Europäer gegen das unersättliche Vielerlei kulturellen „Habens“ eingetauscht hat. Jesus war Morgenländer. Er sagte: „Ich bin die Wahrheit. Ich bin der Weg und das Leben. Laßt mich ein in euch!“

Das Äußere, dem kein Inneres, das Innere, dem kein Äußeres entspricht, das ist der heutige Westen. Seine ganze Fülle der Uniform, der Stillosigkeit, der Gestaltlosigkeit, die von jeder Zeitenstunde nach anderer Richtung getrieben wird wie zerflatternder Rauch (manche nennen das sogar Entwicklung), seine Unfähigkeit zu tiefster Besinnung und Einkehr, seine innere Unstete und Wurzellosigkeit, in der es, nach Goethes Worten, „den Augenblick im Augenblick verschlingt“ und nichts zu ruhiger, ungestörter Auswirkung kommen läßt, sein Unvermögen, ererbtes Gut so zu erwerben, daß es zu seelischem Besitz, zu naturhaftem Sein sich wandelt, gleichwie die Pflanze die Säfte des Bodens sich assimiliert, seine Problematisierung der ganzen Breite des Daseins, in deren Bann der Europäer unserer Tage die mangelnden Wachstumskräfte vergebens durch ein überwucherndes Unmaß von intellektuellem Aufwand zu ersetzen sucht — in allen diesen Krankheitssymptomen wird die fieberhafte Sucht des Habens offenbar, das so viel mächtiger geworden ist als das Sein. Unser ganzes Erwerbsleben ist erfüllt von dem Ruf: „Wir haben — und wir wollen immer noch mehr haben!“ Der europäische Industrialismus, gegen dessen Eindringen heute Indien sich wehrt, schreitet unbekümmert über das Menschsein von Millionen hinweg um die Sucht des Habens, die in allen lebendig ist, zu befriedigen.

Unsere Wissenschaft in dem atemraubenden Vielerlei ihres Spezialismus ruft: „Wir haben — o wie reich sind wir!“ Fichte stellte vor hundert Jahren in seiner geistigen Abseitigkeit fest: „Der Gelehrte soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein“. Aber dieser Protest des „Seins“, wie er im deutschen Idealismus das Haupt erhob, zerschellte an felsenstarrer Hab-Sucht auch im Geistigen. Allüberall ruft die fieberheiße Seele des modernen Europa: „Wir haben, wir haben“, allüberall zeigt sie sich unfähig zu tiefer, wachsender Gestaltwerdung in Einheit und Ganzheit, allüberall sucht sie ihren „Besitz“ zu umpanzern und zu wappnen.

Und die christliche Seele, die Seele der Christenheit, der Hort der Kräfte des höchsten Da-Seins, der tiefsten Gestaltwerdung, des wachsenden Sohnesreiches? Wo ist ihr nimmer ruhender Widerspruch gegen diesen lebenvernichtenden Fluch des triumphierenden Habens, gegen den Muskelkrampf des besinnungslosen Haben-Wollens? Wo ist der Widerspruch des höchsten, wahrhaftigsten Seins, des tiefsten, ehrfürchtigsten Werdens? Dieser Widerspruch schläft. Es regiert hier in der Übertragung auf religiöse Güter derselbe Ton wie in der ganzen westlichen Welt: „Wir haben das Evangelium, wir haben die wahre Kirche, wir haben, wir haben!“ Was uns hier anblickt, ist es eine besondere Form des geistigen Ichkrampfes des heutigen Westens oder ist es der Weltensinn, das Weltensein der Liebe Christi?

Wenn ein Heiliger zu uns käme, der im Dröhnen des Weltkriegs, in der Einsamkeit unserer Weltstädte, unter dem Ruße ihrer Essen herangereift wäre, Aug in Auge mit den abgründigen Nöten der heutigen westlichen Menschheit, wenn er den in ungezählten Wendungen immer wiederholten Ruf vernähme, von den Kanzeln und Vortragspulten herab und in tausend Büchern und Aufsätzen, den Ruf: „Wir haben das Evangelium, wir haben die wahre Kirche!“ wer kann sagen, ob er auf diesen Ruf nicht eine Antwort gäbe, die vielleicht ebenso

unerwünscht und hinzudringend wäre wie so manche Antwort, die einst der Menschensohn seinen Frägern gab? Vielleicht würde er sagen: „Ihr habt die Kirche? Ihr habt das Evangelium? O Not des heiligen Gutes, das es leiden muß, daß ihr es — habt! Kauft euch Augensalbe, damit ihr sehend werdet, und lernet, was das heißt: wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn — des Gekreuzigten! Wenn ihr des Gutes würdig wäret, dessen ihr euch rühmt, so würdet ihr das Leiden dieser Zeit verstehen und auf euren Schultern tragen und sprechen: wir haben nicht! So würdet ihr, die ihr berufen seid das Salz der Erde zu sein, euch Asche aufs Haupt streuen und sprechen: Wir sind die Ärmsten unter den Armen, jeder Arbeitsmann im blauen, beschmutzten Kittel, der Tag um Tag ohne Murren seine Arbeit tut, ist reicher als wir inmitten alles des tiefen Gutes, das uns gegeben ist, inmitten aller unserer Einsichten und Überlieferungen. An unserem Haben liegt nichts. Wir sind Arme und Brüder und Sich-ausstreckende allesamt. Wenn Gott uns hätte, so wie er uns haben will, nicht als Besitzende, sondern als Nachjagende, als Menschen des großen Hungerns und Dürstens, als Menschen des großen Mit-Leidens, so wäre der Fluch der Entzweiung und der Spaltung um uns her weniger mächtig, als er es ist.“ —

Wir „haben“ das Evangelium. O ja, denn es liegt ja auf unseren Altären und Kanzeln und ist wunderschön eingebunden. Keine hundert Schritte von der Kirchenpforte entfernt hängen freilich jene schreienden, grinsenden, grellfarbigen Bilder, auf denen steht: „Das Weib in Versuchung“, „Mädchen, die man nicht heiraten darf“, „Wien-Paris, die große Revue“, „Sündenbabel, eine Komödie aus der Welt der Versuchungen, in der man sich nicht langweilt“, und vieles andere. So grell und schreiend steht es da, daß die Augen unwillkürlich darauf haften bleiben, auch die Augen junger Menschen, deren Wesen sich kaum dem Leben der Gesamtheit geöffnet hat, auch die Augen abgehetzter, ausgebeuteter, durch stumpfen Erwerbs-

zwang ausgetrockneter Menschen, die nun nach getaner Tages- oder Wochenarbeit in ihrer Natur nach anderen Reizen und Auffrischungen verlangen, als sie in anspruchsvollen geistigen und seelischen Dingen zu finden sind. Aber wir — wir haben das Evangelium; das ist unser Haben, jene andern mögen sehen, wie weit sie mit dem ihrigen kommen, solange sie mit verächtlichem Spott an unseren Kirchentüren vorbeigehen, sie mögen sehen, wo sie mit ihrer Seele bleiben, hier zeitlich und dort ewig! Wir haben das Evangelium. Und keine hundert Schritte von der Kirchenpforte entfernt fangen die Reihen jener eisern vergitterten Fenster an, hinter deren schmutz- und staubverklebten Scheiben Menschen und Maschinen ohne Zahl in gleichmäßigem Lärm die Dinge unseres täglichen Bedarfs herstellen, jawohl, unseres täglichen Bedarfs, Millionen von Ringlein und Halsketten und Spangen, die so fein aussehen wie blankes Silber — und wenn du sie prüfst, so sind sie aus Blech. Wir aber, wir haben das Evangelium; geh nur hinein in die Kirchen, da siehst du es liegen! Geh nur hinein in die Buchhandlungen, da kannst du es für zwanzig Pfennig kaufen, wenn dich der Staub deiner Arbeit ausgedörrt und ausgesogen hat und du nun nach hoher und höchster Geisteskost Verlangen trägst! Nimm das Büchlein her, geh in die Kirchen statt in das schwüle, aufreizend flimmernde Dunkel deines Gaukeltheaters, statt in den Bierdunst deines Wirtshauses, statt in deine Parteiversammlungen mit ihren gottlosen, sündhaften Lästerreden! Bekenne dich zu uns und betrachte die selige Geruhsamkeit und stolze Kraft unseres Geistes, du Umhergetriebener, du Entwurzelter! Denn du, du hast die Qual dieser Zeiten, wir aber, wir haben das Evangelium. Du, du hast den Fluch der Heimatlosigkeit über unseren Städten, wir aber, wir haben den Frieden des Heiligtums. Du, du hast zu büßen für alles, was die Wirrung und Irrung dieser Zeiten an Jammer und an Qual und an Unrat über sie ausgeschüttet hat, wir aber, wir haben saubere Kleider und gutes Essen, wir

haben ein weiches Bett und geräumige Stuben, wir haben ein ruhiges Gewissen und ein schön eingebundenes Evangelium. O daß du erkennen möchtest, was zu deinem Frieden dient! O daß du unseren Ruf hörtest! O daß du in deiner Seele so friedvoll würdest, wie wir in unserer Seele sind! Du aber — du spuckst uns ins Gesicht. Wehe dir und deiner Seele! Wir ertragen es freudig um unseres Herrn willen. Aber du? —

O ja, wir haben das Evangelium, wir haben die Kirche des Evangeliums. „Für uns Glückliche und Begnadete, die den ganzen Christus inmitten seiner heiligen Kirche besitzen“¹⁾, für uns, „die beati possidentes“¹⁾, für uns gibt es keine Heimatlosigkeit mehr und keine Qual der Heimatlosigkeit. Wir sind ja heimgegangen mit unserer Seele in die Wohnungen des Vaters, in die kraft- und lichterfüllten, geist- und wahrheitsvollen Räume unseres tief geliebten evangelischen Glaubens — weh dem, der ihn anzutasten wagt! — in die eucharistischen, von der ganzen, ungeteilten Wahrheit durchrauschten Geistes-tempel unserer heiligen katholischen Kirche — weh dem, der sie herabsetzt! Wir kennen die Wahrheit, wir kennen das Christentum, wir wissen, worauf es ankommt, in tausend Predigten haben wir es gesagt, in tausend Büchern haben wir es geschrieben und mit blanker Feder und schwarzer Tinte verteidigt. Welches Meer von Beweisen haben wir ausgegossen! Mit welchen Fluten von starken und feinen Gedanken suchen wir euch herzulocken! Unsere Predigten sind so lang wie die Stränge an unseren Glocken, unsere Bücher sind so dick wie die Stufen vor unseren Altären. Und man wagt es uns zu sagen, wir müßten heimkehren zur Una Sancta? Wir — und heimkehren? Müssen wir denn die Panzerhäuser unseres heiligen Glaubens, die Schatzhäuser unseres unermesslichen Erbgutes noch dicker, noch runder bauen, damit man endlich erkennt, wie sehr wir alle schon heimgekehrt sind? Sollen wir noch

¹⁾ Dr. Hilda Heiß im „Hochland“, August 1925, 22. Jahrg., S. 621 („Oskar Wildes „Bekehrung“).

weitläufiger beweisen, wir, die treuen evangelischen, die treuen römisch-katholischen Christen, daß wir die Wahrheit besitzen?

Jawohl, wir haben das Evangelium, wir haben die wahre Kirche, es ist kein Zweifel möglich. An dem Kontrast zwischen uns und den „andern“ wird es offenbar. Wir singen mit großem Nachdruck: „Das Wort muß uns doch bleiben!“ oder „Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land“ — während in der Welt „draußen“ uns aus allen Winkeln und Ecken das nackte Elend angrinst, ob es nun auf glattem Parkett oder auf schmutzigem Kellerboden einerschreitet, das Elend der Ferne vom Wort, der Ferne von der Kirche Christi. Es ist daheim in der Welt des „Draußen“, während wir in der Welt des „Drinne“ zuhause sind — wenn wir auch wieder in diese Welt der Ferne und der Häßlichkeit hinaus müssen, sobald wir das Lied vom Wort und von der festen Burg oder das Lied von dem Haus voller Glorie zu Ende gesungen haben und die Orgeltöne verstummt, die Kerzen verlöscht sind. Wir treten hinaus auf die Straßen, die wir gebaut haben, zwischen die Häuserreihen, die wir so stolz, so gradlinig, so wirtschaftlich hingestellt haben, und wir sind so sehr von frommen Gedanken und heiligen Gefühlen bewegt, daß wir es nicht gewahr werden, wie uns aus allen Ecken und Winkeln der christlichen Kulturwelt, der Welt, in der wir, die treuen Glaubenden, atmen, wirken, reden, beten, singen, gallebitteres Elend angrinst und angeifert und uns der Lüge zieht und der Gleißnerei und der Verblendung, uns, die bewußte Christenheit dieser gegenwärtigen Jahrhunderte. Wir werden es nicht gewahr, denn sonst würde unser ruhiges katholisches, unser ruhiges protestantisches Gewissen etwas weniger ruhig sein, sonst würden wir Wichtigeres zu tun haben, als uns gegenseitig und unseren eigenen Glaubensgenossen immer und immer wieder zu versichern und einzuhämmern, daß wir, die Katholiken, die wahre Kirche des Evangeliums, wir, die Protestanten,

die wahre Lehre des Evangeliums „haben“, daß also bei den Katholiken, nicht bei den Protestanten, und bei den Protestanten, nicht bei den Katholiken, der Geist des Evangeliums Wohnung genommen hat, daß hier und nicht dort, daß dort und nicht hier der rechte Glaube in seiner weltumspannenden Weite und Fülle zu finden ist, daß bei den Bekennern Luthers und nicht bei denen Roms, daß bei den Bekennern Roms und nicht bei denen Luthers Christus, der Erlöser, sein Zelt aufgeschlagen hat — seit Jahrhunderten steht das Reden und sogar auch das Tun der kirchlichen Christenheit unter dem Zeichen dieses fressenden Zwiespalts und der Geist des Abgrunds hat nach wie vor seine helle Freude dran. Das seit tausend Jahren fürs Evangelium gewonnene Europa ist heute so voll von seinem Gestank wie nur je und alle Tage und alle Nächte geschieht rings um die Kirchen herum der endlose Absturz, der Absturz des gemarterten, von dem Herrscher dieser Welt mit Füßen getretenen Menschentums unserer Tage in verzweifelte Freudlosigkeit, in stinkendes Vergnügen, in die Folterqualen eines verpesteten, ausgezehrt, natur- und freudlosen Daseins. „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört.“ Und daß dieses heutige Dasein Europas für Millionen und Abermillionen Menschen, getaufter und ungetaufter, kirchlicher und unkirchlicher, so naturfern und freudlos und ausgezehrt und verpestet geworden ist (das meiste der geistigen Lautheit und des fetten Genießertums unserer Tage ist ja nur eine Erscheinungsform dieses Elends), ja, wer mag daran „schuld“ sein? Wenn man hier überhaupt von „Schuld“ reden darf, was man ja bei so weittragenden Dingen am liebsten vermeidet, so ist es wohl der frevelnde Abfall, die dauernde Irrlehre derer „drüben“, die den großen Abgrund aufgetan hat; oder gar der Verrat des religiösen Lebens an die Institution und ihre Machtinstinkte, wie er den modernen Ultramontanismus kennzeichnet; oder vielleicht auch die dreiste Sünde jener, die sich seit vierhundert Jahren un-

bekümmert der Frau Welt in die Arme werfen gleich jenen Priestern allen, die einst sich ihre Mätressen hielten, damals, als das Gefäß des Heiligen in Stücke brach und sein Inhalt auf die Erde rann, damals, als Päpste sich zu vergnügen wußten und Luther die Doppelhehe eines Fürsten billigte, weil es — ein Fürst war. Wenn man hier überhaupt von „Schuld“ reden will, Schuld sind immer „die andern“ — oder vielleicht auch das Schicksal droben im siebenmal siebenten Himmel, das es eben so verhängt hat. Wer kann es sagen?

Und man redet überdies nicht gern von diesen Dingen. Man hört dergleichen Worte nicht gerne an — denn es liegt ja auf der Hand, daß sie gefärbt und einseitig überspitzt sind. Schon deshalb sind sie es, weil sie dem geruhigen Schlaf schaden könnten, wenn man dergleichen wirklich ernst zu nehmen hätte, und ohne guten Schlaf gibt es keine Gesundheit: folglich sind jene Gedanken einseitig überspitzt und mit der inneren Freudigkeit und Seligkeit des rechten Glaubens gänzlich unverträglich. Und in der Tat: der Glaube ist eine Sache von göttlicher Heiterkeit, von einer Heiterkeit, wie sie auf der Welt überhaupt nur durch den Glauben möglich ist. Aber er ist auch eine Sache von so grauenvollem Ernst, wie er nur aus dem Glauben kommt, aus dem Glauben an den, der unsere Schulden trug, der um unserer Missetat willen gemartert und zerschlagen ist, nicht um der Missetat der „andern“ willen. Das ist so furchtbar, daß es einem Toren, der die Bedeutung dieser Dinge zu ahnen glaubt, wohl den ruhigen Schlaf rauben könnte. Denn wir haben in unserer Gesamtheit aus dem Glauben an Christus, den gekreuzigten Welterlöser, etwas wie eine Sache der „mittleren Linie“ gemacht. Dabei läßt sich verhältnismäßig geruhsam leben, geruhsam und in unzählbaren Weisen und Wendungen davon reden, daß „wir“ das Evangelium „haben“. Die Mitte aber ist nicht immer golden, es gibt auch eine blecherne Mitte. Es gibt auch eine Mitte, die aussieht wie von Gold und Silber und sie ist doch nur

aus Blech. Der Friede Christi ist nicht der eines regungslosen Teiches, sondern er gleicht dem der Meerestiefen: sie verharren in ihrem großen Strömen und Ruhen, auch wenn droben die Stürme des Himmels die Wogen aufwühlen und schäumend sich überschlagen lassen. „Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch . . .“ Wo bleibt da die mittlere Linie? „Das habe ich wider dich, daß du die erste Liebe verlassen hast . . .“

Wenn wir das Evangelium hätten, dann würden wir es nicht immer wieder sagen, daß wir es haben. Dann hätten wir es gar nicht nötig, dann käme es uns gar nicht in den Sinn, das immer wieder zu sagen. Dann würde unser ganzes verlogenes, dummes, eigenstolzes Gerede verstummen, das heimlich immer sagt: „Wir, wir, wir — also nicht die andern, versteh mich recht!“ Dann würden wir reden wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie einer, der sagt: „Meine Scheunen sind voll, ich kann mich beruhigt schlafen legen.“ Um den größten Teil unserer Ruhe wäre es wohl in Wahrheit geschehen, wenn wir mit ganzer Seele hören könnten, was uns das Grauen der Wirklichkeit um uns her Stunde um Stunde in die Ohren schreit, in unsere mit lauter Geistigkeiten und Überzeugungen dick zugestopften Ohren. Wenn wir das Evangelium und seine Kirche hätten — aber auf jeder Seite des Evangeliums steht ja, daß wir es nicht „haben“! Und das müssen gar nicht einmal jene Seiten sein, auf denen von dem „Ich aber sage euch —“ des Bergpredigers zu lesen ist. Das Evangelium ist wie ein weites Land mit vielen Tälern und Höhen, Auen und Wäldern, mit Bergen, deren höchste, nur für Propheten des Herrn ersteigbare Gipfel und Grate von den Wolken des Himmels umfangen sind, und mit dämmergrünen Schluchten, in denen Wildwasser brausen. Hier am Wegrand ruht in milder Sonne ein Greis von seiner Wanderung aus, dort auf der Wiese spielen Kinder zwischen Gräsern und Schmetterlingen. Hier pflückt am Rain eines Kornfelds ein junges Weib einen Strauß

blauer Blumen; dort in der Ferne müht sich ein einsamer, wie ein Punkt so kleiner Kletterer an den Felshängen. Und dort — täuschen wir uns? — dort auf der glatten, schnurgeraden Straße, die zum bequemen Vorwärtskommen angelegt worden ist, auf der Straße, deren Name wohl heißt „Wir besitzen“, da stolzieren manche so steif und so aufgereckt und so wohlgeordnet einher, als wüßten sie sich nichts Höheres als einen Parademarsch, und dabei sagen sie fortwährend zueinander: „Jawohl, das Evangelium“, und der andere: „Das Evangelium, jawohl.“ Und dazwischen werfen sie scheele Blicke in die Ferne, wo andere Straßen gebaut sind, bessere und schlechtere, und sagen zueinander: „Wir haben die Weltanschauung, die andern draußen nur eine Winkelanschauung“, „Jawohl, eine Winkelanschauung, wir aber die Weltanschauung“, und befestigen sich so gegenseitig in der Glaubensgewißheit und in der Erkenntnis des Evangeliums. Zuweilen kommt der Wind von den Bergen herab, zuweilen tost er einher als ein Sturm und wirbelt den Staub auf, daß die Kinder erschreckt in ihrem Spiele innehalten, und weht den treu Marschierenden den ganzen Staub der Straße ins Gesicht und zerzaust ihnen die glattliegenden, wohlgekämmten Haare — denn der Geist weht nun einmal, wo und wie er will — aber die strammen Wanderer sind rasch gefaßt und knöpfen sich eben ihre dicken Mäntel ein wenig fester zu. Was kann uns denn geschehen? Wir haben ja das Evangelium. Wir haben ja die Kirche, deren Wurzel das Evangelium ist. Wir sind „drinnen“ und wenn das „Draußen“ voller Qual ist, warum kommt es nicht zu uns herein? Das ist der Fluch des Bösen. Das ist der Lohn des Abfalls. Das ist das Land von Sodom und Gomorrha. Im Evangelium stehen zwar harte Worte, Worte wie dieses: „Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida! Denn wenn in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, welche in euch geschehen sind, längst hätten sie in Sack und Asche Buße getan. Allein ich sage euch: Tyrus und Sidon wird es erträg-

licher gehen am Tage des Gerichtes als euch. Und du, Kapernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinabmüssen. Denn wenn in Sodom die Taten und Wunder geschehen wären, die in dir geschehen sind, es stünde bis auf diesen Tag.“ Das steht im Evangelium — in demselben, das wir „besitzen“; was haben wir also von ihm zu befürchten, solange wir es besitzen?

Die Pforten der Hölle werden die Kirche Christi nicht überwältigen, die als ein Himmel über dem Lande des Evangeliums sich wölbt. Und ein einziges Kindlein, das an dem lichten Himmel des Vaters, seinen weißen Wolken und seinen Sternen, sich freut, wäre genug um der unendlichen Wölbung den Dank der Erde darzubringen, die nach dem Lichte hungert, um mit solchem Danke alle Schulden Kapernaums und Bethsaidas zudecken. —

Das ist ein tiefes und unverbrüchliches Naturgesetz alles wahren Lebens, wo immer es in Erscheinung tritt: nicht in dem Besitzen, Bewahren, Haben ruht das Heil, sondern in der Gestaltung. Die ganze heutige Wirtschaftsordnung in ihrer Übermacht und Unseligkeit konnte nur durch den seelischen Abfall von diesem Gottes- und Naturgesetz erwachsen. Sie hat heute manches Analogon im Geistigen: Geistesleben und Wirtschaft wurzeln ja in dem Boden ein und desselben Zeitalters und seines Menschentums. Die letzten Grundprinzipien hier und dort stimmen darum miteinander überein. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.“ Was sollen uns Leben, Gesundheit, Wohlergehen, „Glück“, Kultur, Technik, Geld, Wissenschaft, Kunst, Religion, tausend geistige oder materielle Güter, die zu erringen und zu mehren die Jagd des heutigen westlichen Daseins geht, wenn wir sie „an sich“ haben und uns doch ob unserer stolzen, fieberhaften Sucht des Habens nicht unaufhörlich Gestaltungskräfte des wahrsten Seins aus unserem Haben zuwachsen? Haben als Ersatz des Seins, das ist die Giftquelle alles Nieder-

gangs und alles Untergangs und alles Knochenfraßes der Entzweiung. Was uns gegeben ist, es sei, was es sei, Irdisches und Unirdisches, Großes und Kleines, Freudebergendes und Leidensschweres, Gemeinschaftsgut und Gut des einzelnen, es ist uns alles dazu gegeben, daß wir es verlieren in die Gestaltung hinein, in die Gestaltung Christi hinein. Alles Dasein wird entseelter Stoff und barer Unsinn, wenn es sich von der schaffend-umschaffenden Wandlungskraft solchen immerwährenden Verlierens und Gewinnens entfernt. Hier liegt der Sinn der evangelischen, der franziskanischen Armut. Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Das Haben will untergehen im Sein, im höchsten, heiligsten Sein des Lebens — „EGO sum vita et veritas“ — denn in diesem Sterben vollendet es sich. So kehrt es zurück in den großen Einklang alles Lebendigen, in den großen Einklang mit Gottes heiliger Wirklichkeit, mit der Liebe, die den Himmel hat zerrissen, auf daß Gott sei alles in allem. „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde sinkt und erstirbt“

FÜNFTER TEIL

VON DEM PRIMAT DES „LOGOS“ UND VON DER RECHTFERTIGUNG AUS DEM GLAUBEN

„Weil ihr aber Söhne seid, hat Gott
den Geist seines Sohnes ausgesandt in
eure Herzen, der da ruft: Abba, Vater!
So bist du nun nicht mehr Knecht, son-
dern Sohn.“

St. Paulus an die Galater (4, 6 u. 7)

XIII.

Die Christen sind „das Salz der Erde“. Fangen aber die Christen an schon allein auf ihre Namen, auf ihre Abzeichen stolz zu sein, so wird das Salz kraftlos. Wenn aber das Salz kraftlos wird, und wäre seiner so viel wie der Sand am Meer, so wird die ganze Welt, in der wir leben, schal und geschmacklos. Sie wird wie eine Speise, die man nur notgedrungen noch genießt, die man am liebsten weit von sich wegschiebt. Die Krankheitskeime und Fäulniserreger haben in ihr freies Spiel. Die Zerspaltung aller lebendigen Kräfte und Stoffe hebt an und greift immer weiter um sich und das taub gewordene Salz kann sie nicht hemmen. Es ist nicht mehr wert, als daß man es hinauswerfe und lasse es die Leute zertreten.

Jeder tiefe Jammer des Heute, koste er Seelenblut oder Leibesblut, ist ein dröhnender Gottesruf an die, die sich nach dem gekreuzigten Gottessohn nennen. Die aber sagen so oft: „Du bist sehr schmutzig und wir haben unsere Hände gewaschen. Werde zuerst so sauber wie wir, dann können wir Seite an Seite miteinander gehen. Bis dahin haben wir nichts miteinander zu tun.“ So zieht man den Strich zwischen „draußen“ und „drinnen“. Die „Christen“ reden und singen von der großen Gemeinschaft der Leiden, die christliche Kulturwelt aber, in der sie leben und zu der sie selber gehören,

fällt der Zersetzung anheim. „Christentum“ wird zu einem großen, schönen Bewußtseinsbild, über das sich zahllose Worte machen, zahllose Beschreibungen, Kommentare, Analysen, Erklärungen ausarbeiten lassen, über das man in frommem Drange gar viele weisheitvolle, liebevolle, fernherklingende Bücher schreiben kann, kleine und große und noch größere, in denen sich der Glaube gleichsam selber im Spiegel betrachtet; es wird zu einem Bewußtseinsbild, das sich prächtig golden umrahmen und höchst wirkungsvoll aufstellen und bekränzen läßt, das man mehr auf diese oder mehr auf jene Weise beleuchten kann — und viele sagen mit tiefster innerer Überzeugung, daß ihre Art der Beleuchtung die richtige sei, daß sie sich mit keiner andern vergleichen lasse, daß es ein unersetzlicher Verlust für das Christentum wäre, wenn es nicht gelänge sie als die richtige zur Anerkennung zu bringen: aus diesen und jenen und noch vielen andern Gründen, die in tausend Büchern aufgezeichnet und erläutert sind. Wie aber, wenn das Christentum in seinem eigentlichen, wesenhaften Gehalt gar keine Bewußtseins Sache, sondern eine Tat-Sache wäre? Würden dann nicht alle jene Darstellungen und Widerspiegelungen des Christentums von diesem oder jenem Standpunkt aus in ihrem innersten Kerne „falsch“ sein, alle Darstellungen, die das Christentum als Bewußtseins Sache, nicht als Tat-Sache nehmen und vor Augen stellen, als einen Komplex von Anschauungen, Lehren, Überzeugungen, Bewußtseinsinhalten? Und die dabei nach Art und Form den Anschein erwecken, sie stellten selber das „Wesen“ des Christentums dar — so daß also dieses Wesen etwas wäre, das sich gleich einem philosophischen, ethischen, theologischen System mit rein begrifflichen Mitteln, wie sie Reden und Bücher gebrauchen, zureichend darstellen und übermitteln ließe? Hat man diese Frage inmitten der ganzen Fülle religiösen Denkens der gegenwärtigen Jahrhunderte schon ernsthaft ins Auge gefaßt? Die Gefahr, die eine solche Intellektualisierung des Glaubens zumal inmitten einer

Zeit darniederliegender und notleidender Lebenskräfte bedeutet? ¹⁾)

Das Evangelium ist ebensowenig eine theoretische Festlegung und Darstellung des „Glaubensinhalts“ wie die Briefe der Apostel — oder wie die Bekenntnisse des hl. Augustinus, die Briefe der hl. Theresia, das Büchlein von der Imitatio Christi. Das sind unmittelbare Lebenszeugnisse, ja Lebenswirkungen, so wie das Aufblühen einer Knospe am Strauch unmittelbare Lebenswirkung ist, es sind unmittelbare Bekenntnisse, innerlich ebenso unsystematisch und überbegrifflich wie das Leben, das sie geboren hat als Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut. So sind sie nichts weniger als Verstandesprodukt; der denkende Verstand, das begriffliche Bewußtsein war bei ihrem Zustandekommen gleichsam nur Geburtshelfer. Sie sind geboren, nicht gemacht; geworden, nicht vom kritisch prüfenden und urteilenden Verstand auf Grund empirischer Tatsachen so oder so zurechtgeformt. Sie tragen, auf ihre innere Art gesehen, den Stempel des Kunstwerks, den Stempel innerer Notwendigkeit, nicht den des Gedankenwerks, dessen Inhalt sich formen, umformen, verbessern, überarbeiten läßt, ohne

1) Ein kleiner, „an sich“ höchst geringfügiger Vorgang sei hier zur Veranschaulichung des Gesagten angeführt. In einer großen süddeutschen Industriestadt fand eine Tagung deutscher Alkoholgegner statt. In offizieller Anwesenheit der zumeist protestantischen Mitglieder der städtischen Behörden und Wohlfahrtsämter hielt in großer Volksversammlung ein bekannter, in der Antialkoholbewegung führender Franziskanermissionar den Festvortrag. Hunderte treten den verschiedenen konfessionellen und interkonfessionellen Abstinentenbündnissen bei. Tags darauf ist in derselben Stadt eine große Werbeversammlung des deutschen Caritasverbandes, in der die Not der Massen mit bewegten Worten geschildert wird. Mehrere tausend Katholiken füllen den Saal. An einem Tisch auf dem Podium sitzen allen sichtbar die Redner und leitenden Persönlichkeiten, fast lauter geistliche Würdenträger. Jeder hat sein Glas Bier vor sich stehen: echtes bayrisches Bier. Bei Beginn der Versammlung trinken sie sich vor den Augen der Menge mit erhobenen Gläsern freundschaftlich zu. Alles in allem: einer jener kleinen Vorfälle, aus denen das Leben sich zusammensetzt. Wer will, mag über ihn hinweggehen. Wer will, mag ihm symbolische Bedeutung zuerkennen.

daß dadurch Kern und Wesen sich änderten. Sie sind nicht auf Logik gegründet, sondern auf Tat, nicht auf Denken, sondern auf Sein. Sie gehen von unmittelbarem religiösen Sein aus und begehren in solches Sein zu münden; wer sie „gedanklich“ nimmt, der nimmt sie anders, als sie genommen sein wollen. Sie haben nichts von akademischen Abhandlungen an sich, wie sie heute gerade auch in den Bezirken des religiösen und kirchlichen Lebens in wahrhaft beängstigend großer Zahl vorhanden sind, in so großer Zahl, daß ein Mensch vergangener und wohl auch zukünftiger Zeitalter darob wahrscheinlich tief mißtrauisch werden würde gegen ihre innere Notwendigkeit und ihren Lebenswert. Es steht jenen verehrungswürdigen Büchern, ganz abgesehen von der Frage nach göttlicher Eingebung, gleichsam auf der Stirne geschrieben, daß sie nichts als Lebensausdruck sind und sein wollen, eigenständiger Ausdruck von Wesenheiten, nicht Gedanken und Ideen eines distanzhaltenden Beobachters über sie.

In einer Zeit wie der heutigen, wo es so viele Gedanken gibt, die nichts als Gedanken sind noch sein wollen, die gleichsam heimatlos und wie ein Selbstwert in der Luft herumfliegen, statt daß sie so enge mit lebendigen Wirklichkeiten verbunden sind wie der Kopf mit Herz und Lunge, wie Farbe, Ausdehnung, Gewicht mit einem Körper, in einer Zeit, wo abstraktes Denken und freischwebende Ideologie gerade im Hinblick auf geistige Tatsachen übermächtig und vielen zu einer Sache innerer Gewohnheit geworden sind, wo so viele Gedanken alles Besondere zu Allgemeinheiten zu verflüchtigen suchen und keineswegs Ausdruck sein wollen, also Diener des Seins, sondern Richtpunkte, Maximen, allgemeingültige, maßgebende „Wahrheit“, also geistige Herrenmächte des Seins, in einer solchen ihrer inneren Ganzheit und Wesenseinheit beraubten Zeit ist auch das Christentum in seiner zeitgeschichtlichen Erscheinungsform Gefährdungen ausgesetzt, die in anderen, innerlich weniger zerspaltenen Zeiten viel weniger groß

sind. Und diese Gefährdungen sind umso ernster, als sie nicht nur von den Gegnern des Christentums sondern auch von seinen eigenen Anhängern ausgehen: die Zeitseele wirkt ja in allen und man kann sie ebensowenig völlig verleugnen, selbst wenn man es wollte, selbst wenn man mit seinem Bewußtsein sich ihr entgegenstellte, wie man sein Volkstum oder seine Kinderstube und Erziehung verleugnen kann. Es erwächst da die Gefahr einer inneren Verkrampfung und Gleichgewichtsstörung in der geschichtlichen Erscheinung des Christentums, die zu einer Lebenshemmung, zu einer Quelle mancherlei weiterer Gefährdungen werden kann, die Gefahr einer Überbetonung der intellektuellen Momente, die im Christentum als einem geschichtlichen Organismus den Momenten des Wollens, Fühlens, körperhaften Gestaltens lebendig zugeordnet sind. Die intellektuellen, „geistigen“ Momente werden dann leicht aus dem natürlichen Wesenszusammenhang des Ganzen herausgelöst und in unnatürlicher Weise isoliert und wohl gar als das schlechthin Entscheidende hingestellt. So zerreißt man aber die natürliche Ganzheit des Wesens, so gleicht man sie, ohne es zu merken, der eigenen inneren Zerspaltetheit und Verschiedenheit an und beschwört damit so harte, unheilvolle Konflikte herauf im Hinblick auf die Einbettung des Christentums in die geschichtliche Welt, wie sie heute im konfessionellen Problem und in dem Verhältnis zwischen dem Christentum und der modernen Kultur vorliegen.

Das Wort „Bekenntnis“ gewinnt da einen andern Klang und Sinn als vorher. Sein Wandel geht dem des Begriffes der „Erkenntnis“ parallel. Waren beide Dinge vorher lebendige Teile eines Ganzen, so erhalten sie nun eine Sonderbedeutung, die ihnen in dieser Weise vorher nicht zukam. Das Evangelium kennt Erkenntnis und Lehre im christgemäßen Sinne nur als eine organische Auswirkung unmittelbaren Daseins, nicht als etwas davon Abgelöstes. Alles „Gedankliche“ ist hier entweder der Weckruf drängenden Lebens („Wenn diese werden

schweigen, so werden die Steine reden“; „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“) oder es ist Gebet. Es ist entweder Lebensruf des Glaubens zu den Menschen oder zu dem ewigen Vater. Jesus lehrt niemals um der Lehre willen. Auch seine Gleichnisreden sind Tatrufe, Weckrufe, Morgenrufe des höchsten Lebens. Die Bergpredigt ist ein einziger gewaltiger Appell an die Seelen. Petrus spricht das große Bekenntnis aus, nicht weil es ihm vorher so gelehrt worden war. Sein Bekenntnis ist empordrängende Erkenntnis des Herzens, aufblühende Knospe am Baum innersten Daseins. Und so ist im ganzen Evangelium Bekenntnis und Erkenntnis Sache des rechten Willens, des gottaufgeschlossenen Seins, des „Herzens“, nicht aber Sache des forschenden und prüfenden Denkens, nicht Sache des „Kopfes“. Wie ein roter Faden zieht sich vielmehr durchs ganze Evangelium die nachdrückliche Warnung vor solcher abgelösten, sich auf sich selbst stellenden Erkenntnis hindurch: „Wehe den Schriftgelehrten, selig die Armen im Geist! Ihr müßt umkehren und wie die Kinder werden. Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut! Glaubet, liebet, folgt mir — sonst bedarf es nichts!“ Die Lehre, welche die Apostel in die Welt hinaustragen sollen, ist nicht eine Summe bestimmter metaphysisch gerichteter Überzeugungen und „Wahrheiten“ als Kerninhalt des Glaubens, nicht eine Summe bestimmter Aussagen und Aufstellungen über das „Heil“, sondern ihr Grundton heißt: „Ändert euren Sinn; denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ „Lehret sie halten alles, was ich euch gesagt habe.“ Das bedeutet nicht: Lehret sie „richtig“ glauben, sondern es bedeutet: Lehret sie richtig glauben! Das ist nicht etwa weniger als eine bestimmte, im klaren, hellen Bewußtsein des Menschen gegebene Glaubensüberzeugung, sondern es ist viel mehr! Das schließt das klar bewußte „Scio cui credidi“ so wenig aus, daß es dieses vielmehr tief in sich einschließt, viel tiefer, als es bei einer intellektuellen, „geistigen“, gehirnlisch-lehrhaften Iso-

lierung der Heilswahrheiten und Offenbarungstatsachen der Fall wäre.

Als Nikodemus, wohl der erste Gebildete, mit dem Jesus zu tun hatte, bei Nacht zu ihm kommt als zu einem „Lehrer, von Gott gekommen“, um ihn, wie es alle Intellektmenschen zu tun pflegen, nach dem Kerninhalt seiner religiösen „Überzeugung“, nach seinem besonderen religiösen „Standpunkt“, nach seinem „Bekenntnis“ zu fragen, da erhält er eine ganz andere Antwort, als er sie erwartet hatte. Der göttliche „Lehrer“ sagt nicht: „Ich bekenne mich zu der und der Überzeugung“, sondern er sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wenn jemand nicht von neuem geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Er redet zunächst mit keinem Wort von irgend einem Inhalt der Glaubenserkenntnis, sondern von der großen Voraussetzung alles religiösen Wissens, Glaubens, Erkennens, von der Notwendigkeit einer neuen Schöpfung, mögen die Ursprünge solcher Neugeburt aus dem „Geist“ auch so geheimnisschwer sein wie das Wehen des Windes, dessen Art und Weise auch der gelehrteste Verstand, auch der bestunterrichtete Geist nicht vorausberechnen kann. In diesem einen Punkte wird die wesenhafte Einheit derer, für die Gott seinen eingeborenen Sohn hingab, sich erfüllen: „Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ „Wer die Wahrheit tut, der kommt an das Licht“: der gewinnt Wissen um Gott. Das will sagen: Glaube, Glaubenswahrheit, Glaubenswissen sind hier Dinge, die so tief im innersten Lebensboden eines Menschen wurzeln, daß sie in sich selber schon Gericht und Gnade bedeuten. Nikodemus war wohl zu „gebildet“ um das „verstehen“ zu können. Er war zu sehr daran gewöhnt allen Dingen von Bedeutung zuerst mit den Kräften des denkenden, forschenden, zergliedernden Bewußtseins gegenüberzutreten, nicht mit der ungeteilten menschlichen Ganzheit seines Wesens, in der das Bewußtsein nur eine Teilkraft ist. So brachte er es nicht über sich, sich offen zu

Christus zu bekennen. Dieser zog ihn an, aber er blieb ihm eine „problematische“ Gestalt. Kein Schriftgelehrter kam zum Glauben. Den Klugen blieb es verborgen, den unmündigen, geistig armen, kindlich-einfachen Menschen wurde es offenbart. Jenen war ja der Glaube eine Sache des Bewußtseins und der Bewußtseinstreue gegen die Überlieferung. Jesus warnte die Seinen, die Fischer und Zöllner, die ihm nachfolgten, vor dem „Sauerteig der Pharisäer“.

Die Wahrheit ist nur eine. Sie steht allem menschlichen Meinen und Denken, Urteilen und „Erleben“ gegenüber wie die Sternenwelt und ihre unendliche, bewegte Ordnung dem wirren Kulturtreiben unserer Städte, über deren Dächern und Türmen sie allnächtlich strahlt. Sie steht ihm gegenüber wie die Seinskräfte der Atome und Elektronen den menschlichen Theorien über sie. Sie ist unendlich groß und unendlich klein, sie ist sternweit allem zergliedernden „Erkennen“ innerhalb von Raum und Zeit überlegen. Darum kann unsere letzte, innerste Haltung ihr, der geheimnisvoll-offenbaren, gegenüber immer nur diese eine sein: die Haltung verstummender Ehrfurcht. „Wer darf ihn nennen?“ „Adoro te, latens Deitas.“ Oder mit den Worten des heiligen Franziskus:

„Dein ist der Preis, der Ruhm, die Ehre und jegliche Segnung,
Dir allein, Höchster, gebühren sie,
Und kein Mensch ist würdig dich zu nennen.“

Denn wir alle sind der Endlichkeit verhaftet und als endliche Wesen nahen wir uns der Offenbarung des Unendlichen, dem Logos Christus. Unsere Augen sind aus Staub gebildet und unsere Seele bleibt im Gefängnis des Leibes, mag sie auch die höchsten Geistesgipfel des Erdenlandes erfliegen. Auch dort, wo die Schleier der Endlichkeit zerreißen, zu Füßen dessen, zu dem Nikodemus kam in der Nacht, erkennen wir nur wie in einem Spiegel und in einem dunklen Wort. Wir erkennen nur stückweise: nur so weit, als wir umkehren und werden wie die Kinder, als wir „die Wahrheit tun“, als wir „von neuem

geboren werden“. Wir erkennen nur in dem Maße, als wir in die Ganzheit der „Liebe“ hineinwachsen, denn „Gott ist die Liebe“, nur in dem Maße, als wir, nach den Worten des vierten Evangeliums, „vollkommen werden in der Einheit“. Glaube ist fürwahr das Augenaufschlagen der Seele: sie erkennt Gottes unendliche Größe und erschauert; sie erkennt die Unendlichkeit der Wahrheit, der Wahrheit des dreieinigen Gottes, der seinen eingeborenen Sohn in den Tod der Erde, in den Tod der Erdenschuld dahingab, auf daß wir „das Leben“ haben und „die Fülle des Lebens“, sie erkennt es und sinkt auf die Knie arm und klein wie ein Kind und kann nur noch stammeln: „Abba — lieber Vater . . .“ Denn was ist da zu begreifen? Zu begreifen ist hier gar nichts. Gott redet ja — und er sagt: „Ihr müsset von neuem geboren werden.“ Das kann man so wenig begreifen wie das Wehen des Windes. Gott redet ja — uns und allem unserem Erkennen bleibt nichts als sich hineinreißen zu lassen in solche Unergründlichkeit der Gnade und des Lebens, das die Menge der Sünden zudeckt, tiefer und tiefer hinein in die Kindschaft, in die stammelnde, heiß aufquellende Liebe und ihre weltenweite, erlösende Wunderkraft, in das weltengroße Geheimnis der Einheit. Ob das Mystik ist oder nicht — o Gott, was liegt denn an unseren heutigen Begriffen und Begriffsschemen und Klugheiten und Überklugheiten allen? Gestern sprach Gott: „Es werde!“ morgen wird er zur Erde sprechen: „Vergeh!“ Und wissen wir wirklich die kurze Spanne des Heute da nicht besser auszufüllen als so, wie wir Überklugen es tun?

Das christliche Glaubensbekenntnis heißt: „Abba — lieber Vater . . .“ So vieles noch will die Seele sagen und bekennen, wenn sie die Augen aufgeschlagen hat, wenn sie von dem Anblick der Unendlichkeit und Unergründlichkeit des Vaters, seiner Wahrheit, die nichts als Liebe ist, und seiner Liebe, die nichts als Wahrheit ist, im Innersten getroffen und verwundet worden ist, wenn der silberne Pfeil des Glaubens in

sie hineingefahren ist — aber sie findet die Worte nicht mehr. Und so sagt sie nur: „Abba, lieber Vater . . .“ und jeder ihrer Atemzüge fängt an es zu sagen, alles ihr Schweigen fängt an es zu sagen, alles das Leiden, das sie nun aus allen Ecken und Winkeln der Welt auf sich zukommen sieht mit dem Rufe: „Trag mich! Trag mich!“ fängt an es zu sagen — und Millionen unhörbarer Stimmen jubeln auf und singen den ewigen Werderuf: „Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde!“

Das Wunder des Glaubens beschreiben hieße das Wunder der zweiten Schöpfung beschreiben, das Wunder der großen Heimkehr. Wer vermöchte das? Die innersten Dinge der Seele entziehen sich dem Zugriff jenes Bewußtseins, mit dem wir jegliche Geschäfte unseres täglichen Daseins regeln, das unsere Worte formt und mit dem wir auch dem Unnennbaren Namen zu geben versuchen. Gott wohnt in einem Lichte, „da niemand zukommen kann“, er, dessen Geist im Sohne sprach: „Ich in ihnen — und du in mir.“ Alle „Gottesweisheit“, alle Theologie, muß von diesem Bewußtsein getragen und durchdrungen werden: sie würde sonst zu Menschenweisheit, die sich anmaßt, Gott zu „lehren“. Denn „was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde“, auch wenn es Herr-Herr-Sagen ist. Jegliches Bekenntnis unseres Glaubens, mit wieviel Pathos es auch sich gleichsam selber unterstreichen mag, ist tot, wenn es nicht lebendig gemacht wird durch den „Geist“, den Geist der Wahrheit, der alles Bekennen des Mundes, in welche Formen auch immer es sich kleide, mit dem Kindesruf des Herzens begleitet: „Abba, Vater . . .“ — nicht mit irgendwelchen frommen Gefühlen und Empfindungen, die uns öfter von der ewigen Wirklichkeit trennen als uns zu ihr führen, sondern mit dem Gebet, als das die Kindeshaltung unseres innersten Seins und Wollens vor dem Antlitz des Ewigen erscheint. Wer aber mag sagen, wie oft gerade das mit dem selbstsicheren Pathos des „konfessionellen Bewußtseins“ gesprochene Glaubensbekennt-

nis sub specie aeterni sich darstellt wie das Herr-Herr-Sagen des Pharisäers im Tempel, wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle, wie ein großer, mit Altären und Lichtern, mit Heiligenbildern und frommen Kernsprüchen ausgezierter Raum, in dessen Mitte nicht der ewige Geist wohnt, der Herr und der Lebendigmacher, von dem der Mund redet, sondern in dessen Mitte unsichtbar die Gestalt des Todes sitzt, als ein Knochenmann, der die Beine übereinanderschlägt und sich's wohl sein läßt; denn der Weihrauch, den das konfessionelle Bewußtsein sich selber streut, ist seiner Nase lieblicher Geruch! Alle Aufgeblasenheit ist Sünde, und wenn es die Aufgeblasenheit vermeintlichen Glaubens wäre, der in fromm klingenden Worten überfließt.

Auf die verborgene Wesensart des Glaubens, nicht auf das Bekenntnis als solches, auf die große Resonanz der Liebe in den ewigkeitsnahen Gründen unseres seelischen Daseins kommt es an, wenn wir sprechen und in solchen geheimnisvoll großen, geheimnisvoll ehernen Worten gleichsam die Hände reichen allen denen, die in jeglichen Jahrhunderten der Vergangenheit oder der Zukunft in derselben übermächtigen Liebe des Sohnes eins geworden sind und noch eins werden: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde, aller sichtbaren und aller unsichtbaren Dinge. Und an den eingebornen Sohn, Gott von Gott, Licht von Lichte, wahren Gott vom wahren Gott: gezeugt, nicht erschaffen, einer Wesenheit mit dem Vater, durch den alle Dinge gemacht sind, und der wegen uns Menschen und um unseres Heiles willen herabgestiegen ist vom Himmel — und der für uns gelitten hat und auferstanden ist. Und an den heiligen Geist, den Herrn und den Lebendigmacher — der schon geredet hat durch die Propheten: *et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam* . . .“ Dann mag es sein, als spräche der ewige Geist selber sein Amen zu solchem Zusammenklang ungezählter Seelen des Einst und des Jetzt und des Künftighin, zu solchem Zu-

sammenklang, in dem jegliche Stimme das Ganze trägt und jegliche Stimme vom Ganzen getragen wird, und als sprängen in solchem Amen die Tore von unendlichen Welten auf, die uns Trüben und Blinden und Harrenden näher sind als wir uns selbst: „Et exspecto resurrectionem mortuorum — et exspecto vitam venturi saeculi — Amen!“

Wer nur ein einziges Mal den Weltenatem der Erlösung und der Gemeinschaft aller Kinder des Vaters, derer „drinnen“ und derer „draußen“, in solchen ehernen Worten gespürt hat; wer nur ein einziges Mal mit Geistesohren das tiefe, dunkle, gewaltige Rauschen des Stromes Christi durch die Jahrhunderte in ihnen vernommen hat, des Stromes, in dem die Wasser der Erde heimkehren zu den Urtiefen der Ewigkeit und auf ihrem Wege allenthalben Leben zeugen und Leben erhalten; wer nur ein einziges Mal mit wirklichem Glauben in seinem innersten Sein und mit aller Hellhörigkeit und tiefen Aufgeschlossenheit solchen Glaubens in jene Worte mit eingestimmt hat wie in einen heiligen Treuschwur und einen großen, jubelnden Gottgesang der Jahrhunderte, so daß jeder Satz und jeder Anruf emporklang zu dem Herrn alles Lebens als ein einziges Stammeln aufdrängender Liebe: „Abba, lieber Vater . . .“ — der ahnt, daß es Worte gibt, die in sich selbst so unveränderlich sind wie alte, heilige Gesänge, wie das Rauschen des Windes in uralten Bäumen, wie der Gang der Sterne am nächtlichen Himmel, so unveränderlich und ehern wie die unstillbare Sehnsucht des Menschenherzens nach den ewigen Wohnungen dessen, der den Menschen nach dem Bilde seines eigenen Wesens geschaffen hat und ihn, den Ungetreuen, durch seinen eingeborenen Sohn heimruft dorthin, woher er kam. Armer Erdensohn, der niemals die ewige Ordnung des Sternhimmels erschaut und von ihr niedergezwungen wird zu kniender Kindesehrfurcht, dem niemals von solcher Gewalt der Ehrfurcht alles sein stolzes Eigenwissen und Eigenbegehren zerbrochen wird wie dürres Holz, der in ehernen, übermenschlichen Wahrheiten

totes, verstaubtes Gut der Überlieferung sieht und der nicht gewahr wird, daß der Klang der Leere und des Todes, den er hier vernimmt, nicht aus den Worten kommt, die er nicht begreifen noch ergreifen kann, sondern aus seinem eigenen, durch Ehrfurchtlosigkeit ausgehöhlten Geist! Er hält zuletzt alles, was seiner eigenen inneren Unstete nicht wesensverwandt ist, für Zwangsmittel zu geistiger Knechtung — und so werden ihm, dem beklagenswerten Opfer ehrfurchtloser Zeiten, wohl auch die Gestirne des Himmels als Sklaven erscheinen, als Sklaven blinder, seelenloser „Naturgesetze“, als Sklaven toter Stoffgewalten, weil sie von den tönenden Bahnen nicht abweichen mögen, die der Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge ihnen vorgezeichnet hat. So wird er zum Ärmsten der Armen, für die das Blut auf der Schädelstätte vor Jerusalem geflossen ist.

Aber sind wir nicht alle von dem Pesthauch jenes Reiters berührt, der auf fahlem Rosse sitzt und dem das Totenreich folgt, das Inferno? Prüfen wir uns doch selber vor dem, nach dem wir uns nennen und der wiederkommen wird von seinem Sitz zur Rechten des Vaters um zu richten die Lebendigen und die Toten, prüfen wir unseren Glauben nicht nur nach seinem Namen und seinen Abzeichen und seinem stolzen Wissen um sich selbst, sondern nach seiner innersten, wahrsten Art und Beschaffenheit — ob nicht am Ende die Häresie selber ganz tief in unserer so überaus richtigen und rechten und gerechten und gerechtfertigten Rechtgläubigkeit drinnen sitzt wie ein verborgen nagender Wurm, gerade wenn wir so überzeugungstreu unseren „Standpunkt“ bekennen und solches Bekenntnis allzu bereitwillig dem Bekenntnis zu Christus, dem Gekreuzigten, unterschieben? Welcher Art ist denn der Glaube, der aus unserm Sein emporquillt und die Gefäße großer, ehrwürdiger Worte anfüllt, die unser Mund ausspricht? „Wir haben, wir haben den allein wahren Glauben“ — oder: „Abba, Vater...“? Bekenntnis — wenn unser Bekenntnis noch Bekenntnis wäre,

wenn es nicht allzu oft nur noch ein Schattenbild dessen wäre, was es zu sein sich einbildet, dann hätten wir als ein Gesamt-Ich es nicht fertig gebracht, den Glauben, den unsere Worte meinen, so tief zu erniedrigen, daß jahrhundertlang ein „Bekenntnis“ zu dem gekreuzigten Welterlöser gegen das andere aufsteht, sich im Namen Christi selber und im Namen der Treue zu ihm gegen das andere ausspielt und aufspielt. Wenn uns der Glaube noch tragende Lebensstatsache wäre und nicht eine Bewußtseins Sache, die man vor sich hertragen kann wie einen glänzend lackierten Schild, wenn er uns noch wie den Gemeinden des Anfangs die Macht wäre, die unser Sein trägt, nicht aber von uns in unserem Bewußtsein getragen wird, dann wäre das aufgeblasene Pharisäerpathos, in dem immer wieder in der Hülle mehr oder weniger feiner Geistigkeit das konfessionell umpanzerte christliche Bewußtsein unserer Tage seine innere Artung verrät, gar nicht möglich, dann würde es als unanständig empfunden werden, als etwas, das keinem so wenig ansteht wie dem Bekenner des Sohnes. Und dann würde es wohl gar keine „Probleme“ geben wie das des Verhältnisses zwischen „Glauben“ und „Wissen“, zwischen „Christentum“ und „Kultur“, zwischen Kirche und „sozialer Frage“, zwischen „römisch-katholischem Bekenntnis“ und „evangelischem Bekenntnis“ — wo solche Sumpfbblasen aufsteigen, da muß auf dem Grunde Sumpf und Fäulnis sein, und wo Sumpf und Fäulnis überhand nehmen, da müssen die Naturkräfte heilenden Heiles selber darniederliegen, da muß „das Salz der Erde“ taub und kraftlos geworden sein. Oder sollen wir uns lieber mit der Vorstellung trösten, daß wir „in den Zeiten des Endes“ leben, daß sich an uns die Weissagungen der letzten Tage erfüllen? Wenn wir mit diesem Gedanken heimlich liebäugeln als mit einer recht brauchbaren und dazu christlich etikettierten Entschuldigung für die apokalyptische Gewalt des Jammers und des Todes ringsum in der heutigen europäischen „Kultur“-Welt, dann kann es freilich sein, daß wir unter den

Hufen des fahlen Rosses aus dem Totenreich vollends zertreten werden und mit uns alle die fahle Christlichkeit, die wir „haben“, und daß das Erbe, das wir mit den fetten Fingern unseres großmäuligen Geistes überhaupt nicht mehr halten und fassen können, von uns genommen und anderen, weniger geistvollen und habensstolzen Völkern gegeben wird. Dann mag Europa, das kleine Landanhängsel Asiens, sich weiterhin in der Problematik seiner religiösen „Bekenntnisse“ verzehren und sich von den Hütern dieser Bekenntnisse die Giftgaswaffen segnen lassen, mit denen es das Urteil des dreimalheiligen Gottes an sich vollstreckt.

„Die Gottlosen haben keinen Frieden, spricht der Herr.“ „Erhebet eure Augen gen Himmel und schauet auf die Erde hienieden; denn die Himmel werden vergehen wie ein Rauch und die Erde wird wie ein Kleid veralten und ihre Einwohner werden sterben wie Mücken; aber mein Heil bleibt ewig und meine Gerechtigkeit wird nicht zerbrochen werden“. „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“

Wenn wir als eine einzige große Gemeinschaft des Schicksals und der Berufung und der Leiden, wenn wir noch wüßten, noch fühlten, noch „besäßen“ mit unserm ganzen Wesen und allen seinen Kräften, was das ist, „Bekenntnis“ und „Glaube“ und „Liebe“; wenn wir zu begreifen vermöchten, daß der, zu dem wir uns bekennen, wir seien römisch oder lutherisch oder reformiert oder orthodox oder anglikanisch oder methodistisch oder was immer, daß er der Sinn der Schöpfung ist, daß er der ist, dessen Geist die Erde überschattet von einem Pol bis zum andern, denn „alles hat Gott unter seine Füße getan“, und daß er nichts weniger ist als der Fahnenträger unserer religiösen „Überzeugung“ und geblähten Standpunktgeistigkeit dieser oder jener Art — dann brächten die Bekenner des kirchlichen Christusglaubens, die Sachwalter einer lastenden Fülle religiösen Erbgutes, es nicht über sich, das umpanzerte konfessionelle Bewußtsein auch nur eine Stunde länger zu be-

wahren, auch nur eine Stunde länger das Bekenntnis zu Christus auf die Ebene religiösen Parteikampfes herabsinken zu lassen, sei es auch nur für Augenblicke, sei es auch nur in verborgenen Gedanken und in Gebärden, dann würden wir unser glorreiches konfessionelles Panzerbewußtsein nicht länger als eine Frucht am Baume des Glaubens betrachten können und als eine Schuld der Treue; sondern wir würden es dem wieder hinwerfen, der es in uns großgezogen hat und der heute unsere ganze Kulturwelt mit ihren Millionen Altären und Kirchtürmen durch seinen stinkenden Atem verpestet mit Habsucht und Geiz, mit Fäulnis und Jammer der Seelen und der Leiber in einem Ausmaß, wie seit neunzehnhundert Jahren nicht mehr. Er ist der Lügner von Anfang und der Vater alles Geizes. Er hat ungezählten Bekennern Christi das feinste Silberkettlein um den Hals gelegt, das er in seinen Truhen finden konnte, das Kettlein des „Wir haben, wir haben — Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie . . .“ und er hat nichts dagegen, wenn auch noch ein frommes Medaillon daran gehängt wird. Denn das hindert ihn nicht, daß er es zuzieht und lockert, wie es ihm gefällt, und wenn er es zuzieht, dann hören die frommen Bekenner den „Verzweiflungsschrei“ derer, die „draußen“ sind, die das Evangelium an die Institution, die die Kirche an den Subjektivismus verraten haben, und wenn er es noch fester zuzieht, dann hören sie in ihrem Geiste diesen Schrei sogar mit „seliger Genugtuung“, dann vermögen sie sogar bis zu der Höhe dieser Erkenntnis emporzusteigen, daß sie allein die Weltanschauung haben, die andern nur eine Winkelanschauung, und wenn er es noch fester zuzieht, dann ist der Geist in den Opfern solcher Weltanschauung vollends tot — aber noch bei seinem letzten Atemzug wird er sprechen: Wir haben eben doch den allein wahren Glauben — und nicht die andern!“

Was soll man zu solcher erschütternden Treue zu dem Herrn alles Lebens sagen? Ist es sehende, wache, hellläufige Treue

oder ist es Treue der Blindheit, der Lahmheit und der Taubheit — die es in der Tat gar nicht merkt, wie sie heimlich zur Untreue wird! Manchmal sieht es aus, als käme diese Art Glaubenstreue und Wahrheitsliebe, die nicht nur auf der einen Seite der konfessionellen Grenzscheide immer wieder uns begegnet, als käme sie daher wie ein ungeschlachter, plumper Riese, der voll des besten Wollens ist und dabei gar nicht gewahr wird, daß er mit jedem seiner Schritte rücksichtslos Gräser und Blumen und Käfer zertritt, die Gott selber geschaffen hat.

Es gibt, menschlich gesprochen, zweierlei Wahrheit: eine Wahrheit, die man „haben“, und eine andere, die man nur sein kann. Jenes ist die „reine“ Wahrheit, wie man es heute gerne nennt, die Wahrheit im logisch-wissenschaftlichen Sinne, die Wahrheit des abgelösten, sich auf sich selbst stellenden Bewußtseins, der Denkkraft, des „Kopfes“¹⁾. Diese Art Wahrheit hat Christus sicherlich nicht gemeint, als er, der unerbittliche Gegner der „Pharisäer und Schriftgelehrten“ seiner Tage und seines Volkes, Worte wie diese aussprach: „Ihr habt die Wahrheit nicht in euch“; „wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“; „die Wahrheit wird euch frei machen“; „ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“; „ich bin dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe“. Es gibt ja noch eine Wahrheit anderer Art, die sich zu jener verhält wie das Ganze zum Teil — und es mag sogar geschehen, daß der Teil sich überhebt, sich selber als das Ganze erklärt wie Auge oder Hand beim Streit der Gliedmaßen im Märchen und daß so jene erste Wahrheit falsch wird, wie „richtig“ sie auch „an sich“ sein mag. Diese Wahr-

¹⁾ Man hört heute nicht selten die bezeichnende Redensart: „X ist in diesem Kreise, unter jenen Menschen einer der bedeutendsten Köpfe“. In „geistigen“ Kreisen zählt man die Menschen nach Köpfen, in industriellen nach Armen und Händen, in besitzenden nach Goldmark. Das ist ein charakteristisches Merkmal unserer gemeinschaftlichen westlichen Daseinsverfassung in der Gegenwart.

heit anderer Art kann nur mit der Ganzheit des Menschen und seiner Kräfte erfaßt werden; es ist die Wahrheit der höchsten Synthese, des Kindes, des reinsten Frauentums, wie es aus Raffaels Madonnen, aus Dantes Beatrice, auch aus dem Gretchen des Faust uns anblickt; es ist die Wahrheit, unter deren Blick der wahre Dichter als der Kündler des Unkündbaren im Innersten erschauert und der er sich ganz und gar verpflichtet fühlt; es ist die Wahrheit, die in Bruder Franz, dem Spielmann Gottes, ihre Lieder sang und deren Gottessprache die Vögel und die Fische verstehen, aber nicht immer die Menschen; es ist die Wahrheit der dichtenden und schaffenden Volksseele, die gern in das Gewand des Märchens, der Sage und des Liedes sich hüllt und die selbst dort, wo sie nichts als Legende ist und wo ihr Dichtung zur Wirklichkeit und Wirklichkeit zur Dichtung wird, so oft noch hundertmal wahrer ist als die Nasenspitzenwahrheit des kritisch schnuppernden Verstandes, der sie mit den spitzen Pinzetten und Seziersmessern der Logik und Dialektik und wissenschaftlichen Sophistik auf dem Operationstisch der höchsten Vernünftigkeit säuberlich in ihre Bestandteile zerlegt und meistens die himmelstürzende Entdeckung macht, daß sie unzweifelhaft falsch ist. Und sie ist wirklich sehr oft falsch, ebenso falsch wie die Geschichte vom Christkind, das wirklich und wahrhaftig den Weihnachtsbaum bringt, wie die Vorstellung vom Himmelsgewölbe, das doch gar kein Gewölbe ist, wie die Behauptung von Auf- und Untergang des Sonnenballs, die noch immer nicht verschwunden ist, wie die unbedingte „Wirklichkeit“ der Seele, die doch im ganzen Leib nirgends zu finden ist, wie die Behauptung von der Torheit, Blindheit und Unvernunft derer, die über alle Wahrheit und Weisheit dieser oder jener Art so unheimlich genau Bescheid wissen, daß die Blumen auf dem Felde vor Angst zu blühen aufhören und welk werden, wenn diese Menschen ihnen nahen und von der Dinglichkeit, Wandelbarkeit oder Sündhaftigkeit alles bloß Weltlichen zu

dozieren anfangen. Sie werden wirklich und wahrhaftig welk, die Blumen alle, wenn diese Menschen in der siebenfältigen Riesenblüte ihrer Wahrheitskenntnis herankommen und so plump und ungeschlacht einherstapfen, wie es eben nur der vermag, der die Wahrheit „besitzt“. Und wenn Gott selber sie nicht immer wieder ins Dasein rief und sie aller Menschenkunst zum Hohn viel schöner kleidete, als sogar der König Salomo gekleidet war, dann wäre unsere Erde längst so grau und wintertot und runzelig-öde wie der Mond, den die Dichter besingen und die Mathematiker berechnen und die Hunde anbellern.

Die Philosophen sagen: Ihr müßt denken lernen, wenn ihr die Wahrheit haben wollt. Die Schriftgelehrten sagen: Ihr müßt glauben lernen, das und das und dieses auch noch, wenn ihr die Wahrheit haben wollt. Christus sagt: Ihr müßt umkehren und wie die Kinder werden, damit ihr begreifen könnt, daß man die Wahrheit überhaupt nicht haben, daß man sie nur sein kann. Und so sagt er zu jedem, der zu ihm kommt als ein Mühseliger und Beladener und Zerschlagener, damit er geheilt werde: „Glaubst du?“ Das heißt aber: Hat deine Seele die Augen aufgeschlagen und dich wieder zum Kind werden lassen vor dem Vater? Und oft geschieht es, daß diese Frage aus dem Munde dessen, der im Stall geboren wurde, schon allein genügt um in dem, der diese Frage vernimmt, die Seele gerade im gleichen Augenblick die Augen auftun zu lassen, ob das nun ein armer Gichtbrüchiger oder ein blutflüssiges Weib oder wer immer ist: „Herr, ich glaube — hilf meinem Unglauben!“ Nur solche vom Schlage des Nikodemus oder gar des Kaiphas, die reich und gelehrt und gesund sind, haben es besonders schwer zum Glauben zu kommen. Ihr weißer Bart ist nicht nur außen, darum wird ihnen das Kindwerden als der Weg zum Glauben und zur Wahrheit zum Problem: wie soll man es lösen? Damit aber haben sie den Weg zum Glauben schon ebenso sehr verfehlt wie manche

kluge „Köpfe“ unter den Gläubigen unserer Tage den Weg zur „Wiedervereinigung im Glauben“. Wenn erst einmal der Glaube wirklich da ist und wirklich stark ist, nicht der Glaube an die Wiedervereinigung, sondern der Glaube an den einen Herrn, dann ist auch die Wiedervereinigung schon da. Man braucht nur „Ja“ zu sagen, dann fällt sie vom Himmel herunter. Aber wir haben so unendlich viel anderes zu sagen über die vielerlei Wahrheiten, die unseren Glauben ausmachen und über die wir uns nicht einigen können, daß uns nichts so schwer fällt wie jenes kleine Ja. Unser Glaube ist ebenso kompliziert geworden wie wir selbst — und wir sind zu alt dazu, um wiederum in unserer Mutter Leib gehen und von neuem geboren werden zu können. Die Wahrheit unseres Glaubens sitzt im Kopf unter unseren grauen Haaren und besieht sich immerzu im Spiegel: das ist nun einmal so, wer will es ändern?

Wenn Gott nicht immer wieder von Zeit zu Zeit aus den Steinen sich Kinder erweckte, Kinder, die zu so törichten Dingen imstande sind wie der heilige Franziskus; wenn in einem jeden von uns unter einem Berg von Weisheit und Wissen die göttliche Torheit nicht wenigstens noch eine kleine Höhle zum Leben und Atmen hätte, in der sie zuweilen ihr schwächtiges Einsiedlerglöcklein läutet: dann hätte unsere Klugheit den ganzen Glauben Christi wahrscheinlich längst in alle seine Elemente zu Tode zerlegt und in lauter Paraphrasen zerschnitten. Denn so wird das Lebendige für unseren Kopf genießbar. Man kann dann die Wahrheit des Glaubens selber in so herrlicher Beleuchtung und Bekränzung in seinem Kopfe tragen, daß man wie ein Träumender des Weges geht. So kann es geschehen, daß man vor lauter Wissen um die Wahrheit den Mann im Straßengraben, der unter die Räuber gefallen ist, beim Vorübergehen in der Tat gar nicht gewahr wird, daß man in völlig gutem Glauben sagt: „Ich habe die Wahrheit, ich habe sie, ich habe sie ganz gewiß . . .“, während sie derweilen zwei Schritt von uns entfernt mit dem Blute des

von den Räubern Geschlagenen zu den Wurzeln der Gräser hinabsickert, die sie mitleidig zu sich einlassen.

So wird es sein, solange die Welt steht und solange es Pharisäer in ihr gibt: daß der Kopf mit seiner Wahrheit die kindhafte Wahrheit des Herzens und des ganzen Seins, die immer und auch am Sabbat das Schaf aus der Grube ziehen heißt, obwohl es nur ein unvernünftiges Tier ist, als etwas wie einen Volksverderber und Wahrheitsverräter ansieht, über sie zu Gericht sitzt und sie ans Kreuz schlägt — im Namen der Wahrheit selber! Aber das Grab kann den Lebendigen nicht halten, er wird immerdar auferstehen zu neuer Wirklichkeit und Gestaltwerdung, er, der die Wahrheit selber ist und die Auferstehung und das Leben.

XIV.

„Liebe zum Himmel ist der einzige Weg zum Himmel.

Daß wir sehen, bringt uns nicht vorwärts. Wie hätte sonst Judas im Bösen beharren können — mitten in Christi Gegenwart? Warum blieb Balaam, obschon ‚die Augen ihm aufgetan wurden‘, verschlossenen Herzens? Warum konnte Satan fallen, da er doch ein strahlender Erzengel war?

Auch das Denken wird uns nicht zur Glaubensunterwerfung vermögen. Warum denn sonst war das Evangelium, da es begann, ‚den Griechen Torheit‘?

Auch erhitzte Gefühle wandeln uns nicht um. Denn da ist einer, der ‚das Wort Gottes hört und es sogleich mit Freude aufnimmt‘ — aber keine Wurzel in sich selbst hat, und ‚nur auf eine Weile dauert‘.

Noch mag Eigennutz uns über uns heben — sonst wäre jener reiche Mann klüger gewesen, dessen ‚Ackerland Früchte trug in Fülle‘, und hätte bedacht, daß ‚diese Nacht noch seine Seele von ihm gefordert‘ werden könne.

Laßt uns endlich einmal begreifen, daß nichts als Liebe Gottes uns an ihn glauben oder ihm gehorchen macht.“¹⁾ —

Liebe „der einzige Weg zum Himmel“, der Muttergrund alles Glaubens: ja, wenn wir dies „endlich einmal begreifen“ würden, dann stünde es anders um uns und um die tiefe Not der Spaltung in unserer Welt und in unserem eigenen Wesen. Dann wäre unser Glaube wohl so tief in dem Grund der Liebe Christi verwurzelt, in dem Grund der tiefsten Wirklichkeit und Ganzheit, daß wir erst glaubenslos werden müßten um mit ebenso überzeugungsheißen Köpfen über ihn hin- und herstreiten zu können, wie das die Gelehrten mit ihren Problemen und Streitfragen und Bewußtseinsdingen tun. Solange man über die Rechtfertigung aus dem Glauben noch in solcher Weise hin- und herdisputiert, wie das in und zwischen den „Bekenntnissen“ in unseren Ländern seit Jahrhunderten geschieht, während die Welt immer glaubensloser wird, ist der Glaube nicht Glaube und das Bekenntnis nicht Bekenntnis. Solange will er es nur sein, versucht er nur es zu sein, ist er es aber nicht in Wirklichkeit. Solange ist er mehr eine Bewußtseins-Sache, die einige Teilstücke der Wirklichkeit um uns her sich schlecht und recht anzugleichen versucht, statt daß er seinem Sinn und Wesen entsprechend die schlechthin tragende und formgebende Grundtatsache unseres Daseins wäre bis ins Kleinste und bis ins Größte hinein, das bewegende Moment unseres ganzen Seins, das sich auch in einem klaren, hellen, unerschütterlichen Wissen um das „Heil“ kundgibt.

Kind bleiben im Innersten und so den Vater immer mehr lieben lernen, das ist Anfang, Mitte und Ende unseres Glaubens. Solcher Glaube, solche Liebe erneuert das Antlitz der Erde. Er verwirklicht das Weltenziel: *omnia instaurare in*

¹⁾ Henry Newman, *Parochial and Plain Sermons*, nach „J. H. Kardinal Newman, Glauben“, zusammengestellt von E. Przywara S. J., Freiburg 1922, S. 27. — Vgl. auch O. Zimmermann S. J., „Lieben über Erkennen“, *Stimmen der Zeit*, 109. Bd., S. 334 ff. (Aug. 1925).

Christo. Wo man so unendlich viel um den Glauben herumredet und herumstreitet, wie wir das unserem verkehrten, geistvollen und lieb-leeren heutigen Wesen folgend tun, wo die Menge der Worte vom Glauben wie endlos dahinwallender Rauch ist, der fortwährend um sich selber kreist, aus dem kein befruchtender Regen und kein aufleuchtender, zündender Blitz hervordringt: da ist es nicht Glauben, sondern viel mehr Wissen um den Glauben. Glaubensdunst bläht sich auf und dreht sich hin und her wie eine dick aufgeputzte und jungrosig angestrichene feine Dame vor dem Spiegel. Was sich aber aufbläht, was von sich selber sagt: „Es ist doch erstaunlich, wie völlig ich recht habe — was sind die andern gegen mich?“ das kann ja gar nicht Glaube sein und Liebe zum Vater, sonst hätten die heiligen Schriften unrecht. Denn die Liebe bläht sich nicht auf, wie der Apostel sagt. „Das Wissen bläht auf, aber die Liebe erbaut“.

Wenn wir nicht Glauben hätten, tiefe, gottesmächtige, unerschütterliche Gewißheit des Herzens und Geistes, daß das Heil in dem Sohne erschienen ist — „mit unsrer Macht ist nichts getan, wird sind gar bald verloren“ — und daß wir es nirgends finden können als in ihm und durch ihn, dann wären uns alle unsere Werke nichts nütze. Wenn unser Glaube an die Vergebung durch Christus nicht wie ein Felsengrund ist, auf dem das Gebäude alles unseres Tuns und Treibens sicher ruht, dann werden wir mit allem unserem Herr-Herr-Sagen und Gebete-Sprechen und Fasten und Almosengeben und Flugmaschinenbauen geradewegs in die Hölle fahren. Wenn unser Glaube vergeblich ist, dann ist alles vergeblich. Dann ist alle „Liebe“ und alles Tun der Liebe ein wertloses Gemächte, ein Ding ohne Grund und Wurzel in der Ewigkeit, eine Vorspiegelung, ein großer Selbstbetrug, eine äußerliche Gebärde, ein Narrenwerk. — Das ist die Rechtfertigung aus dem Glauben.

Und wenn wir die Liebe nicht hätten, die immerdar Werke

tut und gar nicht anders kann als immerdar Werke zu wirken, als immerdar in die Sichtbarkeit und die Welt des Gestalteten sich hineinzuverlieren, in welcher Weise auch immer solches Sichverlieren und Sichgewinnen durch Macht und Drang des Glaubens geschehe — und der Glaube macht immer hellhöriger für das mannigfache Rufen Gottes — wenn dieses lebendige Wirken und Werke-Tun nicht mit spontaner Kraft aus dem Glauben hervordringt und an dem Hause weiterbaut, dessen Grund- und Eckstein Christus ist und das weit über alle Lande schaut, dann ist unser Glaube nur eine klingende Phrase, ein Wortgeläute, ein haltlos freies Schweben ohne Wirklichkeits- und Wahrheitskraft, ein frommer Schimmer um menschliche Schwäche, Unzulänglichkeit und Überheblichkeit herum. — Das ist die Rechtfertigung aus den Werken, die der Glaube tut.

Es will uns scheinen, dies sei etwas so Einfaches, daß nur der Abfall von der Einfalt und Ganzheit des Geistes Christi, der in uns ruft: „Abba, Vater . . .“, daß nur der Abfall vom Gottgeist Christi in den Denkgeist und Habensgeist menschlicher Eigengerechtigkeit hinein solche einfältige Tatsache zu einer sehr streitbaren Bewußtseins-Sache aufblähen kann, zu einer frommen Haupt- und Staatsaktion, von der man gerne hier die eine, dort die andere Seite mit bombastischem Nachdruck als das schlechthin Entscheidende darzustellen versucht. Denn es ist ja offenbar, daß überall, wo Glaube keimt und heilige Liebe wächst, die Rechtfertigung nur eine ist und immer mehr eine zu werden sucht: Rechtfertigung des Glaubens aus den Werken und Rechtfertigung der Werke aus dem Glauben.

Fürwahr, „Liebe zum Himmel ist der einzige Weg zum Himmel“: denn sie ist die Kraft der großen, allwaltenden Einigung, sie schmiedet in eins zusammen, was die Sünde getrennt hat und immer aufs neue zu trennen sucht, Innen und Außen, Glaube und Werk des Glaubens, Wesen und Gestalt. Kind sein heißt unzerspalten sein in seinem Wesen. Kind

sein heißt die Kraft der großen Hingabe haben. Kind sein heißt dem Vater vertrauen — und sonst niemandem. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“

Ein frommer Verteidiger des „römisch-katholischen Glaubens“ gegen den Glauben, der sich nach Martin Luther nennt, schrieb vor hundert Jahren: „Der Katholik sagt aber (nämlich im Gegensatz zu Luther): ist diese Anschließung — des Menschen an Christus — eine bloße Gedankenverbindung, ein leerer Gefühls- oder Phantasiezusammenhang mit Christus, ein bloß theoretischer Glaube an ihn, ein bloßes Anerkennen der christlichen Heilswahrheiten, im Gegensatz sowohl mit den in der lebendigen Willensgemeinschaft mit Christus verrichteten Werken als mit der durch den Glauben erzeugten Liebe und allen übrigen Tugenden, so ist dieser Glaube keineswegs allein vermögend gottgefällig (gerecht) zu machen. Wird er dagegen als die den ganzen Menschen beherrschende, neue göttliche Gesinnung, als der neue göttliche Geist begriffen (*fides formata*), so ist ihm allein auch nach dem katholischen Systeme die Macht gegeben zum Kinde Gottes zu erheben und zu beseligen, denn er, der alleinige, umfaßt in diesem Sinne alles. Man beachte aber wohl, daß von der katholischen Kirche die heilige Liebe als die substantielle Form des Glaubens, der allein rechtfertigt, betrachtet wird, nicht als eine Folge, als eine erst zu erwartende, vielleicht niemals erscheinende Frucht; die Liebe muß den Glauben schon beleben, wenn von ihm gesagt wird, durch ihn sei der Mensch wirklich gottgefällig. Der Glaube in der Liebe und die Liebe im Glauben rechtfertigt; sie sind hier eine unzertrennliche Einheit.“¹⁾

Wie sehr muß demnach Luther durch seine „Irrlehre“ den tiefen Wesenszusammenhang, ja die „unzertrennliche Einheit“

¹⁾ J. A. Möhler, *Symbolik*, 1832, zitiert nach der 8. und 9. Aufl., Regensburg 1913, S. 187/188 („Überblick der Differenzen in der Lehre vom Glauben“), Möhler ist nach Domdekan Dr. F. H. Kiefl „der gründlichste Kenner der konfessionellen Gegensätze“ (Hochland XV, S. 22, Okt. 1917).

von Glaube und Liebe, von „theoretischem“ Glauben und tätig wirkendem Glauben bestritten haben, wie tief muß er den Köpfen seiner Anhänger die verderbliche Lehre eingepflanzt haben, das „sola fides“ bedeute, daß der „theoretische“ Glaube, daß bloße „Anerkennen der christlichen Heilswahrheiten“, zur Rechtfertigung vor Gott vollauf genüge, auch wenn die Frucht heiliger, wirkender Kraft der Liebe „niemals erscheinen“ sollte, wie lange man auch auf sie warten mag! Das untheologische Gemüt gerät in nachdenkliches Erstaunen, wenn es dieser katholisch-theologischen Anschauung von Luthers Glaubensbegriff — die doch offenbar den entscheidenden Punkt des inneren Gegensatzes und der Lutherischen „Irrlehre“ betrifft — Luthers Glaubensbegriff selber gegenüberstellt.

„Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, Joh. 1, und tötet den alten Adam, machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Mut, Sinn und allen Kräften und bringet den heiligen Geist mit sich. O, es ist ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohn Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie getan, und ist immer im Tun. Wer aber nicht solche Werke tut, der ist ein glaubloser Mensch, tappet und siehet um sich nach dem Glauben und guten Werken und weiß weder, was Glaube oder gute Werke sind, wälschet und schwatzt doch viele Worte vom Glauben und guten Werken.

Glaube ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade machet fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen: welches der Heilige Geist tut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird jedermann Gutes zu tun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lob, der ihm solche Gnade erzeugt hat, also daß unmöglich ist Werk vom

Glauben scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden. Darum siehe dich für vor deinen eigenen falschen Gedanken und unnützen Schwätzern, die vom Glauben und guten Werken klug sein wollen zu urteilen und sind die größten Narren. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke, sonst bleibest du wohl ewiglich ohne Glauben, du dachtest und tuest, was du willst oder kannst.“¹⁾

Ist dies die Sprache eines Mannes, der im Glauben an Christus ein bloßes Gedankending sieht, ein Ja-Sagen bloß des auf sich selbst gestellten, des individuellen, „freien“, theoretischen Bewußtseins? Ist es die Sprache eines Mannes, der, nach Möhlers

¹⁾ D. Martin Luther, Vorrede auf die Epistel St. Pauli an die Römer, 1522. Wenn Luther in späteren Jahren den schon hier deutlich ausgesprochenen Gedanken: „Glaube ein göttlich Werk in uns“, „Zuversicht auf Gottes Gnade“, also nicht auf „Werke“, zu seinem „Gott allein“ gesteigert hat, so bedeutet das keineswegs eine Aufhebung dieses seines Glaubensbegriffes (wie Kiehl es darstellt, vgl. unten!). Es bedeutet, daß er sich als eine ausgesprochene Kämpfernatur von der einen, im damaligen „Rom“ mächtigen Einseitigkeit in die entgegengesetzte Einseitigkeit treiben ließ, in der er mit verständlicher harter Wucht Grundwahrheiten des anti-pharisäischen Evangeliums neu in die Mitte rückte: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt“; „es kann niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater“; „Gott ist es, der in euch wirkt, das Wollen wie auch das Vollbringen“; „ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben“; „wenn ihr alles getan habt, was ihr zu tun schuldig seid, dann sprecht: Wir sind unnütze Knechte“. Vgl. Luther in den Schmalkaldischen Artikeln (1537/1538), „Wie man vor Gott gerecht wird und von guten Werken“: „Was ich davon bisher und stetiglich gelehrt habe, das weiß ich gar nicht zu ändern, nämlich, daß wir durch den Glauben, wie S. Petrus sagt, ein anderes, neues, reines Herz kriegen und Gott um Christi willen, unseres Mittlers, uns für ganz gerecht und heilig halten will und hält. Obwohl die Sünde im Fleisch noch nicht gar weg oder tot ist, so will er sie doch nicht rechnen noch wissen. Und auf solchen Glauben, Verneuerung und Vergebung der Sünde, folgen dann gute Werke . . . der Mensch soll ganz, beides nach der Person und seinen Werken, gerecht und heilig heißen und sein aus lauter Gnade und Barmherzigkeit in Christo, über uns ausgeschüttet und ausgebreitet. Darum können wir nicht rühmen viel Verdienst unserer Werke, wo sie ohne Gnade und Barmherzigkeit angesehen werden; sondern, wie geschrieben steht: Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn, das ist, daß er einen gnädigen Gott hat; so ist's alles gut. Sagen auch weiter, daß, wo gute Werke nicht folgen, so ist der Glaube falsch und nicht recht.“

Worten, unter dem Glauben an Christus „ein bloßes Anerkennen der christlichen Heilswahrheiten“ versteht im „Gegensatz sowohl mit den in der lebendigen Willensgemeinschaft mit Christus verrichteten Werken als mit der durch den Glauben erzeugten Liebe und allen übrigen Tugenden“? Ist es die Sprache eines Mannes, der eine schlimme Irrlehre über das Wesen des rechtfertigenden Glaubens verkündet und die Seelen innerem Tod entgegenführt, dem Tod der Gottesferne, dem Tod in der inneren Vereinzelung subjektiver Willkür und Anmaßung, weil er den Glauben nicht „als die den ganzen Menschen beherrschende göttliche Gesinnung“, nicht als den „neuen göttlichen Geist“ begreifen will oder kann, wie es der innersten und heiligsten Wahrheitsüberlieferung der *Una Sancta catholica et apostolica Ecclesia* entspricht? Wo hat Luther gelehrt und ausgeführt, daß die Anschließung des Menschen an Christus „eine bloße Gedankenverbindung, ein leerer Gefühls- und Phantasiezusammenhang“ sei, „ein bloß theoretischer Glaube an ihn, ein bloßes Anerkennen der christlichen Heilswahrheiten“? Wir wissen kein Wort und keine Schrift, wo jener ungehorsame Augustinermönch in seiner Qual und Not um Gott es ausgesprochen hätte, daß er einen Glauben für den wahren halte, daß er ihn nicht vielmehr hasse wie den Bösen selber, der in seiner Gesamtheit so sehr zu einem glänzenden, selbstgenugsamen, eigenstolzen Gedanken- und Bewußtseinsding geworden ist wie der Glaube, den wir den unsern nennen, den wir „haben“, wirklich und wahrhaftig „haben“, wir, die treuen Christen der gegenwärtigen Jahrhunderte römisch-katholischen oder protestantischen „Bekenntnisses“ inmitten einer immer mehr in den Jammer der Glaubenslosigkeit verfallenden, zum Chaos gewordenen Welt.

Wenn es wahr ist, daß der Glaube nach der Lehre des Evangeliums und der Kirche (denn wer will beides trennen ohne schuldig zu werden vor Gott?) eine „den ganzen Menschen beherrschende, neue göttliche Gesinnung“ bedeutet und

keineswegs ein Bewußtseinsding, keine „bloße Gedankenverbindung“ mit Christus, daß er den „neuen göttlichen Geist“ im Menschen bedeutet, wie Johann Adam Möhler sagt; wenn es also eben darum „unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken“, wenn der „ein glaubloser Mensch“ ist, der zwar viele Worte „wälschet und schwatzt vom Glauben und guten Werken“, „aber nicht solche Werke tut“, wenn es „unmöglich ist Werk vom Glauben scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden“, wie Martin Luther sich ausdrückt; wenn es wahr ist, daß von der katholischen Kirche, wie jener katholische Dogmatiker behauptet, „die heilige Liebe als die substantielle Form des Glaubens, der allein rechtfertigt, betrachtet wird, nicht als eine Folge, als eine erst zu erwartende, vielleicht niemals erscheinende Frucht“, so daß also der Glaube, wie der geistige Vater des deutschen Protestantismus sagte, in der Tat „ein göttlich Werk in uns“ ist, „das uns wandelt und neu gebiert aus Gott und tötet den alten Adam“, und zwar in Wahrheit und Wirklichkeit, nicht bloß in Gedanken, denn es ist ja „ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben“; wenn es wahr ist, daß, nach den Worten eines heutigen Kenners und Lehrers der katholischen Dogmatik ¹⁾, das Wesen des Glaubens „Inspiration und Intuition“ ist, „also in logischem Betracht etwas Irrationales, alle Denkformen Sprengendes oder vielmehr über alles Denken Hinwegschauendes“, „gottgewirktes Leben, so geheimnisvoll in seinen Ursprüngen und in seinen tiefsten Tiefen wie das natürliche Leben“, daß darum „Enthusiasmus und Heroismus die erstgeborenen Kinder des Glaubens“ sind; wenn das alles zutrifft und um des Evangeliums, um der Kirche und um des Gewissens willen nicht bestritten werden kann ohne die Wahrheit zu entstellen und zu verdrehen: dann können wir uns der objektiven Erkenntnis nicht

¹⁾ Prof. Dr. Karl Adam in seiner Schrift „Glaube und Glaubenswissenschaft im Katholizismus“, vgl. oben Seite 98.

verschließen, daß die Glaubensanschauung Luthers katholisch und die Glaubensanschauung der katholischen Dogmatik reformatorisch-protestantisch ist. Dann ist der ein Lügner und ein Brunnenvergifter, der behauptet, daß dies nicht zutreffen könne, nicht zutreffen dürfe, nicht zutreffen solle, mag er sich selber und mögen andere ihn auch für noch so wahrheitsliebend, christusliebend und rechtgläubig halten. Wir sehen keine andere Möglichkeit um jene Erkenntnis als falsch nachzuweisen als die, welche pseudochristliche, pseudotheologische Syllogistik und Dialektik bietet, jene Art von Dialektik, deren erstaunlicher Kunstfertigkeit es gelingt jegliche eingebürgerte Meinung und Lieblingsbehauptung theoretisch zu unterbauen und sie als unumstößlich erscheinen zu lassen. Welcher Geist war es denn, der den Menschensohn ans Kreuz brachte, wenn nicht eben dieser? In der Kunst Mücken zu sehen und Kamele zu schlucken tut es ihm niemand gleich.

Es ziemt sich für den Christen, der von der Wahrhaftigkeit und rücksichtslosen Geradheit Jesu, von der Geradheit des „Ja ja, nein nein“ nicht abgehen kann ohne bewußt oder unbewußt schuldig zu werden, am allerwenigsten, Vorurteile zu dulden, ja sie zu hegen und zu verbreiten. Er muß vielmehr immerdar Jagd machen auf Vorurteile, auf falsche, umhegte Gewohnheitsmeinungen, die den Geist und das Leben heimlich vergiften und dem den Weg bereiten, der ein Lügner ist von Anfang an. Er muß das zuallererst und sein ganzes Leben lang bei sich selbst. Aber auf Grund dessen muß er es auch bei denen, in deren Gemeinschaft er als Glied hineingestellt worden ist, denn keiner ist nur sich selbst verantwortlich und es gibt kein Für-sich-sein. Wir sind mitverantwortlich für jeden unserer Brüder, und wäre es der gehässigste unter jenen, die ohne Halskragen und mit sehr ungepflegten Fingern an den Kirchentüren vorbeigehen und den „beati possidentes“ fluchen, die drinnen in ihren Gebetbüchern lesen oder fromme Predigten anhören. Christ sein heißt der Wahrheit Zeugnis geben. „Ich

bin die Wahrheit“, sagte der Herr. Wenn die Christen so lieblos geworden sind, daß sie das nicht anders können denn in Rechthaberei und geistiger Lautheit und mit dem verlogenen Pharisäerpathos des üblichen „konfessionellen Bewußtseins“ — dann sind sie nicht mehr Christen und Zeugen der Wahrheit, dann sind sie bei all ihrem Herr-Herr-Sagen vor den Augen dessen, der Herz und Nieren prüft, bewußtseinsstolze, christlich übermalte Pharisäer und „übertünchte Gräber“, dann sind sie schlimmer und wirken sie verheerender und wahrheitsetzender als alle andern¹⁾. Denn es gibt keine Wahrheit außer in der Liebe Christi, welche den Erdkreis umschließt. Und der Glaube an Christus, der wirklich Glaube ist und nicht nur Für-„wahr“-halten, nicht nur kümmerlicher Bewußtseinsanspruch, sondern „heilige Liebe“, die „uns wandelt und neu gebiert aus Gott“, solcher Glaube kann ja nach Luthers Worten gar nicht anders als „Gutes zu wirken ohn Unterlaß“. Er liebt die Wahrheit mehr als sich selber und verbreitet Wahrheit um sich — so wie das Feuer nicht anders kann als zu brennen und zu leuchten.

Wer sagt, sei es mit Worten oder mit geistigen Gebärden, daß das Herzstück des religiös-christlichen Bewußtseins, die Lehre von Wesen und Natur des Glaubens, durch Luther verfälscht worden sei, daß er hier aus Leichtsinn oder Gewissenlosigkeit oder Hochmut von dem Weg der Kirche und des Evangeliums abgewichen sei und sich in innerer Verstocktheit von den Vertretern der kirchlichen Obrigkeit nicht auf den rechten Weg habe zurückführen lassen, daß diese Irrlehre die Ursache sei von dem Unheil, das aus der Glaubensspaltung hervorging oder sich ihr an die Fersen heftete — was tut der anders als Vorurteile und Lieblingsmeinungen nachsprechen, die den konfessionellen Ich-Instinkt, nicht aber den „Geist der Wahrheit“, den Geist Christi zum Vater haben! Wer solche

¹⁾ Daraus geht hervor, daß „Toleranz“ etwas wie eine Tugend sein kann, daß sie aber oft genug ein schlimmes Übel ist: der Verräter innerer Halbheit.

falsche, eingerostete Gewohnheitsmeinungen, mit denen die konfessionelle Panzergerechtigkeit sich selber zu verewigen und zu verherrlichen sucht, nachspricht oder auch nur stillschweigend duldet, obwohl er sich für einen Zeugen der „Wahrheit“ hält, wer in innerer Zugeschlossenheit und frommer, zerblasener Weichheit des Geistes gar der Wahrheit und dem Glauben einen Dienst zu erweisen meint, wenn er vor ihnen geistig die Waffen streckt, weil sie doch — vermeintlich — dem Glaubenseifer und der frommen Wahrheitsliebe selber entsprossen sind, der versündigt sich an Christus und kreuzigt ihn, ohne daß er es weiß. Er trägt dazu bei, daß die Wahrheit des Sohnes immer wieder auf die Ebene menschlich-allzumenschlichen Habens-Stolzes herabgezogen und in ihrer weltüberwindenden Kraft gelähmt wird. Er trägt unwissend dazu bei, daß die *Una sancta catholica*, zu der er sich bekennt, in ihrem innersten Wesen immer aufs neue entstellt wird, daß sie nicht als das, was sie ist, sondern als die Privatangelegenheit eines bestimmten Kreises religiösen Bekenntertums in Erscheinung tritt, als eine „Weltanschauung“ neben neunundneunzig andern, als ein „Standpunkt“ neben neunundneunzig andern. Das bedeutet aber die Vergrößerung des Chaos der heutigen westlichen Welt, desselben, dem man immer wieder das schöne Bewußtseinsbild der geoffenbarten Wahrheit entgegenhält, das man — „besitzt“.

Die Wurzeln der Reformation liegen nicht in der „Irrlehre“ eines einzelnen über den Glauben und sein Verhältnis zu den Werken. Sie liegen überhaupt nicht in einer „Irrlehre“. Wer sie suchen will — und wir Kinder des Weltkriegs müssen sie suchen, ob wir wollen oder nicht — der muß sie auf einer anderen Ebene suchen als der des religiösen Bewußtseins. Auf diese Ebene, in das wirre Gebiet der ungezählten Urteile und Vorurteile, der ungezählten Meinungen und Gegenmeinungen, der tausenderlei Bewußtseinsspiegelungen wirklicher Dinge, in das Gebiet, über dessen Eingang wir Menschen der Neuzeit

geschrieben haben: „Unsere Geistigkeit“, hat sich noch immer geistige Selbsteingenommenheit und Zugeschlossenheit ge-
flüchtet, seitdem die Fieberseuche des abgezogenen, freischwe-
benden, entwurzelten Denkens über die Seele der westlichen
Menschheit uneingeschränkte Gewalt bekommen hat, seitdem
wir angefangen haben, Geist, den creator spiritus, mit Intellekt
zu verwechseln, seitdem der europäische Westen vom Gott-
Geist abgefallen ist und sich dem Denk- und Habens-Geist
verschrieben hat. Gott schuf aber den Menschen nicht als ein
Stück „Geist“, nicht als einen Gedanken, der sich zum Leib
ausbildete, sondern als Leib stellte er ihn in eine Natur, die
selber Leib war, und dem Leibe hauchte er den Atem des
lebendigen Geistes ein. Nicht der Gedanke ist das Erste, son-
dern das Sein. Menschliche Gedanken und Bewußtseinsbilder
sind immer ein Zweites. In der Art, wie sie mit dem Sein
verbunden sind, liegt ihre überragende Größe und Bedeutung
wie auch ihre überragende Gefahr für unser Leben. Gott ist
Geist, aber seine Gedanken kommen zu uns als Gestalt. Jeder
Berg, jeder Baum, jedes Tier und jeder Mensch ist ein Ge-
danke Gottes. Alle Schöpfung ist ein Gedanke Gottes, der
da sprach: „Es werde!“ — und seine Worte vergehen nicht.
Jesus von Nazareth ist der größte Gedanke Gottes, den er seit
den Tagen der Schöpfung für die Erde und ihre Menschheit
gedacht hat. Was sind dagegen alle Menschengedanken und
Menschenworte? Das göttliche „Wort“ allein ist Wahrheit und
Leben. Unsere Gedanken und Worte sind dagegen nur Diener,
geistige Ausdrucksformen, gute oder schlechte Abbilder unseres
wirklichen Seins. Sie sind ebenso der Irrung, der Erbschuld,
unterworfen, wie unser Sein dieser Irrung unterworfen ist. Dar-
aus ergibt sich für den, dem es um die Wahrheit selber zu
tun ist, die klare Pflicht, menschliche Worte, Meinungen, Ge-
danken, Bewußtseinsdinge nicht wichtiger zu nehmen, als sie
es verdienen. Es ergibt sich für ihn die Pflicht „durchschauen“
zu lernen, „hinter“ die Worte blicken zu lernen, durch sie

hindurchzuschauen auf das, was sich hinter ihnen verbirgt, auf die tieferen Kräfte und Bewegungen des Da-Seins, die gerade in unseren modernen Zeitläufen viel öfter einen schlechten, schiefen, ja irreführenden Ausdruck in Formen und Bewegungen des Bewußtseins finden als einen guten, geraden, angemessenen. Man darf Menschen ebensowenig nach ihren „Worten“ beurteilen wie nach ihren Kleidern. Wie können wir denn wissen, welche Umstände es bewirkt haben, daß einer gerade diese Kleider mit einem bestimmten Schnitt und einer bestimmten Farbe angezogen hat und nicht andere? Die Ausdrucksform des echten Volkslieds ist ein wahrhaftiges In-Erscheinung-Treten des wirklichen Gehalts. Sie ist „stilecht“. Wie wenig stilecht sind aber so oft die Gedanken und Bewußtseinsformen, in denen menschliches Sein und Streben uns entgegentritt!

Wenn wir nicht immer tiefer in die unendliche geistige Wirrnis des heutigen Europa hineingeraten wollen, ob wir gleich mit unserem Geiste vielleicht aus ihr hinaustrachten, so dürfen wir nicht immer und immer wieder in der Sphäre der Worte stecken bleiben, so müssen wir immer durch sie hindurchzustoßen suchen in die darunter liegende Schicht der Seinskräfte. Wir haben uns viel zu sehr daran gewöhnt mit Worten umzugehen, als ob sie ein Letztes wären. Darum wimmelt es um uns her von „Widerlegungen“ und „Beweisen“, bei denen kaum etwas anderes herauskommt als neue Widerlegungen und Gegenbeweise oder nicht einmal dies. Was wird in der heutigen Welt und zumal in Deutschland nicht alles bewiesen und widerlegt — und dennoch kommen wir der „Wahrheit“ damit nicht näher. Die Kunst aneinander vorbeizureden stand wohl zu keiner Zeit so sehr in Blüte wie heute. Denn wir alle nehmen menschliche Worte viel zu wichtig. Daher gehen die wegweisenden, in die wirklichen inneren Bewegungen unseres Seins hineinleuchtenden Worte im Schwall des Unwesentlichen unter. Gottes Wort wird zugedeckt von

Menschenwort. Gerade die Geschichte des Protestantismus, der „Kirche des reinen Wortes“, bietet dafür traurige Beispiele die Fülle.

Die Wurzeln der Reformation liegen nicht in Abweichungen der Lehre. Man hat dicke Bücher darüber geschrieben, worin diese Abweichungen bestehen, und hat sich eingebildet, die Reformation und den reformatorischen Glauben damit an der Wurzel zu fassen. Aber das ist alles nur gute oder schlechte Vorarbeit. Es ist nur Vorarbeit für eine geistige Erfassung und Durchdringung des wirklichen Tatbestandes — und nur aus einer solchen können die geistigen Entscheidungen erwachsen, deren die gegenwärtige Weltstunde mit ihrer Krisengefahr nötiger bedarf als irgend eine vorausgehende Ära des neuen Europa. Die Fragestellung, die allein durch die Bewußtseinsphäre hindurchstoßen kann in die Seinssphäre, heißt nicht: Worin weicht der reformatorische Glaube von dem Glauben der Mutterkirche ab? sondern sie lautet: Wie kam es zu diesen Abweichungen? wie sind sie zu deuten? welches sind in Wirklichkeit die psychischen Vorgänge und Bewegungen, aus denen jene Abweichungen der Lehre, der bewußten Glaubenserfassung, zu erklären und zu verstehen sind? wie waren jene Abweichungen, wie war das, was man gerne die „Irrlehre“ Luthers nennt, überhaupt möglich? Diese psychologisch-genetische Fragestellung ist zumal in römisch-katholischen Schriften über die Reformation beschämend selten zu finden. Über Luthers eigene seelische Kämpfe um den „gnädigen Gott“ pflegt man da nicht hinauszugehen¹⁾ — und doch sind diese Kämpfe selbst

¹⁾ Franz Xaver Kiefl sieht in einer Studie über „Martin Luthers religiöse Psyche“ („Hochland“ XV, Okt. 1917, S. 7—28), die von den Bahnen der herkömmlichen Beurteilung Luthers vom römisch-katholischen „Standpunkt“ aus abweicht, in der religiösen Einzelspsyche Luthers den „tiefsten und lebendigsten Grund, aus dem alles Spätere wie aus einem Kern hervorgewachsen ist“. Er erkennt mit dieser Art der Blickhaltung, ohne es zu wissen oder zu wollen, selber jene geistige Grundeinstellung an, die er als Luthers falschen Ausgangspunkt ablehnt: „das religiöse Individuum eine in sich selbst abgeschlossene Mo-

nur Auswirkung und Folge des damaligen religiösen Zustandes der Gemeinschaftsseele der kirchlichen Menschheit. Aber man hat sich gewöhnt sie als rein individuelle Krisen zu betrachten, als Vorgänge in der Psyche eines „einzelnen“ — und damit den Sinn der Reformation zu übersehen.

Das allgemein vorherrschende Bemühen gegenüber der Tatsache des protestantischen Christentums ist ja auf Seiten des römischen Katholizismus nicht das, zu verstehen, sondern das, zu „widerlegen“. So war es zur Zeit Luthers, so ist es heute noch nach vier Jahrhunderten. Aber Tatsachen kann man nicht „widerlegen“: dieses Bemühen ist für die verkehrte Geistesart der neueren Jahrhunderte in ihrer geistig-religiösen Unfruchtbarkeit und Glaubensferne bezeichnend. Die modernen Atheisten und Pantheisten „widerlegen“ das Christentum und die beiden großen christlichen „Bekenntnisse“ des Westens „widerlegen“ sich gegenseitig — mit dem Erfolg, daß sowohl der moderne Atheismus und das Christentum wie auch Protestantismus und Katholizismus nach wie vor weiterbestehen, nach wie vor den religiösen Anspruch des Glaubens problematisch machen, obwohl sie doch sämtlich widerlegt sind! Solche „Widerlegungen“ sind sehr oft nichts als Ausschwitzungen der individuellen und kollektiven Ich-Sucht, der geistigen Verkrampftheit, der inneren Gottesferne. Sie sind sehr oft nichts als die Erscheinungsform des Herumgehens um die

nade“, in der „Gott selbst alles wirkt“. Wenn Kieff sagt, daß der „Grundgedanke“ des versuchten reformatorischen Neubaus völlig „aus der psychischen Individualität Luthers herausgeboren“ war, dann verbirgt sich hinter dieser gedanklichen Auffassung lebendiger Tatsachen die typisch neuzeitliche, allzu-protestantische, ganz unevangelische und unkatholische Leugnung wesenhafter Gemeinschaft und realer Solidarität, die moderne Isolierung und selbst Absolutsetzung der „psychischen Individualität“ des einzelnen und seines „Erlebens“ — letzten Endes also sogar die modern-liberale, pseudoprotestantische Verflüchtigung und Entstellung der Tatsache der „Una sancta ecclesia“ zu einer „Idee“. Wer kann denn sagen, wie tief diese pseudoprotestantische Geistigkeit die Gebildeten jeglichen „Bekenntnisses“ heute heimlich im Bann hält? Hier liegt unser aller Not, die wir zur Schicksalsgemeinschaft „Europa“ gehören.

Dinge, des Ausweichens vor der Wirklichkeit in die schmiegsam-biegsamen Bereiche der Idee. Falsche Behauptungen lassen sich widerlegen. Aber Erscheinungen wie der Protestantismus sind viel mehr als geistige Behauptungen, viel mehr als eine Reihe religiöser „Irrlehren“. Der Protestantismus ist keine Bewußtseins-Sache, sondern er ist eine religiöse Tat-Sache von stärkster innerer Realität. Tatsachen aber „widerlegt“ man nicht, sondern man sucht sie zu verstehen, man sucht ihnen als einer Realität praktisch gerecht zu werden.

Wenn alle jene kirchlichen Lehren, die der geschichtliche Protestantismus in ihrer Form oder auch in ihrem Inhalt umbogen, teilweise sogar umgedreht hat, als menschliche Trübungen und Entstellungen der göttlichen Wahrheit unzweifelhaft dargetan und also „widerlegt“ wären: der Protestantismus würde darum doch weiterbestehen und aller gutgemeinte, um der Wahrheit willen — so wie man sie eben „hat“ — geführte, missionierende „Kampf“ gegen ihn und seine Entstellung und Trübung der „Wahrheit“ würde nur bewirken, wie wir das deutlich genug sehen, daß der „überzeugte“ Protestantismus sich noch mehr in seinem Protest gegen Rom, gegen Rom schlechthin, verschanzt, daß der „antirömische Affekt“ in der unglaublichen Gewalt, die er ohnedies schon in Millionen Geistern hat, sich nur immer noch mehr steigert. Denn der geistige „Kampf“ in jener Gestalt, wie er heute allenthalben die Gefilde zumal des mittleren Europa verwüstet, mit plumpen Tritten Felder und Gärten zerstampft und Zerstörung an Zerstörung sich entzünden läßt, dieser geistige „Kampf“, der als ein heimlich-offenbarer Weltkrieg weder Sieger noch Besiegte kennt, den jeder um der Gerechtigkeit und um der Wahrheit selber willen zu führen meint, bei dem keiner merkt, daß der Geist ichtsüchtiger Annexionspolitik, der Geist des ewigen Versuchers auf dem Berge, heimlich im Generalstab den Ton angibt: dieser geistige Kampf um die „Wahrheit“, um die Wahrheit, die man „hat“ und „besitzt“,

ist selber der große Feind. Er stürzt uns alle immer tiefer in das Verderben hinein, dessen Wasser rings um die Inseln und Kuppeln unserer verschiedenen „Standpunkte“ herum immer drohender, immer gieriger anschwellen — und Ungezählte ertrinken schon in ihnen. Denn es ist nicht ein Kampf mit den Waffen der „heiligen Liebe“, die nach katholisch-evangelischer Lehre Wesen und Substanz des Glaubens ist, es ist nicht ein Kampf, wie ihn Christus führt, der nur einen Feind kennt, den Fürsten dieser „Welt“ und seinen Geist des pharisäischen Habens-Stolzes, keinen andern, es ist nicht ein Kampf, der im Sterben und Untergehen zu dem Siege wird, der die Welt überwindet, sondern es ist ein Kampf, in dem der Kämpfende immer wieder bei sich selber spricht: „Herr, ich danke dir, daß du mir die Wahrheit in die Hände gelegt hast, mir und nicht den andern, den Zöllnern, den im Irrtum Befangenen, denen, die dir ferner sind als ich und die Gefährten meines heiligen Glaubens“. Dieser Kampf selber ist das Übel, der widerlegt statt zu überwinden. Als die Juden den Herrn zum König machen wollten, als sie riefen: „Hosianna, wir haben, wir haben ihn, den Fürsten aus dem Hause Davids!“ da stand Jesus auf und ging mitten durch sie hindurch. Und sie haben es nicht fertig gebracht, ihn davon abzuhalten, sein königliches Sein war zu mächtig dazu. Hätte er versucht sie durch Gründe von ihrer Torheit zu überzeugen, so wäre wahrscheinlich des Hin- und Herdebattierens zwischen ihnen so wenig ein Ende gewesen wie zwischen den Pharisäern und Sadduzäern oder uns heutigen Katholiken und Protestanten. Jesus war ein König, er war der König der Wahrheit, aber da die Wahrheit bei ihm nicht ein Haben war und er aufs Haben ja überhaupt nichts gab und sogar noch weniger als nichts, weder aufs geistige noch aufs dingliche, so mußte er denen ein großes Ärgernis werden, die eben „Andersdenkende“ waren. Darum schrien sie, nachdem die dreißig Silberlinge ihr Werk getan hatten, so laut und selbstbewußt, wie es nur ganz

Rechtgläubige vermögen: „Wir haben, wir haben ihn, den König der Juden — kreuzige! kreuzige!!“ Aber das Grab konnte ihn nicht halten.

Christus widerlegt nicht durch Gründe, sondern durch Taten, durch Schweigen und durch Leiden. Er hat harte, sehr harte Worte gegen die Pharisäer gesprochen und gegen niemand anders, aber er hat nicht mit ihnen um Worte gestritten. Wenn sie ihn immer wieder in den Schlingen ihrer religiösen Dialektik fangen wollten, dann warf er sie mit einem einzigen Wort zurück — und ging hinweg. Er ging hinweg zu den Zöllnern, Sündern, Gichtbrüchigen, Aussätzigen, Lahmen und Blinden, zu den unter die Räder Gekommenen, zu den im Leben zu kurz Gekommenen, machte sie gesund und sagte zu ihnen: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.“ Und wir? Wir weisen sogar durch Verbrecherstatistiken nach, daß unser eigenes Bekenntnis höher steht als das der andern. Wir schreien unsere tausend Gründe in die Welt hinaus und beweisen so, daß wir, wir allein den Glauben haben, der vor Gott gerecht macht, und nicht die andern, die ebenso laut schreien wie wir selbst. Kyrie, eleison! Die Wasser der großen Flut berühren schon unsere Knöchel . . . Wenn wir uns nicht bekehren und du, Herr, dich nicht unseres Elends erbarmst, dann werden uns, noch ehe wir uns über die rechte Lehre vom Glauben und von den Werken geeinigt haben, die Werke unserer Glaubenslosigkeit und unserer Ungerechtigkeit vollends verschlungen haben. Und wenn du dann an jenem Tage uns auf das Schlammfeld, das einst Europa hieß, hinweisest und uns fragst: „Wo ist euer Bruder Abel?“ und wenn wir dann sagen: „Haben wir nicht dieses getan und jenes getan . . .?“ — o Herr, dann richte und verdamme uns nicht nach unseren Werken, dann blicke auf unseren Glauben und auf das schwache Wollen in unserem Glauben — und erbarme dich unser! — —

„Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und

neu gebiert aus Gott.“ „Darum siehe dich für vor deinen eigenen falschen Gedanken und unnützen Schwätzern, die vom Glauben und guten Werken klug sein wollen zu urteilen und sind die größten Narren . . .“

„Fürwahr, du fräßest mir einen halben Ochsen lieber am heiligen Karfreitage, denn daß du mir einen Christenmenschen verleumdest!“ (Berthold von Regensburg.)

Was ist da zu „widerlegen?“ An unserer Art den allein wahren Glauben zu beweisen und den Irrtum der „andern“ zu widerlegen gehen wir zugrunde. An Rom sterben die Völker nicht, wie jener Hofprediger meinte. An Wittenberg sterben sie nicht. Aber an unserer feinen Vergeistigung des Glaubens sterben sie. An unser aller Art die Wahrheit zu „besitzen“ und sie zu „verbreiten“ sterben sie. Denn so meinen wir an Christus zu glauben und glauben doch in Wahrheit an die Werke, an die Werke unserer stolzen Geistigkeit. So meinen wir die Wahrheit zu verkündigen und verhüllen sie doch viel mehr, als daß wir sie der Welt bringen. Das Größte wird klein, wenn wir anfangen es zu „haben“. Nicht die andern, sondern wir selber verdrehen und entstellen die Wahrheit, indem wir sie so mit „Gründen“ umhängen und umpanzern, daß man zuletzt nur noch den Panzer sieht und viele ihn darum mit der Wahrheit verwechseln ¹⁾).

1) Thomas a Kempis sagt in der „Nachfolge Christi“: „Wenn du dich mehr auf deine Einsichten und Übungen stüttest als auf die Kraft Jesu Christi, der alles untertan sein soll, so wirst du selten und spät genug zur wahren Erleuchtung des Geistes gelangen können. Denn es ist Gottes Wille, daß wir uns ihm in allen Dingen vollkommen unterwerfen und uns auf den Flügeln der flammenden Liebe über den engen Kreis unserer eigenen Einsichten sollten erheben lassen.“ (I, 14.) — „Je mehr du weißt und je besser du's einsiehst, desto strenger wirst du gerichtet werden, wenn dein Leben nicht gerade um so viel heiliger sein wird, als deine Einsicht besser war . . . Eben dies, daß dir so viel Erkenntnis gegeben ist, soll dich mehr furchtsam als stolz machen. Denn sie ist es eben, die dich verdammt, wenn du nicht heiliger lebst als andere, die deine Erkenntnis nicht haben.“ (I, 2.) — Wie bitter wenig spürt man bei den konfessionellen Auseinandersetzungen der gegenwärtigen ebenso

Wenn unsere Widerlegungen des „Irrtums“ tötende Pfeile wären, dann gäbe es heute den Glauben, der das Angesicht der Erde erneuert, nicht mehr in dieser noch in jener Gemeinschaftsgestalt. Aber woher wissen wir denn, daß es ihn noch gibt? Erneuert sich denn das Antlitz der Erde? Flüchten wir denn nicht alle fortwährend vor der Tatsache der *Una sancta* in die Hausgärtlein der Privatfrömmigkeit? Wenn wir wüßten, was das ist, die Gemeinschaft der Leiden, dann wäre es um unsere geistige Lautheit und falsche Selbstsicherheit ganz und gar geschehen.

Man kann, wie fest man auch von dem Wahrheitsgrund des eigenen „Standpunkts“ überzeugt sein mag, Tatsachen der Wirklichkeit so wenig durch geistige Widerlegungen überwinden, wie man über einen Brand Herr werden kann, indem man die Rauchwolken wegbläst. Und wenn man die größten und besten homiletisch-apologetischen Blasbälge dazu benützen würde, es wäre doch vergebens. Durch solches Widerlegen schürt man nur noch die Flammen. Um welche Art innerer Umwendung es sich auch handle, zuletzt ist es doch immer so, daß nur der durch Gründe geistiger Art „bekehrt“ wird, der schon den Willen hat sich bekehren zu lassen. Gründe können viel dazu beitragen, daß eine implizit schon vorhandene Umstellung explizit werde, daß sie sich herausentwickle, aber die seelenbewegende Kraft sind sie nicht. Wohl aus den meisten Konvertitenbüchern geht hervor — sofern man nicht nur auf sondern auch „zwischen“ den Zeilen liest — daß die innere Umstellung nicht deshalb anhebt, weil Gründe und geistige Einsichten sie ausgelöst haben, sondern daß Gründe und „Beweise“ gesucht werden, weil die innere Umstellung schon eingesetzt hat. Und so ist es ganz allgemein, wenn ein Mensch

glaubensschwachen wie parteistolzen Jahrhunderte von dieser Furchtsamkeit! Man betrachte im Lichte jener tiefen Wahrheit den reformatorischen „Abfall“ von Rom mit seinem stolzen, überstolzen Bewußtsein des „Tu es Petrus . . .“ — und Luthers „Irrlehre“ erscheint in einem andern Licht als vorher!

auf irgend einem Gebiet altgewohnte geistige Wege verläßt und neue sucht. Unser geistig militarisiertes Zeitalter meint der Wahrheit zum Durchbruch zu verhelfen, wenn es sich an Worte hängt und Gründe gegen Gründe ausspielt. Das schafft uferlose Problematik, aber nicht Erkenntnis der Wahrheit. Geistige Klarheit ist etwas ebenso Großes und Wunderbares, wie geistige Nebeltrübe unerquicklich und ungesund ist. Aber geistige Klarheit erwächst nur auf dem Grunde tiefen, gottesstarken, erlösten Daseins und darum ist so vieles, was sich heute als geistige Klarheit ausgibt, bei Licht besehen nur geistige Starrheit und Zugeschlossenheit. Das Sein ist mehr als das Denken, seine tiefsten Wurzeln ragen in die Ewigkeit hinein. Das Erste und Letzte ist immer Gott selber, sein Gericht und seine Gnade. Und je mehr wir unser ganzes eigenes wie gemeinschaftliches Tun und Denken, Wirken und Reden und Nicht-Reden unter dieses Eine stellen, desto mehr dienen wir auch der Seele jedes andern — denn die Seele des andern ist auch in uns selber und unser aller Leben „ist verborgen mit Christo in Gott“. Wie dieselbe Schwerkraft uns alle zur Erde hinzieht, so zieht dieselbe Seelenkraft uns alle zu Gott hin, unserm Urquell. Wenn wir Aug in Auge mit dem Unbedingten leben — das allein ist Christentum — wenn wir Aug in Auge mit dem Gericht und mit der Gnade Gottes leben, dann wird und muß unser Reden zu den „andern“ einen ganz und gar andern Klang bekommen, als es ihn heute gewöhnlich hat, den Klang einer ganz neuen Kraft und einer ganz neuen Demut. Darum gilt es nicht unsern eigenen Standpunkt immer besser ins Licht zu rücken und den der „andern“ immer klarer als „falsch“ zu erweisen, sondern der Gerichte Gottes über uns alle immer tiefer inne zu werden.

Wer sich zuinnerst berufen fühlt, andere, die ihm Irrende zu sein dünken, näher zur Wahrheit hinzuführen (und möchte es nur viele wahrhaft dazu Berufene unter uns geben!), und wer dabei als ein Sendbote Christi sich beweisen will, der

muß immerdar sich bemühen, die „ändern“ in ihrer besonderen Wesens- und Geistesart tiefer und ehrlicher zu verstehen als sie sich selbst¹⁾. Tut er das nicht oder tut er es nicht ernsthaft genug, was am Ton seiner Rede offenbar wird, dann ist er der Anwalt irgend einer Weltanschauung oder einer bestimmten Doktrin, aber nicht ein Sendbote Christi. Glaubt er dennoch der Wahrheit der Offenbarung zu dienen, so schadet er der Sache, der er zu nützen meint. Wer dieser lebendigen Wahrheit dienen will, die viel mehr ist als eine Summe von Wahrheiten, die nur eine ist, muß auf tieferes Verstehen ausgehen, nicht auf möglichst allseitiges, möglichst vielfältiges, möglichst überzeugungslautes Widerlegen. Sonst gerät ersichtlich dahin, daß er gegen Windmühlen kämpft, daß er mit Worten gegen Worte streitet, daß er Symptome bekämpft und die tieferen Ursachen verkennt oder überhaupt nicht gewahr wird. Auf das „Durchschauen“ kommt es an — so wie Jesus durchschaute. Der innerlich Stumpfe und Zugeschlossene wird bei allem gutem Willen die Gegensätze und Spannungen nur vergrößern: seine Tugend ist Schweigen. Er wird immer wieder relative, unvollkommene Erscheinungsformen, zu denen nicht nur Verhaltensweisen sondern auch Begriffsprägungen und Bewußtseinsbilder gehören, mit dem verborgenen Wesen und Sein verwechseln. Zugeschlossenheit, das bedeutet Mangel an Einfühlungskraft. Es bedeutet mangelnde Fähigkeit aus dem Ich heraus- und ins Du hineinzugehen. Es bedeutet Mangel an wirkender Christusliebe — das ist aber letzthin Mangel an dem, was die Schriften des Neuen Bundes „Glauben“ nennen. An der Art, wie heute die beiden großen Konfessionen des

¹⁾ Dies ist wohl der Sinn der Fußwaschung vor dem letzten Abendmahl mit den Jüngern, ins Geistige übertragen, oder doch ein Teil dieses Sinnes. „Ihr nennet mich Meister und Herr und mit Recht, denn ich bin es. Wenn nun ich euch die Füße gewaschen habe, euer Herr und Meister, so müsset auch ihr, einer dem andern, die Füße waschen . . . Ein Diener ist nicht größer als sein Herr und ein Gesandter nicht größer als der, der ihn gesandt hat. Wenn ihr dieses wißt, selig seid ihr, wenn ihr es tut!“ (Joh. 13.)

Westens voneinander reden und zueinander reden oder auch nicht reden, und an der Art, wie sie sich demzufolge gegenüberstehen, wird unser aller Glaubensarmut offenbar.

Seit vier Jahrhunderten schon gebärden sich die Bekenner des römisch-katholischen Kirchentums in ihrer Gesamtheit so, als handle es sich bei der Kirchenspaltung des Westens letzten Endes um Gegensätze der Lehre. Es handelt sich aber in Wirklichkeit um das, was das überreizte konfessionelle Ich-Bewußtsein von sich aus in die Worte hineinlegt oder aus ihnen herausliest. Die Geschichte des konfessionellen Meinungsaustausches macht den Eindruck eines durch Jahrhunderte hindurch fortgesponnenen „Mönchgezänks“, eines Gezänkes, in dem sich genau dieselben Wahrheitsbeweise, Behauptungen, Anklagen, Vorwürfe, hämischen Bemerkungen und versteckten oder offenen Seitenhiebe so beharrlich wiederholen, daß dieses Eine allzu deutlich hervortritt: es kommt weder darauf an, bestehende Gegensätze klar herauszustellen (das ist längst geschehen), noch weniger darauf, sie durch Aussprache beizulegen (dann wäre die „Aussprache“ ganz anderer Art), sondern die tiefere Grundlage von dem allen ist offenbar, daß hier zwei sich nun einmal nicht leiden mögen und darum alles Mögliche entdecken, worüber sie „um der Wahrheit willen“ hin- und herstreiten können. Die Streitgesinnung und die heimliche Antipathie ist das Erste. Sie sucht und findet die Objekte, an denen sie sich ausdrücken kann, und bildet sich allen Ernstes ein, die innersten Gegensätze seien derart, daß sie dieses unaufhörliche, bei den einen derbe und plumpe, bei den andern mehr ins Geistige gehobene Hin und Her des Streites rechtfertigen könnten. Aber es gibt vom Standpunkt des christlichen Gewissens nichts, was zu solcher Rechtfertigung dienen könnte, was diese unaufhörliche schwere Versündigung gegen das große Gebot des gemeinsamen Herrn der Christenheit in ihrer Unaufhörlichkeit weniger schuldhaft erscheinen lassen könnte.

Will man mit der unaufhörlichen Wiederholung der alten Anklagen und Vorwürfe das Glaubensleben der bekennnistreuen Christen fördern? Das ist undenkbar; denn durch feine oder grobe Verunglimpfung des „Gegners“, durch Verständnislosigkeit gegenüber seiner besonderen Denk- und Handlungsweise und gar durch Verdächtigung der religiösen Lauterkeit und Ehrlichkeit seines Wollens dient man nur dem seelischen Niedergang, der Abkehr von dem Geist dessen, von dem das Evangelium redet. Will man damit die Gläubigen vor falschen Propheten warnen? Dann wäre der gereizte Ton und die verletzende, bombastische Formulierung der meisten Äußerungen unverständlich. Will man den Ton der Pamphlete des sechzehnten Jahrhunderts in etwas mehr zivilisierter Form auf die spätere Zeit übertragen und Gleiches mit Gleichem heimzahlen? Dann müßte man ehrlicherweise den Christennamen überhaupt ablegen und dürfte sich zum mindesten nicht länger religiöser Überlegenheit über den „Gegner“ rühmen. Was will man also mit der unaufhörlichen Wiederholung von Feststellungen wie dieser, daß Luther für die Katholiken „der geschworene Feind ihrer Kirche, der Verwüster ihrer heiligen Religion“ sei?¹⁾ Man verbindet offenbar überhaupt keinerlei bewußte Absicht damit, wenn man derartige Sätze niederschreibt oder ausspricht. Es sind letzten Endes Affektäußerungen, die man umso weniger unterdrücken zu müssen glaubt, als sie auf der Seite des „Gegners“ seit den Tagen Luthers ja auch nicht unterdrückt werden! Wenn ein treuer Bekenner des kirchlichen Glaubens von einem Manne wie Voltaire oder auch wie Ernst Häckel oder Friedrich Nietzsche sagte, daß er der „geschworene Feind“ der Kirche und ein „Verwüster“ der Religion sei, so wären so scharfe, überscharfe, hart und bitter anklagende Worte weniger unver-

¹⁾ H. Grisar S. J., Der deutsche Luther im Weltkrieg und in der Gegenwart. Augsburg 1924. S. 18. — Es ließen sich natürlich ebenso gut hundert andere Äußerungen von den verschiedensten Persönlichkeiten heranziehen, in denen dem Sinne nach dasselbe gesagt wird.

ständig — obwohl man der Meinung sein könnte, daß in ihnen etwas von einem Verdammungsurteil liege, das man in Gegenwart des Sohnes Mariens schwerlich über die Lippen brächte. Wenn aber solche Worte von einem Manne ausgesprochen werden, der weiß, daß Luthers Auflehnung gegen die Kirche in ihrer damaligen, zeitlich beeinflussten Erscheinungsform aus intensivstem religiösen Willen selber hervorging, keineswegs aus innerer Feindschaft gegen die Kirche Christi; daß das Ringen um die höchsten Güter der Kirche selber inmitten einer Zeit tiefer Verderbnis und Abtrünnigkeit Luther zum erbitterten Feinde des Papsttums hat werden lassen, zum Feinde jenes Papsttums, dessen Machtstellung damals von mehr als einem der berufenen Statthalter Christi in teuflischer Weise mißbraucht und in den Schmutz gezogen worden war und unter dessen Führung Werkheiligkeit und Fäulnis den Geist Christi weithin überwucherten, so daß die religiösen Menschen unter den geistlichen Hirten mehr Ausnahme als Regel zu sein schienen; wenn ein Mann, dem alles dies besser bekannt ist als vielen andern und der auch weiß, wie viele religiöse, zutiefst urkatholische Werte und Kräfte dem Luthertum im Laufe von vier Jahrhunderten entströmt sind, wie vielen Seelen diese Werte und Kräfte den Weg zum Vater erschlossen haben und noch erschließen, wenn er dennoch Luther als den „geschworenen Feind“ der Mutterkirche, als den „Verwüster“ der überlieferten christlichen Religion bezeichnet, so kann es sich hier zuletzt nur um die Äußerung eines geistigen Affekts handeln, der sich an bestimmten einzelnen Tatsachen gleichsam festbeißt und alle anderen, die ihn vor dem Richterstuhl klarer, prüfender Vernunft als unberechtigt erscheinen lassen würden, nicht sieht und auch nicht sehen und ermessen will.

Nun muß man bedenken, daß jene hart absprechende Äußerung ja in keiner Weise vereinzelt dasteht, daß die Lage vielmehr so ist, daß man auf beiden Seiten der konfessionellen Grenzscheide und zwar bei geistig geschulten wie auch bei

geistig ungeschulten Menschen andersartige Äußerungen über die „Andersgläubigen“, ehrliche Äußerungen der Anerkennung, des wahren Verständnisses, des religiösen Gemeinschaftsbewußtseins, als das Ungewöhnliche, Ausnahmsweise empfindet — und man kann von der Wucht und Schwere solcher wohlmeinender Verkehrtheit derer, die sich nach Christus nennen, tief im Innersten getroffen werden. Man sieht dann vielleicht ein, daß es sich hier in der Tat um viel tiefere und ernstere Gegensätze handelt als um Gegensätze der Lehre, des religiösen Bewußtseins, der Auffassung und Ausdeutung religiöser Wahrheit, daß diese Lehrgesegensätze nur eine Auswirkung und Erscheinungsform tiefer liegender Verwicklungen und Entzweigungen sind, von Verwicklungen und Entzweigungen, von zerstörenden und heilenden Krisen, die in der Gemeinschaftsseele der abendländischen Christenheit selber sich vollzogen haben und noch vollziehen — und wer soll hier am Werke sein wenn nicht der Herr der Kirche? Und wir schelten und schmähen und mißachten und ignorieren einander, statt daß wir in die Wirklichkeit hineinlauschen um zu hören, was er uns zu sagen hat? Statt daß wir unsere gemeinsame Schuld, gemeinsame Not, gemeinsame Hoffnung des Glaubens erkennen? Ist er denn nicht der Vater über alle und durch alle, die aus der Erdenwirrniss heraus nach seiner Klarheit sich ausstrecken und denen das Zeichen des Kreuzes in die Seele geprägt ist? Das Kreuz —

XV.

„Siehe, ich habe dich geläutert, aber nicht wie Silber. Im Ofen des Elends habe ich dich geprüft. Um meines Namens willen bin ich langmütig und um meiner Ehre willen bezähme ich mich, daß ich dich nicht ausrotte. Ich bin derselbe! Ich bin der Erste und ich bin auch der Letzte! Meine Hand hat doch die Erde gegründet und meine Rechte die Himmel ausgespannt. Sobald ich ihnen rief, standen sie da . . . Erwache,

erwache und ziehe Macht an, du Arm des Herrn, erwache wie vor Zeiten und vor Alters! Dann werden die Erlösten des Herrn wiederkehren und gen Zion kommen mit Jauchzen . . . Ich bin der Herr, dein Gott, der das Meer aufregt, daß seine Wellen brausen, dessen Name ist Jehova der Heerscharen. Ich öffne Bäche auf kahlen Höhen und Brunnen inmitten der Täler, ich mache die Wüste zum Wassersee und dürres Erdreich zu Wasserquellen: daß alle miteinander sehen und merken, zu Herzen fassen und ermessen, daß die Hand des Herrn solches macht. Bringt eure Streitsache her, spricht der Herr, suchet eure stärksten Gründe hervor, spricht der König Jakobs. Sie mögen hervortreten und uns anzeigen, was begegnen wird. Wie fängt es an? Saget her, so wollen wir achtgeben um seinen Ausgang zu erkennen. Saget uns, was hernach geschehen wird, so werden wir erkennen, daß ihr Götter seid! Tut doch Gutes oder Böses, so wollen wir uns ängstigen und fürchten zumal! Siehe, ihr seid gar nichts und euer Tun ist ganz umsonst; zu verabscheuen ist, wer euch erwählt. Ich habe im Norden den erweckt, der von Sonnenaufgang kommen wird. Er wird meinen Namen anrufen . . . Verachtet und verlassen von den Menschen, ein Mann der Schmerzen und mit Krankheit vertraut. Fürwahr, er trug unsere Krankheit, er lud auf sich unsere Schmerzen. Um unserer Missetat willen ist er zerschlagen . . .“

Von wem redete der Prophet? Auf wen bezieht sich dieses „uns“? Auf einzelne oder auf uns alle? Auf uns oder auf — „die andern“? Auf uns — oder auf die „Verwüster“ der heiligen Religion, die wir haben?

Gott redet — da gibt es nur Gläubige und Ungläubige. Da werden Blinde sehend und Taube hörend. Da werden die Ersten zu den Letzten, die Letzten aber zu den Ersten. Sünder werden zu Heiligen, Schwächer zu Erstlingen der Erlösung. Die Drohung und Mord schnauben, hören eine Stimme: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Da steigen Flammen der Seele empor wie die Feuer von Hochöfen in der Nacht. Da wird tiefes Verlangen

geformt wie glühender Stahl in knirschenden Maschinen. Wolken des Gerichtes und Quellen der Gnade brechen auf. Gott redet — da gibt es nur solche, die hören, und solche, die nicht hören wollen. Da gibt es nur Gläubige und Ungläubige, nichts dazwischen. Und viele Ungläubige sind „drinnen“, viele Gläubige sind „draußen“. „Quam multi non nostri quasi intus, et quam multi nostri adhuc quasi foris!“ Alle Gläubigen aber, alle, über die der Glaube gekommen ist als ein Starker, die er zerbricht wie eine schlechte Arbeit, damit sie neu und ganz werden können in dem Feuer des Sohnes, ein Werk zur Ehre des lebendigen Gottes, alle, die wieder Kinder geworden sind und Toren und tief Unwissende, Feuerbecken einer großen, quälenden, läuternden Liebe, alle diese sind die „familia summi et veri Dei“, sie sind die „civitas Christi“ gegenüber der „civitas diaboli“ — mögen sie auch leben wie Zerbrochene, wie Überwältigte, wie Hungernde und Dürstende, wie solche, deren Gebete alle nur in dieses eine münden: „Veni, veni, Domine Jesu . . .!“

Gott wäre nicht mehr Gott und seine Verheißungen wären eitel Schaum, seine Gebote eitel Lüge, wenn diese alle sich nicht erkennen würden an dem Mal auf ihrer Stirne, an der Wunde in ihrer Seele, an dem Druck der Hände und an der Blickrichtung der Augen, wenn sie sich nicht zusammenfinden könnten in der einen erdengroßen Gemeinschaft strahlender Sichtbarkeit, in der Gemeinschaft des Sohnes, die eine Gemeinschaft der Leiden und des Mit-Leidens ist: „Ein Leib und ein Geist, ein Herr und ein Glaube!“ Sie ist wie ein Baum: die Vögel des Himmels wohnen in seinen Zweigen und die Lilien des Feldes blühen ihm zu Füßen. Der Geist weht durch ihn hindurch wie der Sommerwind durch dichtes Laub, nun leise und kaum spürbar, nun anschwellend und emporbrausend in dunklem Getön, daß die dürrten Blätter herausgelöst werden und fortwirbeln ins Leere. Die Wurzeln aber senken sich tief in heiliges, mütterliches Erdreich hinein und Gott selber schickt

Tau und Regen und Licht zur Nahrung. „Bleibet in mir — und ich in euch!“ „Ein neu Gebot gebe ich euch: daß ihr einander liebet“.

O Gott, Ewiger, laß wieder regnen von deinem Himmel, laß deine Sturmwinde wieder erwachen und wieder wehen wie vor Zeiten und vor Alters, laß wieder Menschen aufstehen unter uns, die nichts wissen als nur eines, dich, dich selber, Ewiger, und nichts, was du nicht selber bist, du große, du gewaltige, du alles verzehrende Flamme der Liebe, der Kraft, der Schönheit, der Erlösung, die du Himmel und Erde durchglühst! O Gott, rede, rede wieder zu uns, denn wir verschmachten! —

Warum finden wir uns nicht zusammen? Warum finden sich unsere Hände nicht? Warum erkennen wir uns nicht an dem Wundmal in der Seele — daß wir Brüder sind, Kinder eines Vaters? Die Feuer Gottes in uns selber sind gedämpft und verschüttet. Falscher Stolz, falsches Wissen lagern darauf. Wir reden und streiten hin und her vom Glauben, statt daß wir uns ganz ihm gefangen geben. Unser Glaube und unsere Werke sind nicht so, daß sie uns vor Gott rechtfertigen könnten. An dem Klang unserer Rede, an unseren Mienen und Gebärden wird es offenbar. Wir reden von Einheit und sind in uns selber geteilt. Wir reden von Heimkehr und sind selber in der Fremde. Wir besitzen so Großes und sind doch arm an dem Einen, was not ist — und ohne das aller Reichtum zum Verführer wird. Jahrhunderte kranken an uns und wir werden Rechenschaft geben müssen von ihrer Seele.

Solange nicht in dir und in mir und in Hunderten von uns ein neues, bitteres Ringen um Gott selber anhebt, ein Ringen der Seele mit dem, was nur sein Gewand, nur seine Nähe, nur die Spur seiner Füße auf Erden ist, aber nicht er selber, er ganz allein; solange wir nicht ihn selber neu für uns gewinnen, daß er wieder anders auf uns blicken kann als jetzt in unserer Not tiefer Abtrünnigkeit, in unserer Dürre falschen Stolzes und falschen Habens; solange wir so nicht wieder

würdiger werden seine Nähe zu schmecken, sein Gewand zu berühren, die Spur seiner Füße auf Erden zu schauen, würdiger durch ungeheuchelte Demut — denn er ist der, der Höhe und Heiligtum bewohnt und den, der eines gedemütigten, zerschlagenen Geistes ist —; solange es in uns nicht aufsteht wie eine quälende, bohrende, marternde Frage, wie ein scharfer, drohender Stachel des Gewissens: „Wie kriegen wir, wir Geist-
üppigen, wir ‚Glaubens‘-Reichen, wir verblendeten Kapitalisten der Wahrheit, wie kriegen wir wieder einen gnädigen Gott?“ — solange nicht solche Wiedergeburt aus Gericht und Gnade und Glauben allein, nicht aus unseren Werken, unserem Herr-Herr-Sagen, unserer frommen Vielgeschäftigkeit heraus, in unser aller Seele eingesetzt hat: wird die ewige Weisheit unser Beten und Singen und Reden nicht hören und Europa wird noch tiefer in der Qual des Unglaubens versinken, denn das Salz der Erde ist ja schal, leer und kraftlos geworden.

Warum hat die heilige Hildegard von Bingen Exkommunizierte beerdigt, das Gebot des Papstes übertretend? Warum wurde sie dennoch heilig gesprochen? Weil Gott selber mehr ist als die Spur seiner Füße, weil der Glaube Herr ist auch über den Sabbat, weil die Liebe größer ist als der Glaube, der sich wie ein großer Prälat in den Stuhl seiner Gerechtigkeit setzt und seinem Gefährten winkt: „Bringe mir mein Brevier!“ weil nur darin alle Form, alles Gesetz, alles „Haben“ in der civitas Dei Sinn und Bestand hat, daß es immerdar aufs neue hineinverschlungen wird in das gottgezeugte Sein der heiligstem, ehrfürchtigsten, kindlichsten Liebe. „Wer lieb hat, der ist aus Gott geboren“, sagte der Apostel, und durch diese Liebe ist unser Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat, der das Antlitz der Erde erneuert. „Nun bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist das Größte unter ihnen“.

Frägt die Liebe nach Recht und Verdienst? Wirft sie sich in die Brust und spricht sie: O, ich bin die Größte? Dann wäre sie

nicht mehr Liebe, dann wäre sie nicht mehr Kind des Vaters und Schwester des Glaubens. Sie liebt eben. Sie kann nicht anders. Sie blickt auf zu dem, der um unserer Missetat willen zerschlagen ist, der durch seinen Tod die Sünde, durch sein Auferstehen das Leben offenbar macht, und sie weiß, daß sie einen gnädigen Gott hat. Wo sie ist, da ist Freiheit — die Freiheit des Baumes, der in der Erde wurzelt und dem Himmel sich entgegenstreckt. Gnade senkt sich auf sie herab wie Tau und Regen und Licht. Und sie nimmt sie hin mit ganz leisen Händen — und weiß und spürt es kaum. Denn sie ist ja Kind, ihre Seele ist ja weit aufgetan wie ein goldener Kelch, der das Blut der Erlösung sammelt: das ist alles so still und so selbstverständlich wie das Wurzeln der Bäume, wie das Hervordringen der jungen Triebe an den Fichten und Tannen im Frühjahr, wenn die Schneewasser rieseln und ein neuer, feiner und starker Duft zwischen den winterharten Stämmen hindurchzieht gleich einem weißen Engel, der zu allen Bäumen sagt: „Es ist Zeit, der Winter ist um, nun schmücket euch wieder, nun erneuere dich, du Antlitz der Erde!“

Der Gerechte wird seines Glaubens leben: denn im Glauben wird die Seele wieder, die durch Schuld verhärtete, was sie ist, da wird sie wieder Natur und Kind und Baum, Wurzel und Blüte und Frucht, Berg und Strom und Meer, ein Pünktlein so klein wie die Erde, ein Ruhen und Branden so groß wie der Hunger der gequälten Welt nach dem, zu dem hin alle Dinge geschaffen sind. Das ist das Wunder der zweiten Zeugung, der Zeugung durch Christus, es ist das Wunder des Glaubens, des Lichtes, des Waldes im Frühjahr, des wogenden Kornes im Sommer, der Vergebung und der Erlösung, das Wunder der unendlichen Wandlung, in der immerdar Gott selber Fleisch wird und herabsteigt auf seine Erde, die ihm gehört, die ihm gehört von Uranfang der Zeiten an und die ihm kein Hochmut der Verblendung entreißen kann. Es ist das Wunder des Glaubens, der uns allein rechtfertigt, von dem

Werk und Wirken so wenig mag geschieden werden wie das Brennen und Leuchten vom Feuer, das Wunder des Glaubens, der das Antlitz der Erde erneuert, der Bäche öffnet auf kahlen Höhen und dürres Erdreich zu Wasserquellen macht, der zu den Lahmen spricht: „Wandle!“ und zu den Toten: „Stehet auf!“ und zu dem Bangenden und sich Quälenden: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben, du hast einen gnädigen Gott“, der den Armen die frohe Botschaft verkündigt und zu den Hinausgestoßenen vom Straßenrand und von den Zäunen sagt: „Kommet herein, das Festmahl ist bereit!“ Das ist das Wunder des Glaubens, der großen Heimkehr und Wandlung, und die Hand, die es vollzieht, das ist die leise Hand der Liebe, die starke Hand, die so sanft zuzugreifen versteht, die Hand, in der ein rotes Wundmal verborgen ist. Denn wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns nach wie vor fürchten müßten, sondern einen Geist tiefer, wurzelnder Freiheit, der uns Zeugnis gibt, daß wir nicht mehr Knechte sind, die ängstlich nach Vorschriften und Gesetzen lugen müssen, die von lauter spitzigen „Du sollst“, „Du darfst nicht“, „Du mußt“ umstarrt sind, die darum nicht frei und frank in die Welt hineinzugehen wagen, in die Welt, in der die Sünde mächtig worden ist und die Gnade doch noch viel mächtiger, einen Geist, der immerdar unserm eigenen Geist Zeugnis gibt, daß wir Gottes Kinder sind, ja seine Söhne und Hausgenossen — jeder, der hindurchgedrungen ist vom Tod zum Leben, jeder, der „Glauben“ hat.

Glauben haben, das heißt wissen, daß Gott, der Gott, den der Sohn uns verkündigt hat, ein gnädiger Gott ist, daß er der Herr des Gerichtes ist und der Herr der Vergebung, der Herr unerbittlicher, heiliger Strenge und der Herr überströmender Gnade, eines im andern und keins ohne das andere, gnädig in der Strenge und streng in der Gnade. Glauben heißt aus solchem innersten Wissen heraus leben und atmen und wirken. Es heißt hindurchdringen von der Knechtschaft zur Kindschaft,

es heißt die Furcht des Knechtes überwinden zur Ehrfurcht des Kindes und Sohnes. Glaube führt zur Seligkeit mitten durch Furcht und Zittern vor dem dreimal Heiligen und spricht doch immerdar in seinem Innern: „Abba, lieber Vater . . .“ Glauben gewinnen heißt immer tiefer inne werden, daß Gott nicht der Tyrann der Allmacht ist, vor dem die Heiden, die christlichen und die unchristlichen, im Staube kriechen um ihm die Opfer ihrer endlos plappernden Gebete, ihres ewigen Herr-Herr-Sagens, ihrer klappernden frommen Vielgeschäftigkeit, ihres ganzen schiefhalsigen, verlogenen Frommtuns mit saurer Miene und verdrehten Augen und krummgebogener Seele darzubringen, daß er ebensowenig aber der „liebe Gott“ ist, der Großpapa, der es gar nicht fertig bringt seinen Kleinen ernstlich böse zu sein, der dann und wann zum Spaß auch von der Rute redet, aber doch immer nur Geschenke und Süßigkeiten austeilt, der mit ein paar frommen Liedern und Gedanken am Sonntag oder am Silvesterabend oder bei Taufe und Trauung vollauf zufrieden ist, denn er ist ja so gut und so lieb und vergibt von vorneherein alles und jedes, weil er doch weiß, daß die Erde nur ein zerbrechendes Jammertal ist und die Kinder der Erde so sündenschwache Kreaturen, daß man bei ihrem Tun und Treiben um Christi willen immer ein wenig durch die Finger sehen muß — denn man kann doch nicht alle miteinander verdammen! Glauben heißt immer tiefer inne werden, was das bedeutet, daß Gott unser Vater ist — und daß wir seine Kinder sein sollen. Glauben heißt immer mehr in der Freiheit wachsen, in der Freiheit der Kinder Gottes, dadurch, daß wir uns immer mehr dem ewigen Vater gefangen geben, wo immer er sich uns naht; es heißt immer mehr in der Liebe wachsen, immer mehr hineinwachsen in das „Ama, et fac quod vis“, durch das Eine, das allein uns dieser Größe und Weite immer fähiger, immer würdiger machen kann, durch immerwährende Buße.

Nur der Glaube kann beten, während die einen kriechen

und die anderen in frommen Gedanken herumschwimmen, Protestanten oder Katholiken, nur er kann beten, wie der heilige Augustinus betete: „Du, Innerer mir als mein Innerstes, du hast innen hinein in mein Herz dein Gesetz mir gelegt durch deinen Geist, der dein Finger ist: daß ich nicht davor zittere als ein Sklave ohne Liebe, sondern als Sohn es liebe in keuscher Furcht und fürchte in keuscher Liebe“. Wo Glaube lebendig und mächtig ist, der so beten kann, beten mit jedem seiner Atemzüge — da ist keine Spaltung möglich.

Der Heilige von Umbrien pries den vollkommenen Gehorsam und die vollkommene Armut und die vollkommene Liebe und er konnte deren keines vom andern trennen. Er wußte, daß der Herr der Ewigkeit der ganz Überlegene ist, den wir weder durch fromme Gedanken noch Werke, weder durch geistvolle Paradoxien noch durch wogendes „Erleben“, weder durch frommen Rationalismus noch durch frommen Irrationalismus noch durch irgend etwas anderes erfassen können, wenn er, der Erhabene und Unermeßliche, nicht selber sich zu uns herabneigt und Fleisch wird — und dennoch oder wohl gerade darum betete er: „Möge unser Inneres allezeit sein ein Heiligtum und eine Hütte für ihn, welcher der allmächtige Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist ist, für ihn, der da sagt: So seid nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget zu entfliehen diesem allen, das geschehen soll, und zu stehen vor des Menschen Sohn“. Da ist nur noch eine Wirklichkeit, Gott, und alle Tausendfältigkeit menschlichen Denkens und Fühlens und Tuns, aus der Sünde und Spaltung emporsteigen, alles eitle Wichtignehmen solcher Tausendfältigkeit ist vor ihr so klein wie der Erdball inmitten des Kosmos der Gestirne. Nur ein einziger Maßstab bleibt hier für irdischen Wert und Unwert, der Maßstab jenes Glaubens, der uns alle immerdar aufweckt aus träger Ruhe des Besitzes, des Erreicht-Habens, des umhegten Für-sich-seins, sei das ein Haben geistiger oder materieller Güter, übernatürlicher oder natürlicher

Errungenschaften, der uns immerdar hinstellt vor den Einen, in dem Gericht und Gnade eins geworden sind, „vor des Menschen Sohn“, der unser Leben zu einer immerwährenden Buße werden läßt.

In der Regel von 1221 sagte der heilige Franziskus von Assisi: „Und wir bitten inständig alle die, welche Gott dem Herrn im Schoße der katholischen und apostolischen Kirche dienen wollen, alle Priester, Diakonen, Subdiakonen, . . . Mönche und Nonnen, Kinder und Säuglinge, Arme und Verbannte, Könige und Fürsten, Arbeiter und Handwerker, Diener und Herren, alle Jungfrauen, Enthaltene, Verheiratete, alle Laien, Männer und Frauen, alle Kinder, alle Erwachsene, Jünglinge und Greise, Kranke und Gesunde, Große und Kleine, Völker jeden Stammes, jeder Sprache, jeder Nation, alle Menschen, von welchem Teil der Erde sie auch seien, die da sind oder sein werden, wir bitten und ermahnen sie, wir, die Minoriten, die unnützen Knechte, daß wir alle zusammen einträchtig in dem wahren Glauben beharren und in der Buße; denn außer derselben kann keiner gerettet werden.“

„Als unser Gott und Herr Jesus Christus sagte: Tut Buße usw., da wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen eine Buße sei“. Das ist die erste der fünfundneunzig Thesen Martin Luthers. Da liegen die Grundlagen des reformatorischen Geistes verborgen, des wahren reformatorischen Geistes, dessen Träger „quasi foris“ sind, die „draußen“ zu sein scheinen und die doch „drinnen“ sind. Der Bußruf dieses Geistes an allen frommen Habens-Stolz, an alle Gesinnung des „Wir besitzen“, die Härte dieses „Gott allein“, das mußte in vielen Ohren so bitter klingen, daß daraus wohl ein Haß entspringen konnte, der sich selber für Glaubenstreue hielt und der fortzeugend in der Seele der Gemeinschaft neuen Haß gebar, bis in unsere Tage tiefster Entzweiungsnot hinein.

„Das ganze Leben der Gläubigen eine Buße“: der wahre Glaube, der dies wirkt, ist weder in dem, der durch Opfer

und Übungen Gott zu versöhnen, ihn gnädig zu stimmen meint (denn durch frommes Werk und durch „Möncherei“ „an sich“ ist ja noch nie einer selig geworden, mancher aber unselig, indem er dem frommen Hochmutsteufel verfiel), noch ist er in dem, der im Glauben an den „lieben“ Gott und sein Evangelium da und dort fünf gerade sein läßt und mit Erbaulichkeit, Geist oder Kultur sich über Abgründe der Schuld und des Jammers hinwegredet und hinwegtröstet, auch über Abgründe der Glaubensspaltung. Er ist weder dort, wo man heilige Treppen auf den Knien hinaufgeht und vor dem ewigen Richter damit ein „Verdienst“ zu gewinnen meint, noch ist er bei dem, der morgens das Evangelium verkündigen hört, darauf gut zu Mittag ißt, sich des Nachmittags ins Café setzt, mit dem guten Gewissen der erfüllten religiösen Pflicht, während im Hause daneben eine Mutter kein Brot für ihre fünf Kinder hat. Immerwährende Buße macht hellhörig für Gottes Anruf. Formmer Habens-Stolz aber schließt uns vor der Wahrheit zu. Und wir alle sind Zugeschlossene. Wir alle „entbehren des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten“. Die Welt, in der wir leben, und das Gebaren, in dem wir uns gefallen, strafen uns Lügen, wenn wir sagen, daß wir den „wahren Glauben“ haben, den Glauben, der das ganze Leben des Gläubigen zu einer Buße macht, zu einer Buße nicht nur von besonderen Minuten oder Stunden, in denen wir mit unserem Bewußtsein vor Gott hintreten, sondern zu einer Buße, die unser Innerstes jede Minute und jede Stunde Aug in Auge mit dem Unbedingten leben läßt, Aug in Auge mit dem Gericht und mit der Gnade des ewigen Vaters. Wenn wir solchen wahren katholischen, wahren evangelischen Glauben hätten, dann würde das gemeinschaftliche Dasein der heutigen Christen auf dieser wie auf jener Seite und auch aller zusammen anders dastehen. Dem inneren Sinn des reformatorischen Wollens steht der heutige protestantische Christ in seiner Durchschnittsart nicht weniger fern als der römisch-katholische. Sonst brächte es

keiner von beiden über sich, mit scheelem Seitenblick auf die „Andersgläubigen“ sich seines religiösen „Besitzes“ zu rühmen: und das in einer Zeit gellenden Jammers¹⁾. Sonst würde der eine wie der andere verstehen, was das heißt: „Traget einer des andern Last und erfüllet so das Gesetz des Christus“. Das verblühte oder unverblühte Auftrumpfen mit der katholischen, mit der evangelischen „Wahrheit“, die man „hat“ — es gibt nichts Widerlicheres. Denn jede Stunde schreit

1) Wir merken es ja meistens gar nicht, wie sehr wir uns an den Geist dieses falschen Sich-Rühmens, dieses frommen Sich-zur-Ruhe-setzens gewöhnt haben — darum leugnen wir ihn ab. Überaus bezeichnend für die innere Form, die heute das durchschnittliche Christentum der kirchlichen Bekenner-schaft und Führerschaft aufweist, sind folgende Worte aus der Besprechung eines Romans eines katholischen Autors in einer der größten süddeutschen Tageszeitungen kirchlicher Richtung: „Der Leser verdankt dem gewandten Verfasser edle Unterhaltung, der gläubige Christ muß sich von neuem gestärkt fühlen im ruhigen Besitz des angestammten Glaubens und im ungestörten, polizeilich unbeaufsichtigten Genießen seines begeisternden Gottesdienstes“. (Augsb. Post-zeitung 1925, Nr. 269, S. 3). Die Worte sind im Gedanken an den „Kultur-kampf“ gesprochen — aber dennoch: „ruhiger Besitz des angestammten Glaubens“, das ist eine gute Formel für die heute in der Gesamtheit der Gläubigen maßgebende Grundart der Kirchlichkeit hier wie dort. „Ruhiger Besitz des angestammten Glaubens“ — mag auch die Welt „draußen“ gleichzeitig aus den Fugen gehen. „Ruhiger Besitz des angestammten Glaubens“ — mag das Jahr-hundert sich auch in Krämpfen winden und die blutende Zerrissenheit der Geister sich selbst des Glaubens bemächtigt haben. Solcher „ruhige Besitz“ ist meistens gerade das Gegenteil der immerwährenden Buße, der Metanoia. Er bringt es fertig, zu einer religiösen Privatangelegenheit und wohl gar zu einer religiösen Gewohnheitssache zu machen, was berufen ist, Licht der Welt zu sein — und doch oft kaum das eigene Innere recht zu erhellen vermag. Für den römisch-katholischen Christen kommt zu solchem „ruhigen Besitz des angestammten Glaubens“ noch das „ungestörte Genießen seines begeisternden Gottesdienstes“. Derweilen erwacht in der „evangelischen Christenheit“ das Bewußtsein einer „ernsten Pflicht“: „den in der Papstkirche gefangenen Seelen das reine, lautere Evangelium zu verkünden“, wie der Professor der Theologie D. Hirsch in Göttingen in der „Zeitschrift für systematische Theologie“ (III, 1925, S. 378 f.) schreibt. Er sagt: „Es ist für mich eines der schmerzlichsten Zeugnisse für die Unkraft des evangelischen Christentums von heute, daß dieser Ruf zur Evangelisation an unseren Brüdern in der Gefangenschaft von uns kaum mehr gehört wird. Wir wollen das Evangelium für uns allein behalten und denken an die andern nicht . . .“

uns ja in die tauben Ohren, daß wir sie nicht haben. Wir sind ebenso arm an Glauben wie an Werken des Glaubens. Wir haben nur den Schein davon, aber nicht das Wesen. Wir verbergen es vor uns selbst, indem wir umso mehr von ihnen reden.

Luther sagte: Vor Gott sind unsere Werke kein Verdienst, dessen wir uns rühmen könnten wie die Pharisäer zur Zeit Jesu sich ihres Fastens und ihres Almosengebens und ihrer „Recht“-Gläubigkeit rühmten¹⁾, und es gibt überhaupt nichts, dadurch wir uns den Himmel „verdienen“ könnten. Protestantische und römisch-katholische Vernünftlei hat daraus gemacht: Luthers Lehre ist, daß die „Werke“, die starke Sichtbarwerdung des Glaubens in Werk und Gestaltung und Einheit, entbehrlich, ja daß sie gefährlich sind und Veräußerlichung des Innerlichen bedeuten, daß es zuletzt nur auf ein Jasagen des individuellen Bewußtseins zu den Heilswahrheiten ankommt. Die anbrechenden Zeiten des Rationalismus, der großen Bewußtseinskrankheit der neueren Jahrhunderte, bemächtigten sich der religiösen Wahrheit. Sie haben sie entstellt und ihrer innersten Wesenskraft beraubt: so wurde aus dem Bußruf des reformatorischen Anfangs, aus dem Protest gegen den tiefen Abfall in Werkheiligkeit und Fäulnis, selber ein Abfall. So wurde aus dem gewaltigen reformatorisch-katholischen Neuaufklingen des „Abba, Vater!“ der — „Protestantismus“. So wurde aus der Una sancta catholica der — „Katholizismus“. Der Geist der tausend „-ismen“, mit denen der theologisch gebildete Wortführer dieser oder jener Richtung immerzu operiert (als ob das nicht blasse Abstraktionen, sondern geistige Taten wären), ist der Verräter des inneren Abfalls der Gesamtheit, des Abfalls von der Wirklichkeit Christi in den Ungeist unseres lauten Geistes, des Abfalls vom Gott-

1) „Aus Gnade seid ihr errettet durch den Glauben, und dieses nicht aus euch, Gottes Geschenk ist es, nicht aus Werken, damit sich keiner rühme“ (Eph. 2, 8).

geist in den Denkgeist, vom Werde - Geist in den Habens-Geist.

Denn nicht nur der Katholizismus, das zum Bewußtsein eines besonderen religiösen „Standpunkts“ entartete Bewußtsein der *Una sancta ecclesia*, hat den ursprünglichen Gottessinn des reformatorischen Nein und Ja entstellt — als ob es ihm heimlich darauf angekommen wäre, einen ewigen Vorwurf, einen unbedingten, die Wurzel selber verdammenden Vorwurf gegen den Protestantismus zu haben, der aus dem reformatorischen Wollen seine religiöse Berechtigung und Notwendigkeit, ja sogar nicht selten seine religiöse Alleinberechtigung herzuleiten bemüht ist; sondern auch der Protestantismus ist ja dem reformatorischen Gott-Willen nicht treu geblieben. Er machte der Mutterkirche den Vorwurf der praktischen Untreue, des Abfalls in den Geist der Renaissance, des erdenstolzen, selbstbewußten, vergoldeten Habens, des Abfalls in den Geist, der die „Werke“ als Ersatz des „Glaubens“ gelten läßt — es waren ja nicht nur „vereinzelte“ Priester, denen damals das Heilige zu einer nicht unwillkommenen Folie irdischer Macht, irdischer Geltung, irdischer Gier geworden war, und manche geistliche Machthaber schienen mehr in der Nachfolge Machiavells als in der Nachfolge Christi zu stehen. Der Protestantismus machte der Mutterkirche den heute noch in mancherlei Formen nachklingenden Vorwurf, den Gottgeist Christi zum weltlichen Habens-Geist der Renaissance herabgewürdigt zu haben, er sieht den Katholizismus noch heute mit den Augen dieses Vorwurfs an, sieht noch heute in aller Sichtbarkeit des Glaubens, in allem klar geformten „Werk“, oft kaum mehr als die Gefahr des Abfalls, der Veräußerlichung, der Entgeistigung und Verdinglichung des Glaubens: und dabei ist er doch selber von dem Grundwillen der Reformation abgefallen und zwar nicht dem feindlichen Geist der Renaissance, wohl aber dem feindlichen Geist des Humanismus erlegen. Und dabei ist jene Art der „Vergeistigung“, der geistigen Entformung

und Entwirklichung aller Wirklichkeit, der „Verwissenschaftlichung“ und Papierwerdung des Lebens, der sich der religiösen Wahrheit bemächtigt, auch nur eine besondere Art von Verweltlichung. Der Protestantismus hat als Opfer der Neuzeit und ihrer Sucht rationalistischer Vereinseitigung aller lebendigen Wahrheit, der Verwissenschaftlichung des Lebens, den durchaus religiös-ethischen Ursinn des reformatorischen Wollens ins Religiös-Dogmatische umgebogen — so ist aus der Kirche des „reinen Wortes“, des lebendigen, zweischneidigen Gotteswortes, weithin eine Kirche der religiösen Redseligkeit geworden, deren Gottesdienst schließlich als ein von Liedern umrahmter religiöser Vortrag dieses oder jenes bestimmten Predigers empfunden wird, deren Gotteshäuser am zweckmäßigsten als Vortragshallen gebaut würden mit dem Kanzelpult in der Mitte und mit möglichst guter Akustik, in der die Predigten über das Evangelium, über das „Wort“, das Fleisch geworden ist und immerdar Fleisch und Gestalt werden will, „dem Prediger meist nur Anlaß sind seine eigenen Gedanken auszusprechen“, so daß allzu oft „die gewaltigen Erschütterungen und Hilfen, die im biblischen Gottesgedanken enthalten sind, zu harmlosen Erbaulichkeiten und zu einem religiös-sittlichen Zustand zusammenschrumpfen“¹⁾, die aber dennoch sagt: „Wir haben das Evangelium“, denn sie ist sich des „reformatorischen Erbes“ bewußt; das religiöse Bewußtsein sagt ihr, daß sie es hat — wie sollte man da noch zweifeln? Das Wissen und Bewußtsein ist ja die letzte Lebensinstanz des Menschen der gegenwärtigen Jahrhunderte; die Leuchte der „Wissenschaft“, auch der theologischen, ist ja das Licht, das seinen Pfad erhellt und das die Welt erleuchtet. „Es ist eine Lust zu leben . . .“ Was wir gehörig analysieren, gehörig reduzieren und klassifizieren, was wir kritisch untersuchen und von allen Seiten her — so wie es eben unserer Geisteseinstellung und

1) Gottfried Ludwig in der Besprechung eines Predigtbuches, „Zwischen den Zeiten“ 1924, VI, S. 68 f.

Sehgewohnheit entspricht — geistig „beleuchten“ können, wovon wir wissenschaftlich oder erbaulich zu reden verstehen: von dem sagen wir, daß wir es „haben“. Das ist unser Sprachgebrauch, unsere Art den Wirklichkeiten gerecht zu werden. Wir alle sind Humanisten, der eine mehr in dieser, der andere mehr in jener Weise, mögen wir uns geistig oder naiv gebärden, mögen wir gesundem neuzeitlichen Fortschritt und „reformatorischer“ Geistesfreiheit dienen oder uns zu „gesundem Konservativismus“ und pietätvoller Bewahrung unserer heiligsten Erbgüter, zu „ruhigem Besitz des angestammten Glaubens“ bekennen. Und so liegt im Grunde sehr wenig daran, was wir „sagen“, denn das meiste, das wir sagen, ist ja nur Sprache unseres Gehirngeistes, nicht unseres Wesensgrundes und Blutes. Darum geht die Wirklichkeit der „Geschichte“ — des großen Ringens zwischen „Glauben“ und „Unglauben“, zwischen dem Geiste der Höhe und dem Geiste des Abgrunds — an unserem Sagen und Reden vorbei und straft uns Lügen: wir reden erbaulich von dem Evangelium und „genießen“ unsere begeisternden Gottesdienste, während ringsum die Welt in Flammen steht ¹⁾.

¹⁾ Mit Recht schrieb Max Scheler: „Darüber kann kein Zweifel mehr sein: nur wenn wir alle die aus den dunklen Tiefen unserer geschichtlichen Vergangenheit wieder neu erwachten Gegensätze der Parteien, Konfessionen auf ganz neuen Wegen aus einem über sie erhabenen sittlichen Gesichtspunkt zu meistern wissen mit Hilfe des wenigen Heilen und Ungebrochenen, das noch unverbraucht in unseren Seelen ruht, nur dann ist es noch möglich, daß der blutigste Bürgerkrieg vermieden und der drohende Zerfall des Reiches wie die Bolschewisierung Europas hintangehalten werden“. So fordert er „eine neue geistige Höhenlage“, auf der die Glaubensgegensätze überhaupt erst wahrhaft ausgetragen werden können, und einen „entschlossenen Bruch“ mit dem System der bloßen Verdrängung der Gegensätze: „Zuerst müssen sich die Weltanschauungsgruppen und Bekenntnisgruppen in Deutschland gegenseitig kennen, verstehen und würdigen lernen“. Gerade auch hier müsse das Wort zur allseitigen praktischen Durchführung kommen, daß „wer die fremde Sprache nicht kennt, auch die eigene nicht kennt“. Viel mehr „lebendige Berührung“ ist not. „Die hüben wie drüben überlieferten Fabeln über Religion und Kirchengeschichte, über Jesuiten, Ablaßwesen, Reformation, die tiefgehenden Mißverständnisse, die sich

Von dem Glauben, der das ganze Leben des Gläubigen zu einer Buße werden läßt und von dem Werk und Wirken und immerwährende Gestaltwerdung so wenig zu trennen sind wie das Brennen und Leuchten vom Feuer, haben wir uns als Gesamt-Ich alle viel weiter entfernt, als es unser konfessionell überspanntes und konfessionell überreiztes religiöses Bewußtsein uns alle gewahr werden läßt. Der Protestantismus, jener Protestantismus, der sich bei allen zeitlichen Krisen und Bedrängnissen zutiefst doch im Besitze des „reformatorischen Erbes“ sehr sicher und sehr geborgen fühlt, den das glückselige, erhebende Bewußtsein solchen „Besitzes“ immer wieder in dem Gefühl tiefster Antipathie gegen alles „Katholische“, in dem Gefühl absoluter religiöser Überlegenheit über „Rom“ und römische Geistverdinglichung bestärkt, dieser Protestantismus hat dem reformatorischen, dem urevangelischen und urkatholischen „Gott allein ist genug“ die Treue nicht gehalten. Er hat es nicht ergriffen als die einzige Wurzel aller religiösen Gestaltung, Werkformung und Werkerfüllung, sondern er hat sich durch die verhängnisvolle Einseitigkeit allzu massiver und allzu erdhafter Renaissancekirchlichkeit in die entgegengesetzte Einseitigkeit treiben lassen, in die „Vergeistigung“ des Glaubens, seine Humanisierung, in seine Ent-werk-lichung, deren Ergebnis die Ent-wirklichung ist. Er hat durch seine beständige Anrufung des Namens Luther selber jenem tief unheilvollen Mißverständnis des religiösen Sinnes der Reformation

aus dem billigen Verfahren ergeben, je nach Bedarf die Ideale der eigenen Konfession zu vergleichen nicht mit den Idealen, sondern mit der menschlichen Wirklichkeit der andern, anstatt Ideale mit Idealen, Wirklichkeit mit Wirklichkeit zu vergleichen, müssen ganz grundsätzlich ausgerottet werden.“ (Scheler, Schriften zur Soziologie und Weltanschauungslehre, III. Band, I. Tl.: „Konfessionen“, Leipzig 1924.) Solange wir aber über die begriffstolze, eigengnugsame, in sich beruhigte Parteichristlichkeit, die uns mehr, als wir wissen und merken, im Banne hält, nicht tief erschrecken, solange wir vielmehr heimlich oder offenkundig im Gewohnten beharren wollen, fehlt jenen Forderungen nach wie vor die Triebkraft der Verwirklichung: diese kann nur aus dem positiven Kern des Glaubens selber kommen.

Vorschub geleistet, dem Mißverständnis, daß es zum wahren Glauben der Sichtbarkeit und unaufhörlichen Sichtbarwerdung solchen Glaubens im religiösen „Werk“ nicht bedürfe, daß das reformatorisch-paulinische „kein Verdienst, kein pharisäisches Sichrühmen des Werkes“ im Sinne eines „überhaupt nicht“, im Sinne einer Ablehnung und selbst Bekämpfung aller tiefen und starken Werkformung und Gemeinschaftsformung zu verstehen sei. Die humanistische Durchseuchung der gegenwärtigen Jahrhunderte, die nicht Geist, sondern Ungeist bedeutet, hat ihn zu solcher geistigen Verkünstelung objektiver, gottgezeugter Wirklichkeiten verführt. Denn wo immer Glaube ist, da ist auch Werk und Sichtbarwerdung, so wie Brennen und Leuchten beim Feuer ist; und am Krankenbett, wo die Schwester den Eisbeutel auf glühende Stirnen legt, in den Räumen, wo Krüppel, Sieche, von den Tugenden der Zivilisation Überfahrene etwas von der Wärme der Sonne Christi spüren, wo immer Glaube ist, wirklicher und wahrer und tief wissender Glaube, da sind auch schon die künstlich und kunstvoll aufgetürmten Papiermauern aller schwerwiegenden konfessionellen „Unterscheidungslehren“ in den Abgrund versunken, in den sie gehören, so wie Klingsors Zaubergärten vor der sicher schreitenden Kindhaftigkeit des reinen Toren versinken und zergehen. Es ist wahr, die „Einigung“ kommt durch „Leben und Werk“, die Einigung in Glaube und sichtbarer, sicherer Ordnung. Aber das läßt sich nicht machen, es muß werden. Wenn wir Glauben hätten, dann hätten wir auch Einheit. Und solange wir nur Ansätze zum Glauben haben in redlicher Privatfrömmigkeit, in „ruhigem Besitz des angestammten Glaubens“, in ungestörtem Genießen eines mehr oder weniger durchformten, mehr oder weniger begeisternden Gottesdienstes, solange nicht wieder der Glaubensgeist der Katakomben in uns empordringt und empor sich ringt und dem Himmel des lebendigen Gottes sich entgegenstreckt wie der Turm der gotischen Kathedrale als ein einziger gewaltiger Ruf:

„Gott allein ist genug“ — solange bleiben die Grenzscheiden für uns vollkommen unüberwindlich und wenn die Mauern in Wirklichkeit vielleicht auch nur aus Papier sind, werden wir doch vergeblich mit den biegsamen Lanzen frommer Geistigkeit und Gutwilligkeit dagegen anrennen.

Der Rationalismus, die Geisteskrankheit der modernen Jahrhunderte, deren Taumelfieber im achtzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, hat mancherlei vorher schlummernde Energien der menschlichen Natur entbunden, denn auch die Krankheitszeiten haben ihre tiefe Bedeutung im Ganzen des Lebens. Die Aufklärung hat innere Größe, vielleicht mehr innere Größe als die damalige geschichtliche Gesamterscheinung des Christentums in katholischer oder protestantischer Fassung, in der die Weltentiefe und Weltenweite der Wahrheit Christi mehr zugedeckt und eingekerkert als gestaltet war. Aber es ist begreiflich, daß wir heute sehr geneigt sind diese innere Größe gering zu achten, denn wir haben für die Sünden vergangener, geiststrotzender und glaubensloser Jahrhunderte zu büßen, in denen man so gerne nach dem Grundsatz lebte: „Après nous le déluge!“ — und der Geist dieser Zeiten ragt ja noch breit und klobig mitten in die Wirrnis der Gegenwart hinein. Wenn heute viele zu gewahren glauben, daß jene Sintflut tatsächlich gekommen ist und noch immerzu steigt, ist es zu verwundern? Das Mittelalter ist ebensowenig das Land des Ideals wie die nachreformatorische Zeit das Land des Verderbens ist. Abfall ist hier wie dort, Treue hier wie dort. Wir Menschen sind zu kleine Wesen, um den tieferen Sinn alles geschichtlichen Seins und Werdens mit unserem Geist erfassen und ergründen zu können. Das Jetzt und Hier ist uns als Stätte der Bewährung gegeben. Gegenwartsflucht irgendeiner Art ist niemals Glaube. Alle Betrachtung anderer Zeiten kann für uns nur den Sinn haben, unseren Gegenwartsberuf besser erfüllen zu lernen. Gerade darum aber erkennen wir aus der Perspektive des Heute heraus den Rationalismus der neueren Jahrhunderte als den

großen Feind des Glaubens Christi. Denn er entwirklicht das Wirkliche. Er hat die Urworte „Geist“, „Glaube“, „Liebe“ ausgehöhlt. Er hat uns in tausendfältige Irrung und Wirrung gestürzt. Er hat die synthetischen Kräfte der Menschennatur durch seine ungehemmte Sucht der Analyse schier erdrückt und uns die Fähigkeit kindhaft reinen Schauens geraubt. Er hat das Leben in seiner ganzen Breite problematisiert. Er läßt uns aus Angst vor dem einen Extrem fortwährend in die entgegengesetzte Einseitigkeit stürzen und so geht in der Wahrheitssucht selber die Wahrheit unter. In demselben Maße, als es uns gelingt seinem Bann zu entfliehen, uns von seinem Bann erlösen zu lassen, nicht nur als einzelne, sondern gerade auch in unserem Gesamtleben, werden wir wieder fähig zu — „glauben“.

Und sonst bedarf es ja nichts als nur dieses Eine. Weder durch Weltpolitik noch durch Sozialpolitik noch durch Sanierung der Wirtschaft noch durch mancherlei erzieherische oder volks-erzieherische Neuerungen noch durch Fortschritte der Technik und der Wissenschaft noch durch kirchenpolitische Maßnahmen ist uns wahrhaft geholfen, denn das alles sind nur gute oder schlechte Pflaster auf die Wunden und Beulen und schmerzenden Stellen am Leibe des Gesamtlebens; sondern nur dieses Eine kann uns zuletzt helfen: daß wir als ein einziger großer Leib aus Millionen von Zellen und Lebensträgern wieder fähig werden zu „glauben“; das allein bedeutet die Erneuerung des Blutes, ohne die alle guten und besten Pflaster die wunden Stellen nur zudecken, nur die Schmerzen lindern können, ohne doch damit die Heilung zu bewirken, die Heilung, die von innen heraus geschehen muß. Das Heil ist allzu sehr zugedeckt durch pharisäischen Stolz und durch Klügelei, die sich in Christlichkeit gekleidet haben und uns nicht zur Erkenntnis der Wahrheit kommen lassen, die den Glauben selbst dort, wo das Bewußtsein von seiner allumfassenden Gewalt niemals erloschen ist, in Wirklichkeit allzu sehr zu einer Sache der

religiösen Innerlichkeit des „einzelnen“¹⁾ oder gar zu einer Art Funktion der institutionellen Einheitsform haben werden lassen — ohne daß wir es in rationalistischer Seelenlähmung bis heute wagen, dieser Tatsache offen und unerschrocken ins Gesicht zu sehen. Wir reden immerzu von Gemeinschaft, wir suchen in hundertfältiger geräuschvoller Betriebsamkeit immerzu Gemeinschaft zu machen oder zu erzielen oder auch wohl gar uns selbst und andern vorzutäuschen — aber es ist doch keine Gemeinschaft, kein großes Brudertum der Gläubigen und Getauften, kein großer, einziger, in allen lebendiger Geist, der den einen die Last des andern tragen läßt, den gläubigen Großunternehmer die Last der letzten Arbeiterfrau und ihrer Kinder, den gläubigen Akademiker die Last des Maschinenmenschen, den gläubigen „Festbesoldeten“ die Last des Arbeitslosen, den Reichen die Last des Armen und den Gesättigten die Last des Hungrigen: und alle zusammen die Last des Christuskindes. Und dennoch tun wir so, vor uns selbst und vor den „andern“, als „hätten“ wir die Erfüllung — und sind doch Unerfüllte allesamt. Wir sagen zueinander: „Herr oder Frau Soundso, Euer Gnaden, Euer Hohehrwürden, Eure Ausgezeichnetheit“ — und es ist in solcher feinen Höflichkeit und Pietät gar selten der große, befreiende Klang eines herzhaften, kühnen „DU“, wie sich's für Kinder desselben Vaters eigentlich gehörte und wie es auch in den Urzeiten war, sondern ein ganz anderer Klang. Wer hat denn, selbst in den

1) Wie viele gibt es unter den gläubigen römisch-katholischen Christen im heutigen Deutschland, die selbst die höchste Gemeinschaftsfeier, die Feier der heiligsten Vereinigung und Einswerdung des Menschen mit Gott und so des Menschen mit dem Menschen, nicht in der Hauptsache als eine besonders gute Gelegenheit persönlicher Andacht und Erbauung hinnehmen? Das ist schon unendlich viel in einer Wüste, da die Wasserbrunnen schier vertrocknet sind und Ungezählte verschmachten, aber es ist noch nicht die Erfüllung des Sinnes, die Gestaltung des Wesens. Daß Lebensträger und Wollende und Sich-aufschließende da sind, das ist erste Voraussetzung. Aber erst ihr ganz tiefes, ganz wahrhaftiges, ganz urwüchsig werkstarkes Zusammenwachsen in heiligem Du und Du schafft die Gemeinschaft des Glaubens Christi — des Glaubens, der Berge versetzt.

Bezirken des Glaubens, noch den Mut und das innere Geschick wirklich herzhaft zu sein, herzhaft ohne Künstelei und ohne Feigheit? Der Geist-vollen sind so viele, daß man sich ihrer kaum erwehren kann — man muß schon ziemlich gut „situiert“ sein, um heute die Muße zu finden die wichtigsten der Bücher zu lesen, die man um der gemeinsamen Verständigung willen eigentlich lesen sollte — aber der durch Herzhaftigkeit Großen, durch Herzhaftigkeit Führenden sind unter uns so wenige geworden, daß man sie am lichten Tage mit der Laterne suchen muß; und wenn einmal einer auftaucht, so ist wohl gleich ein ganzer Schwarm hinter ihm drein, derer, die ihm nachlaufen, wie auch der andern, die ihm nachstellen. Glauben führt zum großen Du-Sagen mit Tat und Wesen — wir aber sagen alle viel lieber Ich als Du und wenn wir sagen „Wir“, so bedeutet es gewöhnlich: „Nicht die Andersdenkenden“. Denn das Denken, das so oder so angezogen und ausgezeichnet ist, das in dieser oder jener Weise Überzeugungen vertritt und zusammentritt und mehr um die Dinge herumdenkt als in sie hinein, dieses falsche, eitle, spiegelselige Denken ist nun einmal der Angelpunkt der inneren Welt, in der wir leben, statt daß es der Glaube ist, das „Abba, Vater . . .“, das mehr ist als selbst das beste und notwendigste und richtigste Denken. Hätten wir doch weniger von der aufgeblasenen Klugheit unserer Zeiten und mehr von deiner stillen, lauschenden Torheit, du Heiliger aus den Bergen Umbriens!

Ob wir es einsehen mögen oder nicht, ob die Not um uns her uns den Schlaf aus den Augen vertreibt oder ob wir uns weiterhin in unserem Geiste wiegen, bis Gott uns vollends den Boden unter den Füßen wegzieht: unser ganzes Glauben ist rationalistisch verhärtet, nicht das von diesem und jenem, sondern das in uns als Gesamtheit. Und so gewiß als wir alle, Katholiken und Protestanten, nur Einen haben, zu dem wir allen tiefen Lehrunterschieden zum Trotz sprechen: „Unser Vater in dem Himmel —“, sei es nur mit den Lippen oder

auch mit den Zungen des Herzens und des heiligen Geistes, so gewiß liegt hier unser aller gemeinsame Not. Alle Flucht in schwebende Mystik oder in donnernden Irrationalismus beweist doch letztthin nur, daß wir uns in unserem gewohnten Zustand nicht wohlfühlen können. Darum sind wir an christlichem „Idealismus“ ebenso reich, als wir an christushaftem Realismus Mangel leiden. Was ist aber deren eines ohne das andere?

Ein anderer Geist muß über uns kommen, ihm müssen wir Raum zu machen suchen in uns. Vorher werden wir die Glaubensspaltung, die tiefe Spaltung in uns selber, die zur Kirchenspaltung geworden ist, die in ihr sichtbar wird, nicht unter dem Gesichtswinkel der ewigen Wirklichkeit sehen lernen, wie es der Glaube gebietet, sondern nur unter dem Gesichtswinkel der verchristlichten ratio des heutigen konfessionellen Selbstbewußtseins, jener ratio, die sich gerne mit der „Wahrheit“ selber in eins setzt. Bis dahin wird uns als „Problem“ erscheinen, als ein Ding, an dem wir mit den Mitteln unseres Geistes und Ungeistes herumkurieren, an das wir herangehen wie ein mittelmäßiger Schüler an eine ihm verwickelt erscheinende Rechenaufgabe, was in Wahrheit ein Ruf an uns ist, ein Ruf zu tieferer Erfüllung, und so werden wir diesen Ruf gar nicht hören¹⁾. Oder fangen unsere Ohren an, sich auf-

1) Der große, unsagbar ernste und tiefgreifende Fragenkreis der modernen Separationen und ihres Verhältnisses zur *Una sancta ecclesia* wird von den religiös Ernsten, von den zur Führung Berufenen heute noch mit wahrhaft erschreckender Einseitigkeit in rein dogmatischem Gesichtswinkel, viel zu wenig in psychologischem Gesichtswinkel gesehen. Daher stehen die Gesamtbeziehungen der ernsten römisch-katholischen und der ernsten protestantischen Christenheit am Maßstab Christi gemessen auf einer so jammervoll niedrigen Stufe, daß die Scham darüber jedem wahrhaft gläubigen Menschen eigentlich wie eine quälende Wunde immerfort in der Seele brennen mußte. Warum ist das nicht der Fall? Woran kann es anders liegen als daran, daß wesentliche Grundkräfte des Glaubens bei uns verkümmert sind, daß wir mit lauen Resignationen des gläubigen Bewußtseins unheilvolle, schuldhafte Versäumnisse der Glaubenstat zudecken und verhüllen? Zumal jeder geistliche Führer beider Kon-

zutun? Fängt der reformatorische Wille an, sein Werk zu erfüllen und uns alle ahnen zu lassen mit unserem Wesen, was das ist, der Glaube, der höher ist als alle Vernunft und als jegliches Werk, mag er auch von keinem der beiden zu trennen sein? Der Glaube, der kein Verdienst ist, sondern Gnade, freies quellendes, strömendes Dasein aus Gott — und ohne den alle religiöse Gestaltung sinnlos ist, Fassade, Firnis, Menschenwerk, Mumie? Fangen nicht gerade die Bekenner der Kirche, die einst über Luther den Bann aussprach, aufs neue an, die Größe solchen Glaubens, solcher Erfüllung, neu zu erschauen, für die Leidenschaft des Unbedingten in den Heiligen neues Verständnis zu gewinnen? Erwacht nicht gleichzeitig mit solcher wachsender Erfüllung in den Abgetrennten der Ruf nach der Urform? Die Bewußtseinsnebel sind noch dicht und schwer, aber Gott schreitet durch sie hindurch.

An alle richtete sich der stürmende Weckruf des reformatorischen Geistes, das dröhnende „Nein“ gegen alle Ver Zwecklichung der Mittel, gegen alle Hintansetzung des Seins gegenüber dem „An sich“ des Habens, gegen alle Überordnung des Bewahrenden und Bewahrend-Erstarrten über die lebendigen Zeugungskräfte des Christenglaubens in seiner ewigen Gegenwärtigkeit, und das tiefe „Ja“ zu dem innersten Kern

fessionen müßte sich aufs ernstlichste und gründlichste mit den psychischen Tatsachen und Gegebenheiten auseinandersetzen — und nicht nur einmal — wie sie den Formulierungen zugrunde liegen, die F. W. Foerster in dem „Dialog mit meinen Kritikern“ („Autorität und Freiheit“, 4. Aufl. 1920, S. 193—266) vorgelegt hat. Aber teils scheut man sich in innerer Zugeschlossenheit und heimlicher Angst diesen Fragen der Wirklichkeit entschlossen und ehrlich ins Auge zu sehen, teils — ist man zu arm an realer, praktischer, wirkender „Liebe“ um dazu fähig zu sein, um zu erkennen, daß hier für jeden gläubigen Menschen und geistlichen Führer in unserer Zeit eine drängende religiöse Pflicht liegt, eine Pflicht der Liebe wie auch der Wahrhaftigkeit. Man spricht ein Ja oder Nein zu einzelnen Punkten oder auch zum Ganzen und glaubt damit die schwerwiegendsten Tatsachen „erledigt“ zu haben. Man hält sich an gute oder schlechte Worte und Formulierungen — und übersieht den lastenden Ernst der Wirklichkeit, die hinter ihnen steht.

und Urgut der *Una sancta ecclesia*, zu dem Geiste der Pfingsten, zu dem Geiste des lebendigen Gottes, außerhalb dessen kein Heil ist. An alle richtete sich dieser stürmende Weckruf des Nein und des Ja und er mußte schließlich durchbrechen mit unwiderstehlicher Macht, allen Widerständen, allen bloßen Beharrungskräften zum Trotz. Und wenn einmal alle ihn vernommen haben und in sich aufgenommen haben, dann — ja, dann hat er sein Werk erfüllt. Dann wird ein neuer Tag unseres Gottes anbrechen, des ewig Schaffenden. Ist dieser Tag noch ferne?

SECHSTER TEIL

VOM URSPRUNG UND ZIEL DER REFORMATION UND VON DER GROSSEN VERANTWORTUNG

„Es soll mir nicht in den Sinn kommen mich zu rühmen, außer allein des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus, durch den mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt. Denn in Christus Jesus ist weder Beschneidung etwas noch ihr Gegenteil, sondern neue Schöpfung gilt es.“

St. Paulus an die Galater (6, 14 u. 15)

XVI.

Hundert Jahre vor jenem großen Durchbruch hatte einer gelehrt, daß der geistliche und weltliche Vorgesetzte, der in schwerer Sünde versinkt, nicht mehr würdig sei, daß man ihm Gehorsam leiste. Das hätte zumal in jener Zeit mehr und mehr zur Auflösung alles Gehorsams geführt. Es war eine Irrlehre, die ausgetilgt werden mußte. Schon Kaiphas hatte ja gesagt, es sei besser, daß einer für das ganze Volk sterbe, als daß das ganze Volk verderbe. So gab es am 6. Juli 1415 auf dem Brühl bei Konstanz ein Schauspiel für die Menge der Gläubigen, das durch den weltlichen Arm im Namen des gekreuzigten Gottessohnes vollzogen wurde und um der „Wahrheit“ willen. Als es zu Ende war, streute man die Asche jenes Prager Universitätsprofessors und Priesters in den Rheinstrom; seine grünen Wellen nahmen sie auf und trugen sie leise fort ins Meer. Aber den Geist des Johannes Hus hatte man nicht verbrennen können, so weit reichte die Macht des Konzils nicht.

Sechzehn Jahre später, an einem Maienmorgen des Jahres 1431, wurde auf dem alten Markt zu Rouen in Vollziehung eines bischöflichen Urteils ein einundzwanzigjähriges lothringisches Landmädchen bei langsamem Feuer verbrannt und ihre

Asche in die Seine gestreut. Einer empfand nach der Tat marternde Gewissensbisse. Es war der Henker des Mädchens.

Der Papst, der in demselben Jahre den Stuhl Petri bestieg, verpflichtete sich gleichzeitig zur Einberufung eines Konzils und zur Reform der Kirche ¹⁾. Das Konzil war kaum zusammengetreten, als es durch eine päpstliche Bulle wieder aufgelöst wurde. Es sollte von Basel nach Italien verlegt werden. Die versammelten Doktoren, Domherren, Äbte, Bischöfe widersetzten sich im Verein mit dem Kaiser und dem französischen König unter Führung des Kardinals Cesarini fest und beharrlich der päpstlichen Revokationsbulle. „Die angegebenen Gründe des Papstes wurden (nach den Worten eines römisch-katholischen Kirchenhistorikers ²⁾) mit zehnfach schwereren Gegengründen niedergeschlagen. In einem Schreiben Cesarinis, das . . . die gründlichste Kenntnis von den religiösen Zuständen offenbart . . . heißt es unter anderem: ‚Was wird die Welt sagen, wenn sie dies (Auflösung des Konzils) vernehmen wird? Wird sie nicht urteilen, der Klerus sei unverbesserlich und wolle in seiner Entartung verharren? Weil die Völker dann keine Hoffnung mehr auf unsere Besserung haben, nachdem so viele Synoden schon in unseren Tagen gehalten worden sind, auf denen keine Reformation erfolgt ist, und das jetzige Konzil aufgelöst werden soll, so werden die Laien mit Recht von uns sagen: wir spotteten Gottes und der Menschen, und schon sagt man dies laut!‘“ Mehrere Jahre lang widersetzte sich das Konzil unter Führung seines Präsidenten, des Kardinals Cesarini, der Autorität des berufenen, rechtmäßigen Statthalters Christi. Es setzte seine Tagungen fort, bis der Oberhirte der Christenheit sich fügte, „die Auflösungsbulle zurücknahm und eine

¹⁾ Nach Professor Dr. Math. Robitsch, Geschichte der christlichen Kirche, 4. Aufl. neu bearbeitet von Professor Dr. C. H. Vidmar, Benediktiner des Stiftes Schotten in Wien, Regensburg, Manz, 1889, mit kirchlicher Druck-erlaubnis. I. Band, S. 483.

²⁾ A. a. O. I. 484.

derselben sogar als falsch, ohne Wissen und Willen des Papstes geschrieben, verwarf“¹⁾). Die Reformdekrete des Konzils wandten sich gegen das Konkubinat der Kleriker, gegen mancherlei eingerissene Possen, Narrenfeste, Schmausereien und Mißbräuche des Heiligen, aber sie hatten sehr wenig praktischen Erfolg. In dem Streite um den Ort eines Unionskonzils mit den Griechen kam es dann so weit, daß unter den versammelten geistlichen Führern und Würdenträgern „in den maßlos erhitzten Sitzungen Fäuste und Knüttel sich erhoben und die Basler Bürger mit den Waffen dazwischen traten“²⁾). Der Papst suspendierte und verlegte das Konzil aufs neue. Dennoch tagte es unter der Führung eines andern Kardinals noch sechs Jahre hindurch, gleichzeitig und im Gegensatz zu dem vom Papst in Ferrara gehaltenen. Auf die frühere Spaltung im Papsttum, im Haupt der Kirche, war jetzt auch die Spaltung im Konzil erfolgt, in dem Konzil, das die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zum Ziel hatte. Das vom Papst nicht mehr anerkannte Baseler Konzil erklärte den Papst für abgesetzt, als „einen Häretiker, gegen die Befehle der Kirche Ungehorsamen, als einen Störer des Friedens“³⁾) und ernannte einen Gegenpapst.

Paul II., der in den sechziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts den Stuhl Petri innehatte, war „ein prunkliebender verschwenderischer Fürst“. Sein Nachfolger, ein Minoritengeneral, verkaufte Kirchenämter und trieb Wucher mit Taxen und Sporteln um Geld für seine Kriege zu bekommen⁴⁾). Der nächste

1) A. a. O. S. 485.

2) A. a. O. S. 486. Christus sagte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Hus wurde verbrannt, weil er vor einem Konzil nicht widerrief. Luther wird heute noch von Tausenden zum Ketzer erklärt und moralisch-religiös verurteilt, weil er sich in jenen Zeiten von Papst und sichtbarer Kirche lossagte.

3) A. a. O. S. 487.

4) Die Furchtbarkeit solchen Abfalls des kirchlichen Führertums von dem Wesen der Kirche, in dessen Licht Luthers revolutionäre Auflehnung in der

Papst, Innozenz VIII., „war vor seiner Erhebung schon wegen Unsittlichkeit in üblem Rufe und als Papst ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner Günstlinge“. Damals wurde im Herzen Deutschlands der Sohn des Bauern und Berghauers Hans Luther geboren. Als Martin Luther neun Jahre alt war, bestieg Roderigo Borgia den Stuhl der Statthalter Christi, den er als Alexander VI. elf Jahre hindurch bis zu seinem Tode innehatte. Er hatte „als Militär mit der schönen und vornehmen Vanozza de Catanei verbrecherischen Umgang, die ihm vier Söhne und eine Tochter geschenkt hatte“. Sein Oheim, der Papst Kalixt III., ernannte ihn in Italien, wohin ihm die schöne Vanozza von Spanien aus gefolgt war, zum Erzbischof und Kardinaldiakon. Von den dreißig Kardinalen des Konklave hatte er fünfzehn, „wie man laut es sagte, durch Geld und Versprechungen gewonnen“. So wurde er mit einundsechzig Jahren zum Oberhirten der Christenheit gewählt. Gegen seine Tochter Lukretia erhob man die (nicht als begründet erwiesene) Beschuldigung „des blutschänderischen Umgangs mit ihrem eigenen Vater und zugleich auch ihrem Bruder“. Dieser Bruder, Cäsar Borgia, Erzbischof von Valencia und Kardinaldiakon, trat nach der Ermordung des Herzogs von Gandia, die er selbst vollbracht haben soll, in dessen Erbe ein und wurde nun vom Papst, seinem Vater, vom geistlichen Stande dispensiert. Daraufhin erbat sich der Papst von dem König Frankreichs eine französische Prinzessin zur Gemahlin für seinen Sohn und machte ihn schließlich zum Herzog der Romagna. Vater und Sohn gingen auf die Errichtung

Tat wie eine Rückkehr zur Kirche, nicht als eine Entfernung von ihr, erscheinen kann, mag man etwa an folgenden Worten Henry Newmans ermessen: „Wenn wir auch zugeben, daß Christi Kirche als weltliche Macht notwendig in die Angelegenheiten der Welt eingreift, so ist sie doch nicht von dieser Welt, denn sie benützt nicht die Werkzeuge der Welt . . . sie ist ein allgemeines Imperium ohne irdische Waffen, ein Reich mit zeitlichen Ansprüchen ohne zeitliche Macht, mit Anspruch auf Herrschaft ohne Gewalt sie zu verwirklichen, mit einem fortdauernden Willen zu erwerben und mit ständiger Gefahr beraubt zu werden, mit Größe des Geistes und mit Schwäche des Körpers“.

eines mittelitalienischen Königreiches aus und Cäsar begann das Werk mit Mord und Krieg ¹⁾. — — Als der Sohn Mariens hinausgeführt wurde auf den Richtplatz, hinausgeführt mit zwei Verbrechern, da sprach er zu dem Volk, das ihn beklagte: „Wenn sie am grünen Holze solches tun, was wird dann am dürrer geschehen?“

Als Martin Luther im fünfzehnten Lebensjahr stand, wurde in Florenz der Dominikanerprior von San Marco zwischen zweien seiner Gefährten gehenkt und verbrannt. Er hatte Buße gepredigt — das konnte ihm vergeben werden — und dem Papst Alexander VI., dem Statthalter Christi, den Gehorsam verweigert. Das durfte nicht ungesühnt bleiben. Das Treiben des Papstes, das Treiben so vieler Träger der kirchlichen Gewalt, deren Person um ihres Amtes willen Ehrfurcht erheischte, berührte ja nach einer noch heute geltenden Auffassung nur das Verhältnis des „einzelnen“ zu seinem göttlichen Richter, während der sittenstrenge, seelenglühende Bußprediger von Florenz durch seine Gehorsamsverweigerung gegenüber Rodrigo Borgia das „An-sich“ des Christentums selber, das tragende „Wesen“ der Kirche verletzt hatte; das tragende „Wesen“ der Kirche, wie man es empfand, wie man es hüten, bewahren, umpanzern zu müssen glaubte um jeden Preis: die religiöse Form, das religiöse „Haben“ „an sich“, gleichgültig, was für ein Sein die Form umschließt. Der Macht und Sinnenmensch der Renaissance auf dem Thron und in der Würde des Statthalters, des Stellvertreters Christi, „seine Heiligkeit Alexander VI.“, er läßt durch seine Kommissäre den Verkünder des „Tut Buße“, den Verkünder der Botschaft des gekreuzigten Menschensohnes, für schuldig erklären „der Ketzerei, der Kirchenspaltung und der Predigt neuer Dinge“ und läßt ihn dem Henker überantworten ²⁾. Vor der Hinrichtung hat er „die

¹⁾ Robitsch a. a. O. S. 504f.

²⁾ „Savonarolas kühner Versuch, die europäischen Fürsten zur Veranstaltung eines Konzils zu bewegen, damit, was vor ihm bereits mehrere Kardinäle an-

Gnade“, er, Rodrigo Borgia im Gewande und in der Würde des Stellvertreters Christi auf Erden, ihm einen vollkommenen Ablass seiner Sünden zu gewähren. Warum auch nicht! Der Verwahrloste verfügt über die Schätze der Kirche und genießt fürstliche Ehren, der Gottestreue, der sich ihm nicht beugt, wird dem Arm der Gerechtigkeit überantwortet. Denn jener verging sich „nur“ an den Gesetzen des lebendigen Gottes und des lebendigen Herrn der Kirche, dieser aber verging sich an den Gesetzen und Ordnungen der sichtbaren Kirche selbst. Jener durfte Statthalter Christi bleiben, bis ihn der Tod hinwegnahm, dieser aber war nicht mehr würdig unter den Gläubigen, unter den Lebenden zu wandeln. Und so wurde um des religiösen An-sich willen der lebendige Glaube dem gold- und würdebehängten Unglauben geopfert. „Das Holz, mit Öl getränkt und mit Schießpulver vermenget, brannte lichterloh, sobald ihm der Henker die Fackel genähert hatte . . . Als die Stricke, mit welchen die Mönche an den Händen gefesselt waren, vom Feuer verzehrt waren, sah man die rechte Hand des Frate mit zwei Fingern in einer Weise erhoben, als wolle er dem Volke den Segen geben. Schon bedeckten Burschen und Buben aus dem Pöbel den Galgen mit einem Steinhagel, vor dem sich der Henker mit knapper Not zu retten vermochte. Als der rechte Arm der Frate zu Boden gefallen war, trampelten die Buben mit Füßen auf ihm herum . . .“¹⁾ Ehre und Bestand der Kirche Christi waren gerettet, ihre Einheit gewahrt! Rodrigo Borgia sitzt auf dem Stuhle Petri und versorgt seine Söhne mit Macht und mit Geld, den Mittel des Genusses, Savonarola, der Prediger der Buße, wird

gestrebt hatten, der simonistisch gewählte Alexander VI. abgesetzt wurde, reizte den Papst zum Äußersten.“ (Kirchl. Handlexikon, herausg. v. Michael Buchberger, Freiburg 1912, II 1942.) — Die „Predigt neuer Dinge“ scheint auch heute noch in der Kirche für viele das Übel aller Übel zu sein, und so wittern diese sie überall, wo der Glaube in neuer Weise redet.

¹⁾ Jos. Schnitzer, Prof. d. kath. Theologie in München, Savonarola, München, 1924, Band I, Seite 584.

verbrannt. Seine Asche empfangen die Wasser des Arno. Aber der „Primat des Logos“ ist gewahrt, die „Predigt neuer Dinge“ ist gesühnt, das Bewußtsein des „Wir besitzen“ streicht sich behaglich das fette Kinn und setzt sich breit in den weichen Polstersessel seiner vollendeten Gerechtigkeit. Und war dieses Bewußtsein an der Spitze des kirchlichen Organismus so übermächtig, wie sollte es dann in der Mehrzahl der beamteten Diener da und dort im christlichen Europa jener Tage, der Tage des großen Abfalls, soviel weniger mächtig gewesen sein? Wenn das Gute und Hohe, das ein Glied des ganzen Leibes tut und hegt, dem Ganzen zugute kommt, sein Leben trägt und erhöht, wie sollte dann das Böse und Niedrige, das geschieht, nicht ebenso das Leben des Ganzen vergiften und herabziehen?

Wenn die Kirche Menschenwerk wäre, dann hätte sie die Übermacht des Abfalls und der Sünde in ihr nicht ertragen, die in jenem Jahrhundert, das der Reformation vorausging, wie eine Pest in ihr um sich fraß. Wenn sie Menschenwerk wäre, dann wäre sie daran zugrunde gegangen, so wie der Baum an der Übermacht der Schädlinge zugrunde geht. Wenn sie Menschenwerk wäre, dann hätte sie nicht den überwindenden Kampf gegen die Giftstoffe aufnehmen können, die tief in die Adern ihres Gesamtorganismus eingedrungen waren, dann wäre die Besinnung auf sich selbst unmöglich gewesen, die sie vollzog, nachdem der Geist jener Verbrannten in dem deutschen Mönche Martin Luther sich abermals und mit neuer Gewalt erhoben und — sich durchgesetzt hatte.

Luthers Werk nur aus seiner „individuellen Psyche“ heraus verstehen wollen, heißt um die Wahrheit herumgehen. Luther einen frevelnden „Irrlehrer“ nennen, ihn den geschworenen Feind des wahren Glaubens, den Verwüster der heiligen Religion, den Zerstörer der *Una sancta ecclesia* nennen, heißt unwissend mitschuldig werden am Verbrechen derer, die jene ungehorsamen Bußprediger verdamnten und verbrannten, es

heißt neue, geistige Scheiterhaufen schichten, es heißt Steine werfen auf den Verurteilten und Hinausgestoßenen, es heißt sich zu denen gesellen, die den Menschensohn selbst „der Ketzerei, der Kirchenspaltung und der Predigt neuer Dinge“ für schuldig erklärten und ihn dem Arm der Gerechtigkeit überantworteten, daß er gekreuzigt würde. Wer da betet: „Miserere nobis!“ und dennoch Luther denjenigen nennt, der den großen Abfall der gegenwärtigen Jahrhunderte in den Unglauben, in den Geist fetter Genußsucht und zersetzender Aufklärung, in den Geist der Renaissance und des gemeinschaftvernichtenden Größenwahnes des menschlichen Ego verschuldet habe: der gehört unwissend zu den Zerstörern der Wahrheit Christi, des lebendigen Herrn, und seines Leibes, der gehört zu der Schar jener Gerechten, zu denen der Menschensohn sagte: „Ihr Otterngezücht!“ der dient, ohne es zu wissen oder zu wollen, dem Geiste des Abfalls, dessen Gift damals in den Adern der Kirche übermächtig war und der dem reformatorischen „Nein“ noch in unseren Tagen einen Klang gibt, wie ihn bloße Menschenrede nicht hat.

Von dem heiligen Franziskus wird eine kleine Geschichte berichtet, die wie ein Symbol des reformatorischen „Abfalls“ anmutet. „Einst, es war in den letzten Tagen seines Lebens, besuchte ihn ein Bruder aus Deutschland. Nachdem sich beide lange über den lauterer Gehorsam unterhalten hatten, sprach der Gast: Ich erbitte eine Gnade von dir; erlaube mir mich von den Brüdern zu trennen, falls diese nicht mehr der Regel folgen sollten, und allein oder mit einigen anderen ihr vollkommen gemäß zu leben. Bei diesen Worten empfand Franz eine große Freude: Wisse, sprach er, was du erbeten hast, bewilligt Christus, bewillige ich. Und indem er ihm die Hände auflegte, fügte er hinzu: Du bist ein Priester für die Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks.“

War es also, wie in Entstellung und feiger Trübung der Wahrheit seit vier Jahrhunderten immer wieder behauptet und

gelehrt wird, „Willkür und Widerspruchsgeist“, was Luther „von einer gewagten Lehre zur andern“ trieb „und schließlich zum gänzlichen Abfall von der Kirche“¹⁾? Oder war es die Verständnislosigkeit, mit der die damaligen kirchlichen Machthaber und Wortführer ihm begegneten, der feiste Besitzstolz des Renaissancekatholizismus, der in seinen maßgebenden Führern für das reformatorische „Nein“ gegenüber aller Verzwecklichung der religiösen Mittel, gegen die brutale Übermacht unsagbar derber Werkgerechtigkeit über den lebendigen, neuschaffenden Glauben Christi, eben um dieses seines falschen Eigenstolzes willen überhaupt kein Verständnis haben konnte?

In Luthers Thesen von 1517 heißt es: „Man soll die Christen lehren, daß die Ablässe des Papstes sehr nützlich sind, wenn man sich nicht auf sie verläßt, aber sehr schädlich, wenn man dadurch die Furcht Gottes verliert. Man soll die Christen lehren, daß, wenn der Papst den Schaden der Ablassprediger wüßte, er lieber St. Petri Dom in Asche zerfallen als ihn aus Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe aufbauen sähe“. (49. und 50. These.) „Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Dieser Schatz wird aber klärlich für sehr gering gehalten, weil er die Ersten zu Letzten macht.“ (62. und 63. These.) „Wer gegen die Wahrheit der päpstlichen Ablässe redet, der sei verbannt und verflucht. Wer aber gegen den Mutwillen und den Übermut

¹⁾ Robitsch, a. a. O. Bd. II, S. 42. Luther fiel ab — ja, aber aus tiefem, innerstem Entsetzen vor dem Abfall! Er war nur Werkzeug und ein in so mancher Hinsicht mangelhaftes Werkzeug. Aber durch ihn wehrte sich der religiöse Sinn des Volkes, wehrte sich die religiöse Wahrhaftigkeit gegen den wahren Abfall und seine unheimliche, auf die legale Ordnung pochende Macht. Wo man das nicht sehen will, da versteift man sich auf Luthers „Irrlehren“, auf seine dogmatischen Abweichungen, da unterstreicht man diese vor den Augen des Volkes so dick, daß die Frage nicht aufkommt, ob denn diese dogmatischen Abweichungen aus der Luft gegriffen seien, ob sie denn nicht ihre geistig-psychische Wurzel vielmehr gerade in der brutalen, satten Breitspurigkeit haben, mit der sich in der Kirche damals das Trüb-Menschliche göttliches Recht anmaßte.

der Worte des Ablasshändlers auftritt, der sei gesegnet“. (71. und 72. These.)

Mit seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ übergab Luther 1520 dem Legaten Miltitz ein Schreiben an Leo X., in dem es heißt, die römische Kirche, die vor Zeiten die allerheiligste gewesen, sei die Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und der Verdammnis. „Mir ist allezeit leid gewesen, daß Du, frommer Leo, der Papst geworden bist, der Du wohl würdig wärest, zu besseren Zeiten Papst zu sein“. Da er sich so das Ansehen gibt, als wollte er „eine so hohe Person lehren“, beruft er sich auf das Beispiel des heiligen Bernhard und auf dessen Buch an den Papst Eugenius.

Mittlerweile war es Eck in Rom gelungen, Luthers Verurteilung durchzusetzen. Luther sah sich jenem harten, plumpen Machtsystem gegenüber, das zwölf Jahre vorher Savonarola den Flammen überantwortet und Rodrigo Borgia auf dem Stuhle Petri geduldet hatte ¹⁾. Diesem Machtsystem gegenüber

¹⁾ Als in die Gemeinde von Korinth sich Unzucht eingeschlichen hatte, da schrieb ihr Paulus: „Und ihr bewegt euch noch in Aufgeblasenheit (inflatistis), statt daß ihr trauert, damit der aus eurer Mitte beseitigt werde, der solches begangen? . . . Es steht nicht gut um euren Ruhm. Wißt ihr denn nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert? . . . Habt ihr nicht die drinnen zu richten? Die draußen wird Gott richten. Werfet den Schlechten hinaus aus eurer Mitte!“ (I. Kor. 5.) Aber nicht Alexander VI. wurde exkommuniziert, sondern Savonarola! — Von da aus betrachte man die Reformation, nicht von der ideellen Anschauung des „Wesens“ der kirchlichen Gemeinschaft und der kirchlichen Ordnung aus! Es ist, das muß klar ausgesprochen werden, tief unchristlich und eine schwere Versündigung am Geiste der Wahrheit und Einheit, wenn man immer und immer wieder im Großen wie auch im Kleinen die reale gemeinschaftliche Verfassung bei den „Andersgläubigen“ — Katholiken oder Protestanten — an dem idealen Wesensbild der eigenen Glaubensgemeinschaft mißt. Das geschieht aber heute vieltausendfach. Die rechte, christusgemäße Haltung ist allein diese: „Gott möge sie bessern, uns aber zu allererst!“ (Lippert.) Fast immer aber wird die geistige Haltung, die sich im ersten Teil dieses Satzes ausdrückt, ebenso entschieden hervorgekehrt, wie die

gab es nur ein Entweder-Oder, die damalige Kirche selber zwang ihn dazu. Luther zögerte nicht, seine Entscheidung zu treffen. Geist und Gewalt standen sich gegenüber, die Lehre vom Glauben, der das ganze Leben des Gläubigen zu einer Buße werden läßt, und jener andere „Glaube“, der seines religiösen „Besitzens“, seiner auf Werk und Form als solche gegründeten Gerechtigkeit so gewiß ist, daß er Christus um ein paar Silberlinge an die Welt zu verraten vermag. Luthers Entscheidung kann nur auf dem Hintergrunde des Renaissance-katholizismus verstanden werden; wer an sie die Maßstäbe des ursprünglichen oder des ideell geschauten Katholizismus anlegt, der muß sie ebenso sehr verkennen und mißdeuten, wie einst die Juden den Menschensohn verkannten, als er den Sabbat nicht achtete und die Wechsler aus dem Tempel jagte mit einer Geißel aus Stricken.

„So nehmen wir vor uns den inwendigen, geistlichen Menschen, zu sehen, was dazu gehöre, daß er ein frommer, freier Christenmensch sei und heiße. So ist offenbar, daß kein äußerliches Ding ihn frei noch fromm machen kann, wie es immer genannt werden mag. . . . Also hilft es der Seele nichts, ob der Leib heilige Kleider anlegt, wie die Priester und Geistlichen tun; auch nicht, ob er mit heiligen Dingen umgehe; auch nicht ob er leiblich bete, faste, walle und alle guten Werke tue, die durch und in dem Leibe geschehen möchten ewiglich. Es muß noch ganz etwas anderes sein, das der Seele Frömmigkeit und Freiheit bringe und gebe. Denn alle diese obengenannten Stücke, Werke und Weisen mag auch an sich haben und üben ein böser Mensch, ein Gleißner und Heuchler. Auch wird durch solches Wesen kein ander Volk denn eitel Gleißner werden.“¹⁾

„Es muß noch ganz etwas anderes sein, das der
andere zurücktritt. Es gibt kaum ein beschämenderes Zeichen für unseren gemeinschaftlichen inneren Tiefstand als dieses.

1) Von der Freiheit eines Christenmenschen, 1520, drittes und viertes Stück.

Seele Frömmigkeit und Freiheit bringe und gebe“ — dieses ganz andere, das hinzukommen muß, damit alles religiöse An-sich seinen Sinn erfülle, damit es erst wird, was es ist und sein soll, dieses war im Renaissancekatholizismus unter die Füße getreten worden. Wenn in Sitzungen von Konzilien „Fäuste und Knüttel“ sich erhoben, weil man sich über äußere Dinge nicht einigen konnte, wenn der Papst wie in der Zeit des Baseler Konzils seine Bullen wieder zurücknahm, ja sie zum Teil als falsch erklärte, wenn Päpste sich, nach den Worten römischer Historiker, „geschlechtlichen Excessen“ hingaben und in ihrer Politik „an Treu- und Ehrlosigkeit ihresgleichen suchten“ ¹⁾, wenn Kleriker im Konkubinat lebten und dennoch Kleriker bleiben konnten und durften: dann hätte Luther gegen das Gewissen gehandelt und gegen das Wort des Evangeliums, wenn er vor dieser Gestalt und Ungestalt des kirchlichen Christentums die Waffen gestreckt hätte. Er hat sich von der Impulsivität seiner ebenso zart empfindenden wie leidenschaftlich und ungebündelt zustürmenden Natur in einen übersteigerten, lodernden Haß gegen die Zeitgestalt der Kirche und manche ihrer Einrichtungen hineintreiben lassen, aber wer ihn deswegen im Namen der einen Kirche Christi verurteilen und geistig verbrennen zu müssen glaubt, der sieht den Splitter im Auge des andern und nicht den Balken im eigenen Auge, der ist nicht erfüllt vom Geiste dessen, der sagte: „Richtet nicht!“ und der auch die Ehebrecherin nicht zu verurteilen vermochte, obwohl die moralisch entrüsteten, „rechtgläubigen“ Pharisäer schon Steine gegen sie aufhoben. Wer ist „schuld“ an dem Unheil, der, der auf dem Berge durch sein Schreiten den Stein ins Rollen gebracht hat, oder der Stein selbst, der auf seinem Lauf ins Tal andere Blöcke mitreißt und drunten einen Menschen tötet?

In den Schmalkaldischen Artikeln von 1537/38, da die Welle des reformatorischen Geistes schon alle Dämme durchbrochen

¹⁾ Robitsch a. a. O. I, S. 506.

hatte, schrieb Luther: „Wir gestehen ihnen nicht, daß sie die Kirche seien, und sind's auch nicht, und wollen's auch nicht hören, was sie unter dem Namen der Kirche gebieten oder verbieten. Denn es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören. Denn also beten die Kinder: Ich glaube eine heilige, christliche Kirche. Diese Heiligkeit steht nicht in Chorchemden, Platten, langen Röcken und andern ihren Zermonien, durch sie über die heilige Schrift erdichtet, sondern im Worte Gottes und rechtem Glauben.“ (Von der Kirche.) Auch hier lehnt Luther nicht die Kirche als solche ab, sondern die krasse Überordnung der Form über den Gehalt, wie sie der Bund der kirchlichen Menschheit mit dem Geiste der Renaissance verschuldet hatte. Mochte er auch vielfach das Kind mit dem Bade ausschütten, so war es doch niemals nur „Willkür und Widerspruchsgeist“, was ihn trieb, sondern gerade — das Ringen um den Sinn der Kirche selber. Wenn er dabei, vom heutigen Standpunkt aus gesehen, vor menschlicher Irrung und Fehle nicht bewahrt blieb, so war das ein Geringes im Vergleich mit dem Geiste des Abfalls von Christus, der damals das Blut in den Adern des kirchlichen Organismus vergiftete. Wäre die Reformation nichts gewesen als die unheilvolle Frucht der frevelnden „Irrlehre“ eines „einzelnen“, so hätte sie nicht in wenigen Jahrzehnten in vielen tausend Seelen tiefe Wurzeln schlagen können.

Luther fühlte die Not des Volkes mit, während so viele der kirchlichen Führer die Form pflegten und sich ihres religiösen „Habens“ rühmten. So verlor er auch den Glauben an die Bedeutung eines neuen Konzils. „Da ist Uneinigkeit der Fürsten und Stände; Wucher und Geiz sind wie eine Sintflut eingerissen und eitel Recht geworden; Mutwille, Unzucht, Übermut mit Kleidern, Fressen, Spielen, Prangen, mit allerlei Untugend und Bosheit, Ungehorsam der Untertanen, Gesinde und Arbeiter, aller Handwerke, auch der Bauern Übervorteilung

(und wer kann's alles erzählen?) haben überhand genommen, daß man's mit zehn Konziliis und zwanzig Reichstagen nicht wieder wird zurecht bringen. Wenn man solche Hauptstücke des geistlichen und weltlichen Standes, die wider Gott sind, im Konzilio würde handeln, daß man dieweil wohl würde vergessen des Kinderspiels und Narrenwerks von langen Röcken, großen Platten, breiten Gürteln, Bischofs- und Kardinalshüten oder -stäben und dergleichen Gaukelei. Wenn wir zuvor hätten Gottes Befehl ausgerichtet im geistlichen und weltlichen Stande, so wollten wir Zeit genug finden, die Speise, Kleider, Platten und Meßkleider zu reformieren. Wenn wir aber solche Kamele verschlingen und dafür Mücken seigen, die Balken stehen lassen und die Splitter richten wollen, so möchten wir wohl auch mit dem Konzilio zufrieden sein.“¹⁾

Das Konzil von Trient bedeutet die anhebende katholische Selbstbesinnung, nach der vor Luther ein Jahrhundert lang immer und immer wieder der Ruf erschollen war. Aber sie wurde erst ernst, nachdem das reformatorische Nein und Ja das Eine, was not ist, und damit den geistigen Kern der Kirche mit unerhörter Wucht wieder in die Mitte gerückt hatte, aus der es durch den Geist des Abfalls verdrängt worden war²⁾. Das Konzil erkannte an, daß der Mensch durch nichts Gottes Gnade gleichsam als Lohn fordern könne, daß nur tiefe Demut das Geschöpf würdig macht Gefäß der Gnade zu werden. So begann unter der Wirkung des reformatorischen Geistes die

1) Schmalkaldische Artikel, Einleitung.

2) „Indem Luther eine Bewegung der Geister hervorrief, welche Jahrhunderte erschütterte, hat die Vorsehung durch ihn die Kirche in ihrem innersten Heiligtum gereinigt von den verführerischen Reizen der Renaissancekultur und hat durch diese bittere Arznei neues, junges Leben im ganzen Organismus der Kirche entzündet. Und Luther war das mächtigste Werkzeug in diesem Reinigungswerke . . .“ (Domdekan Dr. F. X. Kiefl, Hochland, 15. Jahrg., S. 9). Vgl. damit die gewöhnliche römisch-katholische Beurteilungsweise des Reformators: Luther der geschworene Feind der Kirche, der „Verwüster“ der heiligen Religion (Grisar). Moderne religiöse Dialektik bringt es fertig, beide Anschauungsweisen gleichzeitig zu bejahen.

bewußte innere Abkehr vom Renaissancekirchentum — und wenn sie einmal vollendet sein wird, dann wird der reformatorische Geist sein Werk getan haben, das auf die eine Kirche Christi gerichtet ist, mag auch die Zwischenzeit eine Zeit tiefer Spaltungsnot sein.

Wäre das Konzil, an das Luther immer wieder appelliert hatte, um zwei Jahrzehnte früher gekommen, zu einer Zeit, wo die reformatorische Flutwelle noch nicht alle Dämme überspült hatte; wären die Wächter wach und auf ihrem Posten gewesen und hätten sie sich wenigstens den Schlaf früher aus den Augen gerieben gehabt, hätten sie früher die Tragweite und den Ernst des reformatorischen Protestes zu erfassen vermocht: dann hätte nach menschlichem Ermessen die Reformation schwerlich zur Kirchenspaltung geführt, dann wäre sie wohl geblieben, was sie sein wollte: Reformation, nicht Revolution. Aber das war eben die weltgeschichtliche Schuld, daß die Wächter nicht wach waren. Und so kam das Unheil in Fluß. So wurde Christentum zu einer Parteisache. Einst stand über der Eingangspforte der *Una sancta ecclesia*: Christus ist der Sinn der Schöpfung. Heute steht über der Eingangspforte zum katholischen Kirchentum: Hier ist die allein wahre Kirche; und über der Pforte zum protestantischen: Hier ist der allein wahre Glaube. Und die meisten haben sich schlecht und recht damit abgefunden, daß es so ist, und ihr geistiges Verhalten solchem widersinnigen, unchristlichen Zwiespalt angepaßt. Aber nur die Sünde kann Glaube und Kirche voneinander trennen. Wessen Sünde? In unseren gedruckten Gebeten sagen wir: So du willst Sünden anrechnen, Herr, wer wird bestehen? In der Öffentlichkeit aber und als aufgeklärte, historisch gebildete Christen sagen wir: Der Verwüster unserer heiligen Religion, der Zerstörer der geistigen und religiösen Einheit des Abendlandes, das ist der Irrglaube Luthers. Es will uns scheinen, daß der Tonfall solcher Rede der Sprache jener verwandt ist, die selbst Rodrigo Borgia, den Freund der

schönen Vanozza de Catanei, als „Seine Heiligkeit“ Papst Alexander VI. ehrten und duldeten, ihm als den auserwählten Statthalter Christi auf Erden die Füße küßten — denn was hat das „Amt“ und die „Würde“ des obersten Hirten der Christenheit mit der Person des Inhabers solcher Würde gemein? — und auf seinen Wink hin den florentinischen Bußprediger und Dominikanerprior auf den Scheiterhaufen führten. Ist es nicht der Gehorsam, was den Bestand der Kirche Christi verbürgt? Ist dieser Gehorsam nicht ebenso wichtig wie der Glaube? Ist er nicht selbst — der Glaube?¹⁾

Mit wahrhaft erschütternder Tragik kommt der Konflikt zwischen dem Gehorsam gegen die menschlich-allzumenschlichen Vertreter der streitenden Kirche und dem „persönlichen, von Gott erleuchteten und geleiteten Gewissen“ in dem Prozeß zum Ausdruck, den ein kirchliches Gericht mit „empörender Niedertracht“ (Pribilla) gegen die daraufhin exkommunizierte und verbrannte Heilige von Orleans führte²⁾. Der katholische Christ muß sich dem kirchlichen Urteilsspruch beugen, dem Urteilsspruch einer Kirchlichkeit, die im Namen Christi, des Gekreuzigten, ihren höchsten Autoritätsanspruch in praxi auch gegenüber dem persönlichen Gewissen geltend macht. „Denn Gott allein, der in der Kirche spricht, ist das Gericht vorbehalten. Wenn aber die Kirche sprach (auch wenn sie nicht

1) Papst Pius XI. soll nach dem Bericht katholischer Blätter bei einer Audienz Mailänder Pilger 1925 gesagt haben: „Eine sinngemäße, geschlossene, unverbrüchliche, einzige Disziplin muß von einem Geiste erfüllt sein und dem Vorsatz, dem zu folgen, dem zu folgen die Pflicht vorschreibt. Und dies, selbst wenn es gilt das Opfer eigener Überzeugung zu bringen, derzufolge es vielleicht dem einzelnen richtiger erscheinen mag nach der einen Seite zu gehen, während ihn die Pflicht nach der entgegengesetzten Seite lenkt. Denn es gibt keine höhere Weisheit als die des Gehorsams; wer gehorcht, entledigt sich der Verantwortung; er hat alles getan, was die christliche Klugheit von ihm verlangt, und hat das Recht auf Lohn“. (Nach Bayr. Volkszeitg. Nr. 43; 20. Februar 1925).

2) Vgl. darüber Max Pribilla S. J., „Die Jungfrau von Orleans eine protestantische Heilige?“ „Stimmen der Zeit“, Jan. 1926, S. 241—259.

unfehlbar sprach), ist ihm ein Weg gewiesen, den er zu gehen hat, auch wenn er ihm recht, unbegreiflich ' scheinen sollte " ¹⁾. Schon Petrus Lombardus, der 1164 starb, hatte gelehrt, der Christ müsse Gehorsam üben, wenn ihm die Kirche unter Strafe etwas gebiete, was er in seinem Gewissen klar als unrecht erkennt. Nach Max Pribilla ²⁾ haben die großen Kommentatoren des Petrus Lombardus „diese verkehrte Ansicht in Übereinstimmung mit dem kirchlichen Gesetzbuch allgemein abgelehnt“. Aber ist dadurch, daß die einen eine von andern vertretene Ansicht ablehnen, der Konflikt gelöst — der harte, schwerwiegende Konflikt, der immer wieder und zumal in auf geistige Selbständigkeit bedachten Jahrhunderten auftaucht, sei es vor oder nach der Reformation, der Konflikt zwischen dem persönlichen religiösen Gewissen und einer Kirchlichkeit, die vor allem auf irdische Sicherung und Umpanzerung eines bestimmten religiösen „Besitzes“ ausgeht, die in der „Wahrung“ dieses Besitzes ihre erste Aufgabe erblickt und darum durch unzeitige, allzu bereitwillig angewendete Gewaltmethoden geistiger oder ungeistiger Art Konflikte öfter aufs unheilvollste steigert und verschärft statt sie zu lösen? Es kommt hier nicht auf da oder dort zu findende Äußerungen theologisch geschulter Männer an — denen wohl sogar gegenteilige Äußerungen gegenüberstehen — sondern auf die praktische Einstellung, die im Konfliktsfalle beobachtet wird. Dogmatische Glaubenskorrektheit, die im Namen der Wahrheit und der Überlieferung dem persönlichen Gewissen gegenübertritt, entbehrt als solche des sicheren Taktes und Feingefühls, das im gegebenen Falle aus den jeweiligen Umständen heraus das „richtige“, das christuswürdige Vorgehen finden läßt: ein Vorgehen, das ebenso weit von ungerechtfertigter Gewalt wie von verderblicher Gleichgültigkeit gegenüber Abwegen entfernt sein muß. Der Konflikt zwischen der streitenden Kirche und dem persön-

¹⁾ Erich Przywara S. J., „Stimmen der Zeit“, Jan. 1926, S. 260.

²⁾ A. a. O. S. 255.

lichen Gewissen, das sich wie bei der heiligen Johanna völlig auf Gott verläßt¹⁾, ist überhaupt nicht allein von Theologie,

1) „In dem Falle, daß die Kirche von mir den Widerruf verlangte, werde ich keinen Menschen in der Welt, sondern nur Gott als Richter anerkennen und immer Gottes Gebot erfüllen“. „Auf die Frage, ob . . . der Papst nicht ihr Richter sei, antwortet sie: ,Ich sage euch darüber nichts weiteres. Ich habe einen guten Meister (Lehrer), nämlich Gott, auf den ich mich völlig verlasse, und nicht auf einen andern‘. Dann wurde ihr gesagt, wenn sie nicht an die katholische Kirche glaube, so sei sie eine Ketzlerin und würde durch andere Richter zum Feuertod verurteilt werden. Darauf antwortet sie: ,Ich werde euch darüber nichts weiteres sagen. Und wenn ich das Feuer vor mir sähe, so würde ich genau das sagen, was ich euch sage, und nichts anderes‘.“ (Verhöre vom 31. März und vom 2. Mai 1431, „Stimmen der Zeit“, Jan. 1926, S. 248). Jeanne d'Arc war ebensowenig eine „protestantische Heilige“, wie Luther ein Heiliger war. Aber trotz der verschiedenen Umstände drängt sich hier der Gedanke an Luthers Verhalten vor dem Wormser Reichstag auf. — Vgl. auch die Dokumente zum „Fall Wittig“ in „Una Sancta“ (Frommanns Verlag, Stuttgart) 1926, Heft II, S. 208 ff. und Joseph Wittigs Erklärung vom 20. Juni 1926 („Die christliche Welt“ 1926, Nr. 14, Sp. 720): „Ich habe meine Bücher für das Volk geschrieben, wahrlich aus Erbarmen mit seiner religiösen und kirchlichen Not . . . Mehrere Male habe ich mich bereit erklärt, alle Irrtümer zu widerrufen, die etwa darin sein sollten. Aber die kirchlichen Ämter haben mir bis jetzt keine einzige irrgläubige Stelle nachweisen können, sondern nur in Bausch und Bogen alles verurteilt, als ob mein ganzer Glaube und all mein priesterliches Helfenwollen irrig wäre. Die verlangten Eide habe ich in priesterlichem Gehorsam früher schon geschworen und stehe noch dabei, weigere mich aber, sie zu wiederholen, wenn mir nicht bewiesen wird, daß ich sie gebrochen habe. Dies ist mein ,Ungehorsam gegen das römische Amt‘. Es ist vielmehr Gehorsam gegen Gott, dem man mehr gehorchen muß als den Menschen, und gegen Christus, der gesagt hat: ,Ihr sollt überhaupt nicht schwören‘.“ — Thomas von Aquin sagte: „Omnis enim homo debet secundum rationem agere“. Max Pribilla bemerkt dazu („Stimmen der Zeit“, Juni 1922, S. 204): „Thomas von Aquin sagt daher allgemein, daß jeder Willensentscheid, der im Widerspruch mit dem Gewissen (mag dieses richtig oder falsch urteilen) erfolgt, schlecht und sündhaft sei“. Wie man das im konkreten Einzelfall verstehen soll und zu verstehen pflegt, zeigen folgende Sätze einer großen katholischen Tageszeitung: „Sicherlich ist das Gewissen die Richtschnur für das Handeln. Aber dieses Gewissen ist nicht autonom. Es ist gebunden an objektive Gesetze, gebunden an die Anordnungen der legitimen Autorität“. (Augsb. Postztg. vom 19. Juni 1926, S. 1). Also ist das Letzte — die „legitime Autorität“. Denn in welchem Sinne in diesem Zusammenhang das Wort „gebunden“ zu verstehen ist, kann ja nicht zweifelhaft sein. Und so stürzt man gerade hier aus einem Extrem ins andere: aus dem Extrem des allein auf sich selbst gestellten Privatgewissens —

von dogmatischer Rechtgläubigkeit, von prinzipiellen theoretischen Festlegungen aus lösbar. Er ist, unter welchen Umständen auch immer er auftreten mag, nicht von irgendwelchen, aus der Vergangenheit überkommenen Feststellungen, Einrichtungen, formalen Sicherungen aus lösbar, sondern nur durch die praktische, wegweisende Kraft aus dem *Hic et nunc* emporquellender „Liebe“, durch die Kraft und das Feingefühl einer Liebe, die nicht Zitat oder Predigtthema oder theologischer Begriff ist, sondern wirkende Wirklichkeit Christi, des als Ketzer Gekreuzigten. Sie allein vermag es, immer aufs neue den Abgrund zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Sollen und Sein zu überbrücken und das Richtige zu finden, während die meist allzu plump zugreifende Hand bloßer Glaubenskorrektheit immer in Gefahr ist, gleich den Gottesgelehrten von Jerusalem im Namen des überlieferten Wahrheitsbesitzes und seiner geschichtlichen Sicherung den lebendigen Logos selber ans Kreuz zu schlagen — denselben, dessen Primat sie aufrecht zu halten meint. „*Venio iterum crucifigi*“. Wo bloße

mit allen den unsagbar unheilvollen, zerstörenden Folgen dieser Haltung — in das Extrem des religiös zwangsweise an den jeweiligen Spruch der Autorität gebundenen Gewissens (auch wenn die Autorität „nicht unfehlbar sprach!“). Dieser Fluch der Extreme ist es ja gerade, was die Lösung der Frage unter den heutigen geistigen Umständen als praktisch aussichtslos erscheinen läßt. In so dünnen, glaubensschwachen Jahrhunderten wie den vergangenen und gegenwärtigen lassen sich hier als Ersatz und Scheinlösung zwar theoretische Formulierungen ausklügeln, die von der religiösen Theorie aus gesehen das Richtige bezeichnen, aber das Entscheidende ist die Anwendung: die von Christus aus gesehen „richtige“ Beurteilung der realen geschichtlichen Konfliktsfälle, die also viel mehr sein muß als eine bewußt-unbewußte Begründung und Verteidigung des geschichtlich Tatsächlichen, und die praktischen Folgerungen für das jeweils gegenwärtige religiös-geistige Leben. Solange das religiöse Gemeinschaftsgewissen seine Stimme zwar dort mit allem Nachdruck und aller Entschiedenheit zu erheben pflegt, wo es sich um die „Wahrung“ konfessionell-kirchlicher „Interessen“ handelt, nicht aber dort, wo es schwere eigene Versäumnisse und Fehlhaltungen zu erkennen und zu sühnen gilt, ist das Gemeinschaftsgewissen krank. Solange es aber krank ist, bleibt das wirkliche Leben im Banne des Extremkrampfes.

Rechtgläubigkeit die Stelle der Liebe einzunehmen sucht, jener Liebe, die nach Paulus größer ist als Glaube und Hoffnung, da erwächst nicht Heil, sondern Unheil.

Wenn es nicht nur „anerkannte“, sondern auch lebendig erfaßte und von den Maßgebenden praktisch befolgte kirchliche Lehre ist, „der Mensch müsse es vorziehen, eher in der Exkommunikation zu sterben, als etwas zu tun, was sein Gewissen ihm verbietet“¹⁾, wie bringt man es dann fertig, schon seit vier Jahrhunderten über Martin Luther den Stab zu brechen, weil er sich um seines Gewissens willen nicht zum Widerruf bereit fand? Sind die Vertreter der streitenden Kirche nur in der Theorie keine Richter über das persönliche Gewissen? Und hängt es denn wirklich unter allen Umständen letztlich vom persönlichen Willen des Menschen ab, von seiner Demut oder seinem Hochmut, ob er gleich so manchem Heiligen im Falle des Konflikts zwischen Gewissen und kirchlicher Obrigkeit der sichtbaren Kirche ehrlicher Weise die Treue wahren

1) Max Pribilla S. J., „Stimmen der Zeit“, Jan. 1926, S. 255. Wie Pribilla auf Grund von Yves de la Brière, *Etudes*, schreibt (a. a. O., S. 252), gehört diese ganze Frage „zu den heikelsten der Theologie“. „Das mag der Grund sein, warum sie so selten von den Theologen behandelt wird, obwohl dies eigentlich ein Antrieb hätte sein sollen“. „Die mittelalterliche Scholastik, der die Zughaftigkeit der neueren Theologie fremd war, hat oft die Konflikte behandelt, die sich aus einer irrtümlichen oder mißbräuchlichen Geltendmachung der kirchlichen Autorität ergeben können“. (S. 255.) Woher kommt die Zughaftigkeit der nachreformatorischen Theologie, jene Frage klar, gründlich, allseitig ins Auge zu fassen? Sollte die herkömmliche Wertung der Reformation und der ihr vorausgehenden Konflikte zwischen persönlichem Gewissen und kirchlicher Obrigkeit hemmend im Wege stehen? — An anderer Stelle („Stimmen der Zeit“, September 1925, S. 413) spricht derselbe Theologe von der „heiklen Frage der Inquisition“: „Wie aktuell diese Frage immer noch ist, zeigt die neuerliche Äußerung Harnacks, daß die Rekatholisierung der Christenheit notwendig die Wiederkehr der Glaubensverfolgungen und der Kirche als ‚Zwangsanstalt‘ bedeuten würde. Nun sagte mir vor einiger Zeit ein bedeutender katholischer Historiker, er habe wiederholt junge katholische Gelehrte zur geschichtlichen Erforschung und Darstellung der Inquisition angeregt, doch keinen gefunden, der sich dieser dringenden Aufgabe hätte unterziehen wollen. Freilich fügte er hinzu: ‚Wer es unternimmt, muß starke Nerven haben,‘“

kann? Jeanne d'Arc wahrte mit ihrem Willen Gott und der Kirche die Treue. Der Wille der Kirche war es, der Kirche, in deren Namen höchst „rechtgläubige“ Menschen über Johanna den Stab brachen, daß sie ausgeschlossen wurde. Und wäre wohl Martin Luther zum Urheber einer unheilvollen Kirchenspaltung geworden, wäre er geworden, was er nicht werden wollte, wenn in jenem Konflikt zwischen kirchlicher Obrigkeit und persönlichem Gewissen die kirchlichen Machthaber und Schriftgelehrten jener Zeit dem „Reformator“ und seinem religiösen Wollen mehr Verständnis hätten entgegenbringen können, wenn sie darum weniger schroff und einseitig mit dem starren Entweder-Oder überkommener kirchlicher Glaubenskorrektheit ihm entgegengetreten wären, wenn sie nicht selber ihn geistig und praktisch exkommuniziert hätten? Ist die Rolle sehr rühmlich, die zumal ein Johann Eck im „Fall Luther“ gespielt hat?

Wenn Nathan Söderblom mit ungezählten ernstesten Protestanten von der römischen Kirche sagen zu dürfen glaubt: „Eines fehlt, die Achtung vor der Forderung persönlicher Wahrheit der Seele und ihres Umgangs mit Gott“¹⁾, so wäre

¹⁾ Einigung der Christenheit, Halle 1925, S. 117, vgl. „Stimmen der Zeit“, Jan. 1926, S. 255. — Max Scheler bezeichnete es 1920 im „Hochland“ im Hinblick auf die Kirchenspaltung als notwendig, daß beide Teile das, „was ihnen fehlt“, erkennen: dem Protestanten der sozial-religiöse Gedanke, dem Katholiken „die wahre Achtung vor der geistigen Persönlichkeit und der spontanen Regsamkeit ihrer Geistes- und Gewissenskräfte“. (Vgl. Max Scheler, Schriften zur Soziologie und Weltanschauungslehre, III. Band, 1. Teil, S. 45). Die erwähnten Äußerungen der „Stimmen der Zeit“ zeigen, daß man auf „gut“ katholischer Seite jene Notwendigkeit bestreitet, weil sie von der katholischen Theorie aus gesehen nicht besteht — und weil wir uns, ohne es zu merken, weit hingewöhnt haben, die Theorie, die „Lehre“, als das im religiösen Leben Entscheidende zu betrachten. Die Einstellung Christi war hier ganz anders als die unsrige. Wenn auch er, wie wir es gewohnheitsmäßig und halb unbewußt tun, die Wahrheit mit einer bestimmten religiösen Theorie, mit irgendwelchen theoretischen Aufstellungen gleichgesetzt hätte, hätte er dann wohl gerade sehr ungelehrte, sehr untheologische Naturen zu seinen Aposteln berufen, hätte er dann wohl zu den stolzen, standpunktstreuen Schriftgelehrten gesagt: „Ihr Otterngezücht“?

es christuswürdiger und besser, gegenüber diesem heutigen protestantischen Grundeinwand gegen den geschichtlichen Katholizismus sich selbst und den andern offen zuzugeben, daß es die Vertreter der streitenden Kirche nicht nur im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert allzu oft an dieser Achtung haben fehlen lassen, als daß man versucht, jenen Einwand durch den Hinweis auf da oder dort begegnende theologische Formulierungen zu entkräften und zu „widerlegen“. Denn es ist ja offenbar, daß sich jenes „Eines fehlt“ nicht auf die religiöse Theorie bezieht, sondern auf die praktische Grundhaltung bei so manchen der im Einzelfall „die Kirche“ vertretenden geistlichen Würdenträger, auf jene Grundhaltung, die im Falle der heiligen Johanna und im Falle Savonarolas besonders kraß und handgreiflich hervorgetreten ist und die unter anders liegenden Umständen auch beim Ursprung der reformatorischen Kirchenspaltung eine Rolle spielt¹⁾. Es handelt sich hier nicht um Fragen der religiösen Lehre, sondern um Fragen des religiösen Lebens. Man verleugnet die „Lehre“, man verleugnet im Leben das „Tu es Petrus —“, wenn man es viel mehr rechtlich-autoritativ als religiös-lebendig, religiös-organisch auffaßt. Man hätte sich Luther gegenüber anders verhalten müssen um den Glauben an das „Nec portae in-

¹⁾ Es sei hier auch kurz an den „Fall Newman“ erinnert, um näher an die Gegenwart heranzukommen. Weil er konkreter dachte als seine kirchlichen Gegner, die „in der Wirklichkeit nur ihre Ideen sahen“, weil er auch um der Kirche selbst willen eine lebendige, positive Auseinandersetzung mit den Zeitideen, eine Aneignung des Positiven und Vorwärtsführenden innerhalb der modernen Kultur für notwendig und ängstliche Absperrung von den Geistesströmungen der Zeit für falsch und gefährlich hielt, weil er die Freiheit „in dubiis“ bei aller Beugung unter die Autorität besser geachtet wissen wollte — darum wurde er nach seinem Übertritt zur römischen Kirche dreißig Jahre lang „das Opfer unüberwindlichen Mißtrauens und schlimmster Verdächtigung“, darum wurde er von Manning, der damals Erzbischof war, in Rom als Mittelpunkt aller antirömischen Bestrebungen in England bezeichnet. (Nach M. Laros, Newman, in dem Sammelband „Religiöse Erzieher der katholischen Kirche“, Leipzig o. J., S. 320 ff.) Joh. Bapt. Hirscher, der u. a. Diözesansynoden mit Laienbeteiligung wünschte, mußte Ähnliches erfahren.

feri —“ im Leben wahrhaft zu bewähren. Denn gerade dieser Glaube widerspricht sich ja selbst, wenn er sich mit praktischer Ängstlichkeit und liebbarer Starrheit verbindet. Jene Forderung des Gehorsams, hinter der man allzu deutlich die Drohung der religiösen Verurteilung, ja der rohen Gewalt stehen fühlt¹⁾ und nicht, wie es Sendboten Christi entspricht, den Atem verbender, verstehender Liebe, einer Liebe, die sich selbst verleugnen würde, wenn sie daran ginge glimmenden Docht gewaltsam auszutreten, eine solche weltlich-autoritativ gefärbte Gehorsamsforderung mußte, da sie immer unumschränkter sich geltend machte, immer mehr religiösem Machiavellismus verfiel, schließlich den Protest zum Durchbruch bringen: denn die Wahrheit des höchsten Lebens wehrt sich gegen ihre Entstellung. Als der Durchbruch aber einmal geschehen war, ließen sich die Wasser ihre Richtung nicht mehr vorschreiben. Nur aus einer großen Vertiefung und Weitung, nur aus einer neuen, tiefen Verwirklichung der Urkraft des neuen Bundes, der Urkraft der Liebe Christi in den Seinen, kann und wird neuer, tieferer Gehorsam erwachsen, tieferer Gehorsam gegen den lebendigen Herrn der Kirche in allen: „auf daß alle eines seien.“

XVII.

Das reformatorische „Nein“, das radikale Zurückgreifen allein auf Gottes Wort unter Mißachtung jener kirchlichen Tradition, deren Besitz sich auch die kirchlichen Führer im Rom der Renaissance rühmten, mit deren Besitz sie die Sprache des

1) Kardinal Cajetan hatte nach der Augsburger Unterredung von 1518 Luther „voll Zorn“ verboten, noch einmal vor seinen Augen zu erscheinen, wenn er nicht widerrufen wolle. (Vgl. Luthers Brief vom 18. Oktober 1518 an Cajetan.) Da Luther zu Ohren kam, daß Cajetan Weisung habe, ihn bei Verweigerung des Widerrufs zu verhaften, entwich Luther nach Nürnberg. Bekannt ist auch das Verhalten, das der päpstliche Nuntius beim Reichstag in Worms als Vertreter der Kirche Christi für angemessen hielt. Ihm ist es nicht zu danken, wenn Luther nicht das Schicksal des Johannes Huß teilen mußte.

Gewissens zudeckten, dieses Nein ist die Auflehnung nordischen Wahrheitsernstes gegenüber einer im übeln und übelsten Sinne romanisierten Zeitform des geschichtlichen Christentums. Es ist die Auflehnung des herben nordischen Bodens und des grauen nordischen Himmels gegen die erschlaffende Weichheit südlicher Sonne, gegen die seelischen Gefahren, die in südlicher Formen- und Farbenfreudigkeit liegen. Diese Auflehnung ist nötig, damit diese Gefahren erkannt werden und damit ihnen begegnet wird. Aber auch das nordische Wesen hat seine schweren Gefahren — und so wird es jenes Verlangen nach Ergänzung, das nordische Dichter und Gestalter immer wieder nach dem Süden treibt, niemals ganz los. „Ruhige Bildung“ — die nach Goethes Worten durch Luthertum und „Franztum“, die beiden großen Mächte des Umsturzes, zurückgedrängt wurde — kann in ihrer tiefen Lebensbedeutung durch das nordische Gemüt niemals so erfaßt werden wie vom Südländer, der das Kind einer ganz anderen und viel reicher und farbigere gestalteten Naturumgebung ist. Dem nordischen Wesen liegt die Gefahr der ideellen Übersteigerung des als wahr Erkannten, als wahr Erfühlten, ebenso nahe wie dem südlichen die Gefahr des genießenden Ausruhens und Sichwiegens in gegebener Form. Jenes neigt dazu, um der „Idee“ und ihrer ungetrübten Reinheit willen alle Rücksichten auf Vorhandenes vollkommen zur Seite zu schieben und in ihnen sogleich Verrat an der Idee zu wittern. Dieses hat die Neigung, im Kompromisseschließen zu weit zu gehen, dem Vorhandenen und irdisch Gegebenen als solchem zu viel Recht einzuräumen. Und so bedürfen beide einander und haben einen heimlichen Zug zueinander wie Mann und Weib. Keines ist ohne das andere ein in sich geschlossenes Ganzes und wenn sie sich hassen und auseinanderstreben, so ist es letzten Endes darum, weil jedes das andere braucht, es braucht in seiner unverfälschten Eigenart. Vermischung der beiden Wesensarten löst schroffe Trennung und selbst Feindschaft aus. Ist aber der äußerste Punkt des

Auseinanderstrebens erreicht, so tritt der Umschwung ein und ein neues Zueinanderstreben beginnt — mit dem Ziel polarer Einheit von Ruhe und Bewegung, von Haben und Werden, von Außen und Innen, von Gehorsam und Freiheit. Faust, der typische Nordländer, wird den Drang nach südlicher Schönheit und Formenfülle nicht los und ebensowenig sein nordisches Blut, das ihn kein ruhendes Gleichgewicht finden läßt, das sein Leben von einem äußersten Punkt zum andern treibt. Der Dichter des Faust beklagt es, daß Luthertum ruhige Bildung zurückdränge, daß es dem einzelnen zu viel zu tragen gegeben habe, und gleichzeitig muß er sich doch bewußt bleiben, „was wir Luthern und der Reformation alles zu danken haben“, ihr, die wie ein Durchbruch aus schwüler Überladung in nordisch herbe, kühle, frei wehende Luft ist.

Der stürmende Weckruf des reformatorischen Geistes bedeutet — ehe er in seiner zündenden religiösen Läuterungskraft durch die Politisierung des religiösen Gegensatzes und durch die anhebende rationalistische Seelenerstarrung der kommenden Jahrhunderte zerbrochen, entstellt, verkünstelt wurde — die Auflehnung des Nordens gegen die ins Verderbliche wachsende Übermacht südländischen Geistes in den Bezirken des Glaubens. Er bedeutet aber auch die Auflehnung des Volkes in der ungebrochenen Urwüchsigkeit, selbst Unbändigkeit und Derbheit seines Wesens gegen absolutistische, entartete, allzu gewissenlos und unverständig gewordene Machthaber, gegen Machthaber, die ihre formale Rechtmäßigkeit als gleißnerischen Deckmantel des tiefsten Abfalls von dem Geiste benützen, aus dem ihr formales Recht sich herleitet, ohne den es sinnlos und satanisch wird und den sie doch selber durch ihr eigenes Sein und Wesen mißachten, ja sogar mit Füßen treten, um so in ihren hohen und höchsten Führerstellungen das weithin leuchtende denkbar schlechteste Beispiel zu geben. Juristisch geschulte „ratio“ vermag das Amt selbst von dem Amtsträger zu trennen. Urwüchsig volkhafter

Sinn vermag es nicht. Aus den Armen des Volkes erkor sich Jesus seine Jünger und Apostel, ehe die Feindseligkeit der Schriftkundigen, der Überlieferungstreuen und Gewaltigen ihn als einen Irrlehrer und Volksverführer um der Wahrheit und Ordnung willen „unschädlich“ zu machen wußte. Urwüchsig volkhafter Sinn wird stets nur murrend und äußerem Zwange folgend ein Gottesgnadentum anerkennen, das bei formaler Rechtmäßigkeit innerlich angefault ist und dessen Entartung er inne wird. Er wird nicht ruhen noch rasten mit seinem Einspruch gegen jegliches Sachwaltertum des Geistes Christi, das in Wahrheit und Wesen zu dem Verkünder eines ganz andern Geistes wird, als der ist, der es zu seinem Amt berufen hat. Und wenn die Vertreter der gesetzten Autorität sich sträuben diesen Einspruch zu hören, der Stimme des Volkes, die in diesem Sinne in der Tat die Stimme Gottes ist, sich zu beugen; wenn sie da nicht bewähren, daß sie „ministri Dei“, keine nur irdischen Machthaber, sind, daß ihr Amt Auftrag und Verantwortung ist, nicht „Besitz“, Auftrag dessen, dessen Reich „nicht von dieser Welt“ ist; wenn sie vielmehr in ihrem tiefen Unverstand dem Einspruch des Gemeinschaftsgewissens, der durch die Stimme des Volkes laut wird, mit jenen Mitteln zu begegnen suchen, die ihnen, den vom lebendigen Geiste Abgefallenen, allein noch zur Hand sind, mit den Mitteln der Dialektik, der Disputierkunst, die es versteht mit einem Papierberg von Gründen und „Wahrheiten“ die wirklichen Ursachen des Protestes zuzudecken, und schließlich, nachdem das wirkungslos bleibt, mit den Mitteln nackter, rechtlich-unrechtlicher Gewalt: dann wird mit innerer Notwendigkeit der Protest zur Empörung, der Ruf nach Reformation zur Revolution. Dann stellt sich Gewalt gegen Gewalt. Dann geht alles Fragen nach der legalen Rechtmäßigkeit unter in dem Strudel der durchbrechenden Leidenschaft — und es ist ein widerlich unverständiges und heuchlerisches Gebaren derer, die durch ihren Unverstand und ihre Abtrünnigkeit von dem

Geiste ihrer Stellung solches Unheil heraufbeschworen haben, wenn sie dann mit der Pharisäergeste des bestellten Hüters der moralischen und religiösen Ordnung mahnend und vorwurfsvoll den Zeigefinger erheben und sagen: „Nun seht ihr, was ihr angerichtet habt! Warum habt ihr auch die gesetzte Ordnung verwüstet und durchbrochen und die Einheit vernichtet und den Widerspruchsgeist losgekettet, dessen ihr euch nun selber nicht mehr erwehren könnt! Solange ihr nicht demütig zu der großen, treuen, makellosen Mutter zurückkehrt, in deren Schoß ihr so wohl geborgen waret, solange ihr nicht unser Urteil über die Urheber solch frevelnden Abfalls, solch weiterfressenden Ungehorsams gegenüber der von dem Herrn des Evangeliums gesetzten Ordnung billigt, solange macht ihr unwissend gemeinsame Sache mit den Aufrührern, solange seid ihr Hinausgeschlossene, solange seid ihr, ihr alle, unwissend schuld an dem unheilvollen Fortbestehen des großen Zwiespalts und seid noch ferne von der Erkenntnis der vollen Wahrheit Christi!“ Ist es so sehr zu verwundern, daß heute noch gegenüber der wissend-unwissenden pharisäischen Verlogenheit solcher Sprache und Haltung das unverblünte reformatorische „Nein!“, das Johannes Hus auf die Frage nach dem Widerruf dem Konzil von Konstanz, Martin Luther den erlauchten Herren des Wormser Reichstags entgegenwarf, tausendfach aufklingt? Ist es so sehr zu verwundern, daß solcher Sprache und Haltung gegenüber noch heute immer und immer wieder der Geist jenes göttlichen Ungehorsams emporlodern muß, unter dessen Anklage der Menschensohn selber vor seinen Richtern stand und dem der Geist nicht völlig ferne ist, der aus Martin Luthers Worten in Worms redet: „Mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen, ich kann und will daher nicht widerrufen. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir — —“.

Wir leben noch heute im Reformationszeitalter. Noch heute ringen der Geist der Reformation und der Geist der Renaissance

miteinander, mögen sich die Umstände dieses Ringens auch noch so sehr verändert haben. Aber ob auch die Steine noch fast in derselben Weise hinüber- und herüberfliegen zwischen den beiden Lagern wie einst, ob auch die sichtbaren Grenzen noch heute weiterbestehen und immer mehr bewehrt und umpanzert werden: die unsichtbaren Grenzen zwischen den „einen“ und den „andern“, zwischen den Zeigefingerchristen und den Christen der „getrosten Verzweiflung“, haben sich verschoben. Der Evangelischen im römischen Lager, die das reformatorische Nein gegen den Geist der Ver Zwecklichung der Mittel vernommen haben, sind heute schon viele. Sie bringen es nicht mehr fertig Steine zu schleudern, sie brächten es nicht fertig, auch wenn sie es wollten, sie sind von einem anderen Geiste ergriffen worden und dieser Geist läßt sie nicht mehr los. Es ist der Geist der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein“, mögen sie ihn auch mit ihrem Bewußtsein in der dogmatischen Fassung und Erstarrung, in die ihn rationalistische Jahrhunderte einsperren, in der sie ihn konservieren zu können glaubten, ablehnen. Die von diesem Geist Ergriffenen sind treuere Diener der Kirche, zu der sie sich bekennen, als die bewehrten Verfechter der konfessionellen Panzergerechtigkeit. Und so gewiß diese Ergriffenen in der Kirche Roms niemals aussterben können — auch Martin Luther war ja Katholik, denn Protestanten gibt es erst, seitdem der reformatorische Geist, der Geist des neu ergriffenen „Gott allein ist genug“, zum „Protestantismus“ erstarrte — so gewiß sind sie auch die wahren Träger der Una sancta: Apostel, Sendboten Christi, Träger seines Geistes. Und so gewiß sie die wahren Träger und Stützen des lebendigen Baues der Kirche sind, so gewiß ist ihr religiöser „Gegner“ nicht der „Andersgläubige“, sondern der Geist jener, von denen der Herr der Kirche sagte: „Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer! Ein wenig Teig schon vergiftet das Ganze . . .“ Wenn auch im „evangelischen“ Lager die Zahl derer, die den Weckruf des reformatorischen, des evangelischen,

des urkatholischen Geistes vernommen haben — ihn vernommen haben, nicht nur um ihn wissen, nicht nur ihn „bekennen“ — groß genug sein wird, so groß und so wach, daß ihr Geist mächtiger geworden ist als der der „andern“ in ihren Reihen: dann wird das Reformationszeitalter zu Ende gehen, dann wird das Zeitalter der unaufhörlichen Religionsgespräche, das Zeitalter der tiefen Spaltungsnot und der vernichtenden geistigen Völkerkriege und des ganzen Jammers der Glaubensferne zerrennen wie ein Nachtnebel, dann wird ein neuer Tag unseres Gottes anbrechen, dem das Erdenrund gehört.

Denn wenn der Geist des Abgrunds, der immerdar am Werke ist und der gelassen über den Jammer von Tausenden hingrinst, der Geist, der alle sinnlich-übersinnlichen Freier gerne sieht und der in mancherlei Gestalten vergoldete Standpunkte, gleißende Kuppeln, verzierte Sessel mit besonderer Vorliebe umwittert und umschmeichelt, wenn er es fertig gebracht hat seinen Samen in der Kirche der Apostel so üppig aufgehen zu lassen, von den Tagen des Judas Ischarioth bis zu denen Rodrigo Borgias, wie hätte er sich nach so stolzen Erfolgen seiner Tätigkeit zur Ruhe begeben sollen? Der Brandgeruch der Flammen, die einen Ketzer verzehren, mochte ihm wohl wie süßer heimatlicher Weihrauch erscheinen. Wir sind heute alle aufgeklärt genug um zu wissen, daß Luthers inneres Ringen mit dem bösen Feind in ganz natürlicher Weise aus pathologischen Angstgefühlen und religiösem Skrupulantentum zu erklären ist, als eine Wirkung von „Nachtseiten des Seelenlebens“, als Wirkung „eines so abnormen, krankhaft-stürmischen und ungeheuer erregten Innenlebens, wie es aus Luthers gewaltigem Schrifttum zu uns spricht“¹⁾. Wir sind heute aufgeklärt genug, um sogar einsehen zu können, daß die „Zustände innerer Erregung“, an denen Luther zumal in der Zeit vor seinem Hervortreten zu leiden hatte, „mag ihre physiolo-

1) Domdekan Dr. F. X. Kiefl, Hochland, 15. Jahrg., I, 11.

gisch-körperliche Wurzel zu erklären sein wie immer“¹⁾, „einen Grad innerer Zerrüttung und Verzweiflung zur Folge hatten, aus welchem er keinen anderen Ausweg sah als eben jenen Gedanken, den er dann mit ungeheurer Energie und Zähigkeit zum Eckstein seines religiösen Denkens gestaltete“ (Kiefl). Wir sind heute dank den Methoden moderner Wissenschaft aufgeklärt genug, um gewahr zu werden, daß hier, in jenen wesentlich „physiologisch-körperlich“ bedingten individuellen Zerrüttungs- und Verzweiflungszuständen, „die Wurzel der ganzen religiösen Ideenwelt Luthers“, „das tiefste Geheimnis seines Lebenswerkes“ liegt, somit also der Ursprung der ganzen reformatorischen Bewegung, soweit sie auf Luther zurückgeht²⁾, und es wird wohl nicht lange dauern, so wird katholische Religionspsychologie uns schwarz auf weiß nachweisen, daß das Luthertum wirklich Schritt für Schritt aus physiologisch-körperlich bedingten abnormen Zerrüttungszuständen in der individuellen Psyche jenes thüringischen Bauernsohnes hervorgegangen ist — und die apologetische Rüstkammer wird um einen blinkenden, nach neuesten wissenschaftlichen Methoden zugeschliffenen Dolch zur geistigen Erledigung des Gegners und Rivalen reicher sein. Wir sind fromm und aufgeklärt genug, fromm durch Aufgeklärtheit, aufgeklärt durch Frömmigkeit, um das physisch und psychisch Pathologisch-Abnorme darin zu erkennen, wenn Luther versichert, er habe die Schrecken des Gerichtes Gottes gefühlt, „daß ihm die Haare zu Berge gestanden“. Unsere fromme Aufgeklärtheit und unsere wohlfrisierte Gläubigkeit bewahren uns fortgeschrittene Söhne des Weltkriegschristentums davor, daß wir in ähnliche abnorme,

1) Ebenda. Es bietet sich hier nach Dr. Kiefls Worten „für bestimmte Richtungen moderner Religionspsychologie . . . eine reizvolle Aufgabe und ein klassisches Feld der Forschung“; ohne Zweifel ein höchst anregender Hinweis!

2) Die gleiche Ansicht vertritt der Lutherforscher Hartmann Gisar S. J. Nach ihm glaubte Luther „für seine persönlichen anormalen Zustände ein bleibendes Beruhigungsmittel im Komplex“ seiner „Irrtümer zu finden“. (Vgl. „Stimmen der Zeit“, August 1922, S. 384.)

krankhafte Zustände geraten und in ähnlicher Weise an der Verdienstlichkeit unserer frommen Werke und Predigten zweifeln: wir wissen ja, daß wir die Wahrheit besitzen, und mag die Welt ringsum zerschellen und zerscheitern! Wir sind aufgeklärt genug um mit dem altbösen Feind niemals handgemein zu werden. Wir haben gelernt uns vertragen und erfragen. Wir brauchen unser Tintenfaß viel zu notwendig um sanfte Predigten zu schreiben und die „Andersgläubigen“ zu widerlegen und sie geistig zu verbrennen, als daß wir es gegen die Spukgestalt des Bösen schleudern könnten, der in gemütlicher Unsichtbarkeit in der Ecke sitzt und sich an der Sachlichkeit, Geistigkeit und Feinheit unserer aufgeklärten geistigen Geschäftigkeit innerlichst erwärmt und erbaut. Wir sind fromm und aufgeklärt genug, um es als höchst interessantes psychologisch-religionsgeschichtliches Dokument werten zu können, um mit lächelnder Entdeckerfreude den Keim der ganzen lutherischen Irrlehre darin erschauen zu können, wenn Luther versichert: „Ich war der elendeste Mensch auf Erden. Tag und Nacht war eitel Heulen und Verzweifeln, daß mir niemand steuern konnte. Also ward ich gebadet und getauft in meiner Möncherei. Gott sei Lob, daß ich mich nicht zu Tod geschwitzt habe. Ich wäre sonst längst im Abgrund der Hölle mit meiner Mönchtaufe. Denn ich kannte Christum nicht mehr recht denn als einen strengen Richter, vor dem ich fliehen wollt und doch nicht entfliehen konnte . . .“¹⁾.

Wir sitzen im behaglichen Zimmer auf unserem Stuhl und lesen das, so wie wir auch beim Duft einer Nachmittagszigarre von der Ausgrabung einer ägyptischen Königsmumie lesen, und freuen uns unseres normalen, gesunden seelischen Gleichgewichts, das von solchen Nachtseiten des Seelenlebens glücklicherweise durch den ruhigen Besitz unseres angestammten evangelischen oder katholischen Glaubens immerdar verschont

¹⁾ Nach Kiefl, a. a. O., S. 14.

bleibt; wir schreiben sodann einen lichtvollen, tiefschürfenden Aufsatz über die Verständnislosigkeit, mit der die Andersgläubigen bei allem guten Willen unserem eigenen Glauben und seiner nicht genug zu rühmenden Stärke und Herrlichkeit immer wieder begegnen, und wissen nichts davon, daß gleichzeitig in der nächsten Straße eine Mutter, als sie aus der Fabrik heimkommt, ihr Kind erstickt, weil sie das Kostgeld für den kleinen Wurm nicht mehr bezahlen kann, daß gleichzeitig ein Arbeiter, der von seinem gut christlich gesinnten Arbeitsherrn mit hundert andern die Entlassung bekommen hat, vor den Augen seines Weibes und seiner Kinder eine Schnapsflasche leert und seine Kinder betteln schickt, daß gleichzeitig, während wir uns zu Hause in frommer Privatgeistigkeit und wissender Aufgeklärtheit wiegen, ein christlicher Staat Europas den dunkelhäutigen Eingebornen eines fernen Erdteils die Überlegenheit der christlichen Kultur mit Hilfe von flinken Maschinengewehren handgreiflich nahe bringt, daß gleichzeitig in der Nähe und in der Ferne hunderterlei geschieht, das vor den Thron des ewigen Richters als eine einzige riesenhafte Anklage unserer aufgeklärten, standpunktfesten, geisterfüllten Frömmigkeit hintritt — während wir den Kopf schütteln über die abnormen Seelenzustände jenes Mönches aus der Zeit der Renaissance, der in völliger Verkennung der christlichen Wahrheit Christum nicht mehr kannte „denn als einen strengen Richter“, vor dem er fliehen wollte und doch nicht entfliehen konnte, der darum allein im Glauben an den Gekreuzigten die Rettung erblickte und die geruhsam stolze, besitzesgewisse offizielle Christlichkeit der kirchlichen Führer seines Zeitalters mit „pathologischer“ Leidenschaft zu hassen anfang . . .

Luther war ein Mann der Leidenschaft, aus zähem, knorrigem deutschen Holz geschnitzt, ein Mann, der mit dem Teufel rang, während andere im Gewohnten beharrten oder auf Macht und feine Geistigkeit ausgingen. Wohl keine der Schriften, die er als Reformator verfaßte, ist ganz sine ira et studio geschrieben

und durch manche weht ein erschreckender Atem revolutionärer Leidenschaft. Die Glut seines Erlebens und Zugreifens muß einer geistig so zerblasenen Zeit wie der heutigen, einer so vergeistigten und überwirklich gewordenen Gläubigkeit wie der der heutigen kirchlichen Führer und Wortführer fremdartig, verdächtig und gefährlich anmuten. Der Geist humanistischer Wortklauberei und sanftschwebender Bedächtigkeit auch im Religiösen, wie er uns alle im Banne hält, wird an ihm Befremdliches und Übersteigertes und Bedenkliches in Fülle entdecken; denn er hat sich so an brave geistige Korrektheit und vorsichtiges Herumgehen um die Dinge gewöhnt, daß er alles an dem Maßstab seiner eigenen durchgebildeten Bewußtheit mißt und andere Maßstäbe, solche, wie sie kindhafte, törichte, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelte Menschen anwenden, kaum mehr kennt. „Jeder Schaffende, der einer Idee verfallen ist, muß auch in gewissem Sinne ein Machtmensch sein. Seine Idee muß in ihm mit einer so starken und starren Selbstbehauptung, mit einem so rücksichtslosen und unerbittlichen ‚Willen zur Macht‘ lebendig werden, daß sie trotz aller andersgearteten Geistgestalten sich in die Wirklichkeit umsetzt. Sie muß der Historie zum Trotz ihre Geburt durchsetzen. In diesem trotzigen Dennoch, in diesem lutherischen ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders‘, steckt jenes berauschte und mitfortreißende Selbstgefühl des Schöpferischen, das die Wurzel aller reformatorischen und revolutionären Größe ist“.1)

Dürers Schmerzensmann oder sein großer Christuskopf, mag er nun von ihm selbst oder von einem seiner Schüler herühren, neben Thorwaldsens Christus, diesem Christus mit dem so unsagbar sanften und weichen Antlitz, mit dem sorgfältig in der Mitte gescheitelten, auf die Schultern herabwallenden Haupthaar, mit dem langen, fließenden Gewand — dieser Gegen-

1) Peter Wust, Auferstehung der Metaphysik. Vgl. Goethes Wort: „Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand Gewissen als der Betrachtende“.

satz ist ein Symbol für den Gegensatz zwischen dem reformatorischen Geiste und dem Geiste der heutigen Frömmigkeit, die in der Mitte zwischen Erbaulichkeit und Korrektheit ihre Straße wandelt und dabei von sich selbst nicht wenig eingenommen ist. Er ist auch ein Symbol für den Gegensatz zwischen dem Christentum der ersten Zeiten und dem, das in Rede und Gebärde von uns heutigen Christen sich auszudrücken pflegt. So wenig lutherisches Ungestüm Vorbild sein kann noch will, so gewiß verrät sich in dem verlogenen, unsäglich weichen Christusbild protestantischer und katholischer „Kunst“ der Gegenwart, wie es in ungezählten Andachtsbüchern in Bild und Wort erscheint, die innere Artung der heutigen Frömmigkeit¹⁾, jener Frömmigkeit, die zum größten Teil sich in der treuen Pflege der religiösen Hausgärtlein erschöpft und dabei das „Omnia instaurare in Christo“ verkündigt. Ob man aber in den wohlgepflegten und wohlumhegten Hausgärtlein der Privatfrömmigkeit die nahrhaften Kohlköpfe und Rüben echter, gerädliger altlutherischer Gläubigkeit zieht oder den buntgesprenkelten Blumenflor neuprotestantischer religiöser Geistigkeit, ob man in ihnen gar die Lilien neukatholischer Mystik und Innerlichkeit betreut oder was immer sonst: das Hausgärtlein bleibt Hausgärtlein und selbst die Menge solcher umfriedeten Gehege (obwohl ohne sie unsere Länder kahl wären wie der Mond und nüchtern wie ein Schulzimmer) sind noch nicht die lebendige Gemeinschaft des Glaubens Christi, des Glaubens an den gekreuzigten Weltenherrn. Es ist wahr: „Reformation und Aufklärung haben unendlich viel vernichtet; wir alle stehen unter dem Einfluß

1) „Den Weg des Abstiegs, den wir gegangen sind, erkennt klar, wer besinnlich das Marienleben oder die kleine Passion A. Dürers betrachtet und daneben etwa die Illustrationen unserer heutigen Schulbibeln hält, die dem katholischen Volksteile wesentliches Volksbuch sein könnten. Dort des Lebens Fülle, geformt von einem Meister, dessen Kunst ganz dem Boden gesunden Volkstumes entquoll, und hier eine Wassersuppe, das Heilige wie Zuckerbrot gegeben“ (Th. Seidenfaden in Rhein-Mainische Volkszeitung 1925, Nr. 293).

individualistischen, naturalistischen, liberalen Geistes. So wagen wir etwas, wenn wir von den Dingen des Lebens reden, ohne wirklich katholisch zu sein“.¹⁾

Die Reformation hat unendlich viel vernichtet — die Reformation? Oder unsere Unfähigkeit, die Unfähigkeit unserer aufgeklärten, wohlgescheiterten, wohlumhegten Frömmigkeit, Gottes Walten und Rufen zu ergreifen, der Weltengröße seiner Gerichte und seiner Gnade uns zu beugen? Als Subprior des Augustinerklosters in Wittenberg schrieb Martin Luther an einen Ordensbruder: „Das Kreuz Christi ist über die ganze Welt hin verteilt; jedem kommt zu allen Zeiten sein Teil davon zu. Wirf darum Dein Teil nicht weg, nimm es lieber auf wie eine hochheilige Reliquie und lege es nicht in einem goldenen oder silbernen Schrein, sondern in ein goldenes Herz, das heißt in ein Herz erfüllt von zarter Liebe“²⁾. Tragen wir das Kreuz Christi? Oder legen wir es in einen edlen Schrein, der hier so, dort anders geformt ist, um es zu — „besitzen“? Das Kreuz tragen, die Weltenlast auf sich nehmen, nicht sich in geruhsamer Bewahrung und Pflege des religiösen „Besitzes“ ergehen, in welcher Art das auch immer geschehe: dies ist der innerste Ruf der Kirche von Anfang an. Als er schier verstummt war, da brach er im reformatorischen Geiste von neuem aus der unverwüstlichen Kernkraft der Kirche hervor. Aber was tun wir in unserer frommen, aufgeklärten Standpunktgeistigkeit und Privatinnerlichkeit? Die einen rühmen sich seiner, die andern verdammen ihn. Die einen tragen sein Wollen in Gestalt des „reinen Wortes“ als das Palladium der religiösen „Freiheit“ und des rechten Glaubens vor sich her, die andern betrachten es als einen Raub, eine frevelnde Anmaßung, einen Verrat des wahren Glaubens. Und so leidet die Kirche Not an uns allen. Denn woher kam der Umkehrruf

1) Romano Guardini, Vom Sinn der Kirche, Mainz 1923, S. 53 f.

2) Luther an Georg Leiffer, 15. April 1516 (vgl. Zwischen den Zeiten, 1923, I, S. 28).

der Reformatoren, wenn nicht aus dem innersten Lebensbereich der Kirche selber? Und wohin zielt er, wenn nicht auf den eigenen Sinn der Kirche? Menschliche Schwachheit, Torheit und Zugeschlossenheit hat sich seiner bemächtigt, hat ihn zu einem Streitding religiöser Parteien werden lassen und weder hier noch dort seinen Sinn begriffen. Denn wenn man ihn begriffen hätte, könnte man nicht unaufhörlich Steine aufeinander werfen, könnte nicht fortwährend der eine Glaube über den „andern“ den Stab brechen. Der reformatorische Geist ging auf nichts weniger als auf eine Kirchenspaltung aus, so wie sie heute und seit Jahrhunderten besteht. Wenn er die Kirchenspaltung im Gefolge hatte, wenn die große Kluft nach wie vor weiterbesteht und uns einander nicht finden läßt, obwohl wir alle durch dieselbe Glaubensnot und Glaubenspflicht miteinander verbunden sind, so liegt es an unserer Zugeschlossenheit gegenüber Gott, vor dem es nur Gläubige und Ungläubige gibt, aber keine „Andersgläubigen“.

Der Geist menschlicher Unfähigkeit und Willkür, der Geist, der immerdar am Werke ist um nicht nur den einzelnen sondern auch die Gemeinschaft der Christen herabzuziehen in die sumpfigen Niederungen seines Reiches, dieser Geist hat im Zeitalter des Rationalismus, der humanistischen „Vergeistigung“ des Wirklichen, das emporlodernde reformatorische Nein gegen allen feisten Besitzesstolz zu einer neuen Art Dogma und Lehre erstarren lassen: so wurde das Lebendige seines Sinnes beraubt und entkräftet. So wurde aus dem religiösen Willen der Reformation, aus ihrer neuen Hinwendung zu dem „Eins ist not“, ein neuer religiöser „Standpunkt“, gar ein „neues“ „Bekenntnis“ — wie unsinnig das auch ist. Vielleicht ist die Zeit nicht allzu fern, wo andere Geschlechter als die heute lebenden den Protestantismus, insofern er ein besonderes „Bekenntnis“, einen wesenhaften, tiefen Gegensatz zur römischen Kirche darzustellen meint, nicht als Fortführung und „Bewahrung“ des reformatorischen Geistes, sondern als eine Abkehr

von ihm begreifen werden. „Protestantismus“ als ein neues „Bekenntnis“ bedeutet den im Grunde aussichtslosen Versuch, das, was spontane Bewegung, auflodernde Flamme, gewaltiger Ruf zur Besinnung und Buße war, in starre, kristallisierte Ruhe umzuwandeln, in ein Beharren, in ein religiöses Sondergut, das man haben, besitzen und umpanzern kann. Von hier aus wird es begreiflich, daß der Protestantismus niemals in sich selber zur Ruhe kommen kann, daß es ihn umhertreibt von einer Position zur andern, von einem Gestaltungsversuch zum andern, von einer theologischen oder sektiererischen Richtung zur andern. Dieses Umhergetriebenwerden, das ihn über jeden Versuch einer sicheren, wesensgemäßen Fassung und Gestaltung immer wieder selber hinwegschreiten läßt, das ihn niemals die Ruhe sicheren, kontinuierlichen, organischen Wachstums finden läßt, das ist das wesenhafte Schicksal des Protestantismus. Weder der starren Orthodoxie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts noch ihrem Zwillingsbruder, dem rationalistischen Glauben der Aufklärungszeit, weder der großen Gegenströmung des herrnhutischen Pietismus noch dem Pietismus halleschen Gepräges, weder dem mystischen Separatismus noch irgend einer der theologischen Strömungen und Richtungen von Schleiermacher bis zur Gegenwart, weder einer deutschen Sektenbewegung noch einer solchen ausländischen Ursprungs ist es gelungen den Protestantismus darzustellen, ihm jene geprägte Form anzubilden, ohne die im Bereiche irdischen Seins und Lebens, das vom Gesetze der Form getragen wird, selbständige geistige Inhalte nicht bestehen können. Sucht der Protestantismus in irgend einer bestimmten Gestaltungsform geistig und religiös zur Ruhe zu kommen und zu stetiger, lebendiger Entwicklung, so ist das wie ein Abfall von seinem eigenen Wesen: er erhebt dann gleichsam gegen sich selber Protest und übersteigert sich in neuen, andersartigen Gestaltungsversuchen seines religiösen Wesens, bis auch diese wieder von neuen Ansätzen und Richtungen zur Seite gedrängt und überspült werden.

Es widerspricht dem Wesen des Protestantismus, wenn er sich als ein besonderes religiöses „Bekenntnis“ der Mutterkirche gegenüberstellt, wenn er sich ein eigenes Dogma zu schaffen sucht. Was ihm eine Art äußerer Einheit gibt, ist der Widerhall des reformatorischen „Nein“ gegenüber der Übermacht des Renaissancegeistes im katholischen Kirchentum, nicht aber ein religiöser Gehalt, der ihm allein eigen wäre, der nicht mit der Kirche, von der er sich losgelöst hat, wenigstens potentiell schon gegeben wäre, der also eine in sich selbst begründete Parallelstellung und Gegenstellung zum katholischen Kirchentum als innere, objektive, religiöse Notwendigkeit rechtfertigen könnte. Das wird nicht nur a posteriori klar, durch nüchterne Betrachtung der Geschichte des Protestantismus oder irgend eines zeitlichen Querschnitts seiner Geschichte, sondern es ergibt sich auch als religiöses Apriori. Christus ist nur einer, also kann es keine zwei Christentümer geben, keine zwei oder mehr sich wechselseitig bekämpfende, sich wechselseitig verurteilende Christentümer. „EIN Leib und EIN Geist!“ Der protestantische Christ kann und soll, insofern er einzelner und insofern er Mensch ist, ebenso wie jeder Bekenner des römischen Kirchentums Träger Christi und Gefäß der Gnade werden — „viele sind drinnen, die draußen, viele sind draußen, die drinnen zu seinscheinen“ — aber der Protestantismus als solcher unternimmt immer wieder vergeblich den Versuch, sich selbst, den religiösen Abkömmling der katholischen Kirche, als eigenes christliches Kirchentum zu konstituieren in einer religiösen Daseinsform, die sich nicht immer wieder selbst negieren, selbst überwinden müßte. Mag auch heute noch protestantische Panzergerechtigkeit gegen eine solche Wesenserfassung und Selbsterkenntnis des Protestantismus sich wehren, die Geschichte und der Herr der Geschichte kümmern sich nicht um ein religiöses Selbsturteil der Menschen, sondern hier gilt nur die Sprache des ewigen Richters und Vaters.

Protestantismus in seinem Kernwesen ist dröhnender Ruf,

züngelnde Flamme, ruhelose Bewegtheit, hallendes und widerhallendes Echo, über die Ufer getretene Flut. Das ist seine Größe und seine Kleinheit, sein Wesen und sein Schicksal. Wenn er sich in diesen oder jenen seiner Vertreter für ein eigenes religiöses Formprinzip hält, so widerlegt er dieses Selbsturteil fortwährend selbst durch seine Unfähigkeit, zu religiös einheitlicher Formgestaltung zu kommen, durch seine Unfähigkeit religiöse Gemeinschaft zu schaffen, die nicht immer wieder sich selber durchbricht. Das Urteil der Jahrhunderte ist wahrer als das Selbsturteil zeitbefangener Menschen. Zuckende Flamme kann sich nicht zur gebändigten Form organisch lebendigen Seins und Wachsens und Werdens gestalten. Sie kann sich nichts geben, was sie nicht ist, und jegliches Ding muß dem Gesetz und Willen folgen, das der Vater aller Dinge ihm eingeprägt hat: „So sollst du sein, du kannst dir nicht entziehen . . .“ Gott aber braucht die festgegründeten Berge und die wehenden Stürme, die sicheren Ufer und die lockeren Wasser, die wurzelnden Bäume und die zuckenden Flammen — und die innerste Urkraft alles Geschaffenen ist selber Flammenkraft, Flamme gleich jener, die am Pfingstfest herabkam, gleich jener, von der gesagt ist: „In principio erat verbum. Alles ist durch dasselbe geworden. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen . . .“

Der auflodernde Protest des reformatorischen Geistes, der nicht viel nach Gestalt und Gesetz, nach Recht und Ordnung fragt, der als eine Auflehnung und Empörung urwüchsig-eigenwilligen religiösen Seins gegen die Übermacht zweckhafter Bewahrungskräfte durch die Entartung dieser Kräfte ausgelöst wird, dieser Protest bedeutet eine Art Selbstwehr des Organismus, er bedeutet das Fieber, das eine Krankheit ist und doch der Gesundung, der Ausscheidung und Überwindung eingedrungener Giftstoffe dient. Hat es seinen Zweck erfüllt, hat der Organismus die Krise überstanden, dann flaut es wieder mählich ab, dann lichten sich allmählich die Schleier,

die Fieberglut um das Bewußtsein aller gelegt hat und die alle Dinge und Gedanken verzerrten, dann treten wieder die wahren Umrissse der Gestalten hervor und es ist wie ein neues weihnachtliches Tagen. Tauet, tauet, ihr Himmel, sendet Ihn wiederum zu uns herab ins Fleisch, daß Er auch zu uns spreche: Eure Sünden sind vergeben! —

An alle richtete sich der stürmende Weckruf des reformatorischen Geistes und alle leiden an dem Fieber neuer Gesundung, die einen wie die andern. Aber was bedeutet es, wenn man daraus etwas wie ein neues „Bekenntnis“ machen will, wenn in dem geschichtlichen Ineinanderspielen von Göttlichem und Allzu-Menschlichem daraus ein neuer religiöser „Standpunkt“ wird, wenn man versucht die Negation zu einer neuen Position zu steigern — und es gibt doch nur eine einzige, den Geist Christi, und ihr gegenüber den Geist des Abgrunds? Bedeutet es nicht, daß der Protestantismus selber dem Geiste erlag, gegen den der reformatorische Weckruf und Kampfruf sich richtete, dem Geiste des „Wir besitzen“? Daß der Protest gegen religiöse Erstarrung selber — erstarrte? ¹⁾

1) Ein evangelischer Geistlicher Berlins sagt vom heutigen Protestantismus — und hundert andere sagen und fühlen dasselbe —: „Es geht von der evangelischen Kirche kein wirklich helfendes und heilendes Wort an das Volk oder an die Welt aus. Sie redet entweder gar nicht oder zu spät oder nicht genügend vom Evangelium her. Hat sie wirklich jemals etwas gesagt in der sozialen Frage, das man hätte empfinden können als eine Weisung von jenseits der Parteien her, von einem Ort aus, wo die Dinge sub specie aeterni gesehen werden? . . . Oder was hat die Kirche wirklich Entscheidendes gesagt zur Frage des Krieges, der Revolution, der Volksgemeinschaft? Man möchte klagen: ‚Wir sind in eure Predigten gegangen, weil wir hofften etwas zu hören, das uns hinaushöbe aus der unerträglichen Niederung des alltäglichen Lebens. Unsere Seele wartete auf ein Wort von Gott her, auf ein Licht, das wirklich leuchten sollte in der Finsternis, in der wir stehen. Wir wollten einen Weg sehen, der hinausführte über die ausgetretenen Gleise, in denen wir sonst alle laufen, Aber was haben wir gehört? Kirchliche Selbstempfehlungen, Versicherungen, daß die Kirche nicht versagt habe, weder im Kriege noch im Frieden. Oder Volksreden, die nicht sehr viel etwas anderes waren als kirchlich aufgeputzte Leitartikel einer Tagespresse von ganz bestimmter politischer Prägung. Wir hörten

Der religiöse Lehrgehalt des Protestantismus, das protestantische Dogma (was man zuweilen so nennt), ist entweder eine Variation des christlichen Dogmas schlechthin, so daß sich darauf keine bleibende religiös-kirchliche Gegenposition gegenüber der römischen Kirche gründen läßt, oder er ist — Protest, Protest des reformatorischen Erneuerungswillens gegen Renaissancekirchlichkeit, geboren aus den emporschlagenden Umsturzfammen eines entscheidenden geschichtlichen Augenblicks. Die Vertreter jener Kirchlichkeit sagten — und es hatte in ihrem Munde einen anderen Klang als in andern Zeiten —: „Die sichtbare Kirche, die wir haben und die wir bekennen, ist die wahre und es ist kein Heil außer ihr.“ Daraufhin der Protest: „Nein, sondern umgekehrt; die unsichtbare Kirche, die Kirche des unsichtbaren Geistes, ist die Kirche Christi; die Kirche, auf die ihr euch beruft und die euer Gewissen betäubt, daß es nicht wach wird, das ist fleischgewordener Ungeist und Menschenwerk: man sieht es ja!“ Die Vertreter

leidenschaftliche Aburteilungen politischer Verhältnisse der Gegenwart, erregte Abfertigungen anders denkender Menschen und Gruppen, wie sie nicht aus einer von Gott aufgerührten und beunruhigten Seele hätten kommen dürfen. Wir sahen sicherlich wackere Männer, die sich schlecht und recht für ihre Sache ereiferten und erhitzen. Wir hörten aber kein Zeugnis. Es wurde nicht angeklopft an die andere Welt. Man spürte nicht das Nahen der Schritte Gottes, vor dem sich alle verstecken müssen, die Frommen und die Gottlosen, die politisch Erfreulichen und die Unerfreulichen. . . .“ (Pfarrer Günther Dehn, „Neuwerk“, Mai 1925, S. 66). Als Friedrich Rittelmeyer sich vom kirchlichen Protestantismus abwandte und sich der Anthroposophie Rudolf Steiners ergab, da begründete er die negative Seite dieser Wendung auf diese dreifache Weise: „Das Christentum steht heute ratlos da gegenüber der gegenwärtigen Geisteskultur.“ Es „steht aber auch verständnislos gegenüber seiner eigenen Geschichte“ und endlich steht es „kraftlos da gegenüber dem modernen Leben“. Rittelmeyer sieht in den Bemühungen der neuprotestantischen Theologie nur den „Ausdruck für die Tatsache, daß man den erschütternden Erlebnissen der Jünger mit ihrem ausgesprochenen Wirklichkeitscharakter verständnislos gegenübersteht und sich nicht einmal eingestehen will, daß andere Menschen andere Erlebnisse gehabt haben können, als wir sie haben.“ (Rittelmeyer-Bock, Zur religiösen Erneuerung, Stuttgart 1922, S. 21 ff.)

der Renaissancekirchlichkeit sagten: „Die kirchliche Überlieferung, die wir bewahren und vertreten, ist ebenso Gotteswirken und Geistesoffenbarung wie das Wort der Schrift, also höret auf uns!“ Daraufhin der Protest: „Nein, sondern die reine Urquelle des Evangeliums allein ist Wort Gottes und Glaubensregel; die Überlieferung, die ihr, ihr selber hegt und pflegt, die ist irdisch — wie könntet ihr sonst selber so irdisch sein?“ Jene sagten: „Die Gemeinschaft ist die große Mutter, der gestaltende Anfang, der einzelne Christ muß ihr gehorchen, also haltet euch zu uns und ehret uns!“ Daraufhin der Protest: „Nein, sondern der einzelne Christ und sein Glauben ist der gestaltende Anfang und die Gemeinschaft ist nichts ohne ihn — wie wäret ihr sonst so unerfüllt und ungestalt?“ Jene sagten: „Gott blickt auf die Werke, die der Glaube tut — seht, wie sehr wir ihn ehren!“ Daraufhin der Protest: „Nein, sondern Gott blickt auf den Glauben allein, die Verdienstlichkeit eurer Werke ist der Pharisäermantel eurer Glaubensferne.“ Jene sagten: „Der Mensch, wenn auch sündhaft, muß mitwirken um Gottes Reich zu bauen — seht, wir sind die Baumeister!“ Daraufhin der Protest: „Wenn Gott selber das Werk nicht tut, dann arbeiten die Bauleute vergebens; wir alle sind Sünder und der Ruhm gebührt allein dem Herrn, nicht euch, ihr Satten und Erdhaften!“

Was soll es, den emporzügelnden Protest des reformatorischen Geistes gegen breite, eigenstolze Renaissancekirchlichkeit so zu betrachten, als ob er ein „neues“ Bekenntnis wäre? Die Reformatoren haben es nicht getan. Sie kannten nur ein Bekenntnis. Der Ungeist des Humanismus und Rationalismus, der aus dem Lebendigen den Geist her austreibt um die Teile in seiner Hand zu behalten, der ewig analysiert und zergrübelt, der Geist mit Intellekt verwechselt und intellektuelles Haben mit gestaltetem Sein, dieser Ungeist der modernen Zeiten ist der Vater des heutigen Protestantismus, denn er hat den reformatorischen Erneuerungswillen zu einem religiösen „Besitz“ und

zu einer religiösen Parteisache entarten lassen ¹⁾. Welchem modernen Protestanten würde es entsprechen mit Luther in der Vernunft eine „Hure“ zu sehen? Das geschieht heute nur bei Sektenleuten, die verhüllt oder unverhüllt gegen die ihres „Besitzes“ gewisse offizielle Kirchlichkeit des Protestantismus selber protestieren, ähnlich wie einst Luther gegen den geistig-religiösen Besitzesstolz des Kirchentums seiner Zeit protestierte. Der reformatorische Wille und Geist lebt weiter, da und dort züngelt er empor, da und dort ist er heimlich daran sein Werk zu tun — und nicht nur in den Gebieten lutherischer Frömmigkeit! — aber ihn mit der geschichtlichen Gesamterscheinung des Protestantismus heute oder in irgend einer Zeit in eins setzen, mit dem deutschen evangelisch-lutherischen Landeskirchentum oder auch mit irgendeiner der theologischen Richtungen oder einer Gruppe und Sekte, das wäre ebenso ein Anzeichen rationalistischer Bewußtseinstrübung, wie wenn man im heutigen europäischen Katholizismus, der durch die zeitliche Übermacht feindlicher geschichtlicher Gewalten nicht nur äußerlich in die „Enge“ getrieben ist, die geschichtlich vollendete Gestaltwerdung der *Una sancta ecclesia* erblicken wollte. Beides geschieht und mehr noch mit geistigen Gebärden und Haltungen als mit Worten. Wo immer aber es geschieht, da ist es ein Anzeichen dafür, daß der Geist des Abfalls vom Glauben

1) Ernst Troeltsch hat den tiefgreifenden Gegensatz zwischen dem ursprünglichen Luthertum und dem „Neuprotestantismus“ nachdrücklich herausgestellt. Rein historische Kontinuität und wesenhafte geistige Kontinuität sind ganz verschiedene Dinge, obwohl sie selbst von Gelehrten und Denkern auf römisch-katholischer Seite immer wieder im Hinblick auf den Protestantismus in eins gesetzt werden; das ist nicht die letzte Ursache davon, daß ernstliche konfessionelle Verständigung in unseren Tagen beinahe als Utopie erscheint. „In dem Auseinanderklaffen von Intentionen und Resultaten liegt die ganze Tragik der reformatorischen Bewegung beschlossen.“ Diese Tragik wurzelt in der (zeitgeschichtlich zu verstehenden) „Idee der schroffen Scheidung des Religiösen von allem Weltlichen“, die in der Tat „nicht nur eine Überspannung“ bedeutet, sondern „auf einem überspitzten grundsätzlichen Standpunkt“ beruht. (Alfred von Martin, Hochland, April 1923, S. 69.)

Christi, der Geist des „Wir besitzen“, gegen den das reformatorische Nein sich wendet, unter uns noch allzu mächtig ist. Und so ist die Stunde noch nicht da, wo neue und große Taten Gottes unter uns geschehen können und die Völkernot der Glaubensspaltung sich ihrem Ende zuneigen wird.

Welche Lehre, welches Kirchentum ist nun das „wahre“, das katholische oder das protestantische? Wohl allen religiös-christlichen Darlegungen, Reden, Forderungen, Betrachtungen unserer Tage liegt diese Fragestellung zugrunde und eine bestimmte Antwort auf diese Frage. Wir haben uns in der westlichen Welt der Gegenwart so vollkommen an diese Fragestellung und an die religiöse Scheidung der Geister im Glauben, wie sie die Antwort bedeutet, gewöhnt, daß wir uns eine entschieden christgläubige Einstellung gar nicht mehr anders denken können denn entweder konfessionell römisch-katholisch oder konfessionell protestantisch umrahmt — mag es auch innerhalb dieser beiden großen Glaubensbezirke vielerlei besondere Spielarten geben. Wir haben uns so sehr an diese Scheidung und Doppelung im Gebiete des Glaubens an Christus gewöhnt, daß wir gar nicht gewahr werden, wie unsinnig, wie unchristlich sie ist. Das Gemeinschaftsgewissen der Christenheit ist im Laufe von Jahrhunderten so stumpf und unwirksam geworden, es ist so sehr im Individualgewissen untergegangen, daß die letzten Tiefen und Höhen des „neuen Gebotes“ Christi und seiner wertestürzenden, umkehrenden, weltüberwindenden Kraft beinahe ganz aus unserem Wahrnehmungsbereich verdrängt sind. Wenn es nicht so wäre, dann würden wir gar nicht anders können als über den Geist, aus dem jene Fragestellung kommt, hinauszuwachsen, über ihn hinauszuwachsen gerade durch die Kraft des Glaubens, der Berge versetzt, und wir würden es als tiefe, schwere Schuld und als Wirkung verborgenen Kleinglaubens und selbst Unglaubens erkennen, daß wir von dem Banne jener Frage nicht loskommen, durch wieviel Not, die er uns schickt, der Unsichtbare uns auch auf-

wecken will. Der Geist jener Frage ist bezeichnend für das christliche Pharisäertum, das in unseren Zeiten den Glauben Christi heimlich überkrustet und überlagert. Sein Bekenntnis heißt: „Wir haben die ganze Wahrheit — hab Dank, Herr, daß ich dir näher stehe als jener Zöllner und Irrende!“ Das Bekenntnis zu Christus dagegen heißt: „Wir haben nicht, wir jagen ihm aber nach — Abba, Vater!“¹⁾ Der Konfessionalismus sagt: „Wir sind drinnen, die andern sind draußen.“ Der Glaube an Christus dagegen spricht: „Unser Vater, zu uns komme dein Reich . . .“ Wer so spricht, wer mit seinem ganzen Herzen, seinem ganzen Gemüte und mit allen seinen Kräften so spricht, wessen Geist und Wesen ganz erfüllt und durchtränkt wird von dem Geiste solchen Betens — kann es anders sein, als daß dieser das konfessionelle Selbstbewußtsein in seiner heutigen Struktur immer mehr in sich schwinden fühlt, als daß er in einem ganz anderen Sinne als vorher das Wörtlein „WIR“ aussprechen lernt, als daß es ihm mehr und mehr unmöglich wird in einer andern Sprache zu reden als der, die alle verstehen, alle, die nach dem einen Herrn sich ausstrecken? Kann es anders sein, als daß jene Art der Fragestellung in ihm immer mehr verdrängt und überwunden wird durch eine ganz andere, unsagbar viel größere, ja zuinnerst allein christuswürdige? Daß es ihm schließlich gar nicht mehr in den Sinn kommt, jene Frage zu stellen, ihr religiös letzte, entscheidende Bedeutung beizumessen, ja daß er, wo er ihr begegnet, wo ihr Geist ihm gegenübertritt, in sich das Emp-

1) Augustinus schrieb an die Manichäer: „Keiner von uns sage, er habe die Wahrheit schon gefunden. Laßt uns sie so suchen, als ob sie beiden unbekannt sei. Denn dann werden wir sie gewissenhaft und einträchtiglich suchen können, wenn keiner anmaßend sich herausnimmt, sie schon gefunden und erkannt zu haben.“ Wenn heute religiöse Führer des Katholizismus auf dieser inneren Grundlage um ein neues, christuswürdiges Verhältnis zu den „Andersgläubigen“ kämpfen würden, ob sie da nicht von ungezählten sehr „kirchlich“ Gesinnten als Verräter an der katholischen Wahrheit, zum mindesten als häretischer Neigungen verdächtig angesehen würden?

finden aufsteigen fühlt, er begegne hier etwas ihm Fremdem? Nicht, daß jene Frage relativer Berechtigung entbehrte. Nicht, daß der Glaube in seiner Zeitgestalt ihrer klaren Entscheidung aus dem Wege gehen müßte, daß er ihr „Entweder-Oder“ zu einem rückgratlosen „Sowohl-Als auch“ erweichen dürfte oder könnte. Aber er wird, je mehr er in sich selber wächst, je mehr er die ewigen Berge Gottes erklimmt, diese Frage und ihre laute Betonung unter sich lassen, sie kleiner und kleiner werden sehen, er wird, je freieren Blick er auf die ewigen Sterne und ihre gewaltig-unfaßbare Weite und Ordnung gewinnt, je größer und gewaltiger ihm Gott selber wird, so viel anderes und Größeres vor sich aufsteigen sehen, daß er nicht mehr begreift, wie man jener Frage selbst und ihrer Beantwortung so entscheidende Bedeutung zumessen kann, wie es das konfessionelle Bewußtsein und Überbewußtsein unserer geistig verkehrten Zeiten tut. Jenes Entweder-Oder der im Konfessionalismus stecken bleibenden Privatgläubigkeit — entweder hier die „Wahrheit“ oder dort — wird ihm untergehen und aufgehen in einem unsagbar viel größeren Entweder-Oder, in dem Entweder-Oder der Bibel: Welt und Gott, Sünde und Gnade, Finsternis und Licht, Tod und Leben. Und so wird sich ihm auch das Entweder-Oder der konfessionellen Glaubensformen im Licht dieser einen gewaltigen Ursprung und Urentscheidung darstellen, aber nicht in dem Sinne, wie es krasser konfessioneller Pharisäismus zu erblicken meint, daß auf der eigenen Seite Gott ist und sein Licht und seine Gnade, auf der Seite der „Andersgläubigen“ aber die Welt und ihre Finsternis und Sünde, sondern vielmehr in dem Sinne, daß der sich heimlich brüstende Stolz, der Stolz auf den „Besitz“ der Wahrheit, hereindringende Finsternis, Sünde und Welt bedeutet, auf welcher Seite der konfessionellen Grenze er sich auch finden mag, und die fortschreitende Überwindung solchen falschen Stolzes hereindringendes Licht der Gnade — der Gnade, die immerdar auf die Welt herniedersteigt in der Ge-

stalt des Kindleins in der Krippe und des Dornengekrönten, nicht in der Gestalt eines Imperators, der seine Freunde mit Macht und Ehren bekleidet und seine Gegner in die Verbannung schickt. Der Glaube, der nach der Mannheit Christi sich ausstreckt, wird immer mehr inne, daß jene Frage falsch gestellt ist, die Frage, ob hier oder dort die „Wahrheit“ sei. Denn das Wissen um die Wahrheit ist ja etwas anderes als die Wahrheit selbst. Er weiß, wo sie ist, und niemand kann ihm diese Gewißheit rauben. Ob zuckende Flamme oder wurzelnder Baum, ob lockere Wasser oder sichere Ufer: einer ist der Herr und alles, was zum Leben erwacht durch Gnade, muß ihn suchen und in ihn münden. Denn er ist der Weg und ist das Leben, er ist der Strom und ist das Meer, er ist die Flamme und ist der Baum, und durch Ihn ist die Verheißung: „EIN Leib und EIN Geist, EIN Herr und Vater über alle, EINE Kirche, auf Felsen gegründet“ — *veni, veni, Domine Jesu!*

XVIII.

Redet uns Gott? Oder reden wir über Gott? — Wo Gott redet, fürwahr, da tun sich Augen auf, die von Geburt an blind waren, da stehen Tote auf, die schon drei Tage im Grabe lagen, da brechen Wasserquellen hervor, wo nichts war als Wüste und zerklüfteter Fels. Wo Gott redet, da gibt es nur Gläubige und Ungläubige, aber keine „Andersgläubigen“. Der Geist, der dieses Wort erfunden hat, ist dem nicht ferne, der um der religiösen Wahrheit und Ordnung willen Christus ans Kreuz brachte. Es ist der Geist, der groß darin ist Mücken zu seihen und Kamele zu schlucken, den Splitter im Auge des Nächsten zu entdecken und den Balken im eigenen Auge nicht gewahr zu werden, der den Prediger des Metanoeite um seines Ungehorsams willen auf die Schädelstätte führt, wenn Rodrigo Borgia im Gewande des Statthalters Christi, des Kreuzigten, mit der Hand winkt. Es ist der Geist, der sich

immer wieder mit den Hymnen des Sonntags über die Abtrünnigkeit des Werktags tröstet, der es fertig bringt, klaffende Abgründe der Schuld und der Versäumnis und der Christusferne in der Wucht ihrer Anklage durch ein einziges scheinheiliges, heuchlerisches Wort zu entkräften, der es fertig bringt um Einheit zu beten und den Zwiespalt zu begünstigen, der gar zu einer theologischen Streitsache, zu einer Sache der „Lehre“, zu einer Frage des „Richtig oder falsch“ umzuwenden vermag, was dröhnendes Schreiten Gottes in der Wirklichkeit ist. Es ist der Geist, der seit den Tagen der ersten Liebe in der Christenheit mit dem Geiste des Gottmenschen ringt und immer wieder über ihn obsiegt. Denn allzu deutlich steht es jenem Wort, dem Wort von den „Andersgläubigen“, auf der Stirne geschrieben, daß es in seinem wahren Wesen Ausflucht und Floskel und Bewußtseinslüge ist, eine höfliche Umschreibung und Verkleidung des Verdammungsurteils, das immerdar der Geist des Kaiphas über den Geist Christi fällt — und das man seit den Tagen jener großen Wende äußerer Umstände wegen nicht praktisch vollstrecken kann. Wenn je eine Begriffsprägung als solche unbiblisch und unchristlich war, so ist es diese. Wenn je in dem gedankenlosen Nachsprechen eines Wortes abgestumpftes und unerzogenes geistiges Gewissen sich kundgab, so ist es hier der Fall. Sind die „Andersgläubigen“ Gläubige, dann sind sie ja Brüder und Glieder desselben mystischen Leibes, eingefügt in denselben Blutkreislauf, untertan demselben Herrn, der das Haupt ist und von dem gesagt ist: „Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder“. Sind die „Andersgläubigen“ Gläubige, dann sind sie nicht „andere“, dann ist es Widersinn und Sünde ihnen wie „anderen“ zu begegnen: mit Fremdtun, mit kühler Zurückhaltung, mit steifer Höflichkeit, mit huldvoller Herablassung, mit heimlicher Ironie, mit versteckter oder offener Feindseligkeit. Aber man redet von „Andersgläubigen“ und verhält sich zu ihnen wie zu Fremden, zu Ausgeschlossenen, ja zu Gegnern! Und

so gibt man zu verstehen, daß man zwar von „Andersgläubigen“ redet, jedoch, unhöflich und unverblümt gesagt, Falschgläubige meint. Ein schwacher Einspruch des unter fremdem Stoff begraben christlichen Gemeingewissens hindert uns, dieses ungeschminkte Wort zu gebrauchen, und so tritt eine höflichere Umschreibung dafür ein. Mit ihr täuschen wir uns über den Zwiespalt in uns selber hinweg, über den Zwiespalt zwischen der Wahrheit und unserem Gebaren. Das Wort von den „Andersgläubigen“ ist ein Verräter der Verwaschenheit, Halbheit, Stumpfheit dessen, was wir Christen der nachreformatorischen Zeit unsern „Glauben“ nennen. Es ist der Verräter davon, daß unser gemeinsamer Glaube allzusehr Wüste geworden ist, Wüste, da kein Wasser ist, da keine großen Taten Gottes mehr geschehen, da Erde und Himmel wie zugeschlossen sind. Denn wo Gott redet, wo Gottes Wort an die Felsen rührt, daß sie aufbrechen zu Wasserquellen des Lebens, da müssen die Gespenster der Dürre entfliehen. Wo Gott redet, da gibt es nur Gläubige und Ungläubige, aber keine „Andersgläubigen“.

Redet uns Gott? Oder reden wir über Gott? — Wenn Gott uns nicht redet, wenn er uns nicht würdigt zu uns zu reden, wenn wir nichts weiter vermögen als geistig hin- und herzuwenden, was er zu den Seinen vorzeiten geredet hat durch die Propheten und durch den Sohnesgeist in den Aposteln und in großen Lehrern und Bahnbrechern, es hin- und herzuwenden in den Händen unseres Geistes und es hier auf diese, dort auf jene Weise in das erhabene Licht unserer frommen Standpunktgeistigkeit, unserer gutmeinenden Privatinnerlichkeit zu rücken, wenn wir nichts weiter vermögen als es mit eiserner Treue zu bewahren und zu umpanzern und bald so, bald anders zu beleuchten — dann ist uns in keiner Weise zu helfen, wie fest wir auch von der „Wahrheit“ dieser oder jener religiösen „Überzeugung“ selber überzeugt sein mögen. Wenn Gott uns nicht redet, wenn er uns nicht würdigt auf neue zu uns zu

reden, weil wir verkehrtes Wesen zu lieb gewonnen haben, dann hilft uns keine Glaubenskorrektheit, und wenn sie noch viel korrekter wäre als die der jüdischen Geistlichkeit vor neunzehn Jahrhunderten in Jerusalem, dann hilft uns keine religiöse Überzeugung und kein religiöses Wissen, kein katholisches und kein protestantisches, mag auch nicht ein Fäserlein von Irrglauben ihm anhängen, dann hilft uns alles nichts: wir bleiben unserer Dürre und Kleinheit und frommen Zugeschlossenheit verhaftet und mögen nur weiterhin darauf stolz sein, wie herrlich weit wir es mit unserer feinen frommen Panzertreue und dem ruhigen Besitz unseres angestammten Glaubens gebracht haben.

Sind wir denn nicht alle Taube und Blinde? Sind wir denn nicht noch viel mehr taub und blind als die, die einst zu Jesus kamen und von ihm sich heilen ließen? Halten wir denn nicht die großen Verheißungen Gottes an die Seinen in den Händen wie ein feines Spielwerk, mit dem wir nichts Rechtes anzufangen wissen, nichts Besseres als es sorgsam — aufzuheben? Durch unser Aufheben heben wir sie in Wahrheit auf, daß sie nicht Wirklichkeit werden können. Und dabei sind wir so hochnäsiger, wenn es um unsern religiösen „Standpunkt“ geht, wie nur je einer, der in Jerusalem an der Ecke stand und sich vom „Volke“ die Fingerspitzen küssen ließ. Aber er hat keinen Blinden sehend gemacht und keinen Gichtbrüchigen geheilt, er war ja selber innerlich zu gichtbrüchig, sonst wäre er nicht so steif und aufgeschwollen dagestanden. Wir rühmen uns unseres frommen Habens und decken die Soll-Seite in dem großen Buch der christlichen Jahrhunderte dabei mit unseren breit aufliegenden Ellbogen zu. Wir rühmen uns unseres Besitzes, aber wer mag sagen, ob wir dabei nicht kleinen Ameisen gleichen, die auf dem Gemälde eines großen Meisters dahin und dorthin laufen, seine Farben schmecken und nicht ohne Berechtigung sagen, sie besäßen es? Sie laufen darauf herum, es ist wahr, sie sind Kenner und „wissen“, welche Flecke

blau und welche grün und rot sind, wie es zur Linken und wie es zur Rechten beschaffen ist: wer will es ihnen streitig machen? — Wir stehen vor den gewaltigsten Tatsachen der geschichtlichen Wirklichkeit wie vor Bergmassiven: der eine auf der einen Seite sagt, er sehe mit voller Deutlichkeit nichts als endlose Steinhalden und verwitterte Wände und eine einzige große, starre, leblose Uniform, der andere sagt, er sehe von seinem Standpunkt aus mit berücksender Klarheit herrliche, kühn in den Himmel emporstrebende Gipfel und strahlenden Schneeglanz und eine wunderbare Geschlossenheit und Wucht der ganzen Form, die mehr überirdisch als irdisch zu sein scheint, überirdisch unfassbar mitten in aller irdischen Formgewalt, und der dritte hat wieder einen anderen Standpunkt und gewinnt wieder einen andern Anblick von der Wirklichkeit — und jeder schwört darauf, daß er vollkommen recht habe, daß er das richtige Bild von der Wirklichkeit besitze, daß der andere sich nur an seine Seite zu stellen brauche um zu erkennen, wie sehr er mit seiner Beschreibung recht habe, daß er nur seine Sehweise umzustellen brauche: und jeder hat auch recht, von seinem Standpunkt aus und mit seinen Augen und seinem menschlichen Wesen gesehen. Aber wer hat die Augen Christi?

Das Reich kommt zu uns nur in der Stille, in der Stille tiefer Gottesdemut. Sein Kommen ist ein Wachstum und alles Wachstum geschieht lautlos. Unser vieles und lautes Reden um unser Sehen und Haben und Wissen trübt die Wahrheit, die es aufdecken möchte, denn es ist nicht ein Reden, hinter dem das unausdenklich tiefe Schweigen der Berge und der Bäume und der Gräser steht, es ist nicht ein Reden aus der Gotteswucht tiefsten Verstummens heraus, sondern es ist zuviel Menschenlautheit in ihm. Dieses Reden tut gähnende Klüfte auf, über die Gottes Wirklichkeit leise und traurig hinüberschreitet und die doch die Ganzheit unseres Lebens und die Kräfte der Ganzheit gar zerstören. Gott ist der Vater über

alle. Und Christus ist der Sinn der Schöpfung. Erst wenn wir unserer Enge und ihrer schroffen Lautheit entfliehen und dies ganz neu zu ergreifen anfangen, erst dann werden wir durch Demut wohl wieder würdig werden, daß Gott neu zu uns redet. „Wenn ihr stille bleibt, so wird euch geholfen“, sagte der Prophet. Man möchte hinzufügen: so lange wir so wissenslaut bleiben, wie wir heute sind, kann uns gar nicht geholfen werden. Wenn heute wieder ein Paulus unter uns aufstünde, er würde wohl mit eisernem Besen Irrlehren auskehren — und vielleicht gerade bei denen auf allen Seiten, die sich für höchst gesetzestreu und rechtgläubig halten und die göttliche Wahrheit in lauter Paragraphen eingeteilt haben. Er würde uns zeigen, was das heißt, was es heißt mitten in der Trümmervüste an sich selbst zerbrechender Zeitalter: der Primat Christi, des Gekreuzigten. Was es heißt: Ich lebe, und doch nicht mehr ich, sondern Christus in mir. Was es heißt, sich allein seiner Schwachheit rühmen. Was es heißt: Umwertung aller Werte. Was es heißt, auf Christi Tod getauft sein, und daß einer unser Meister ist, wir aber alle Brüder. Die „Wahrheit“ ist ja nicht auf dieser oder auf jener Seite. Die Heilmittel sind nicht das Heil. Die „Wahrheit“ ist dort, wo Menschen in ihrem Innersten ergriffen und zerbrochen und umgeschaffen werden durch Christus, jetzt und hier und immer aufs neue, und wo sie darum zu heiliger, wesenhafter, sichtbarer Einheit zusammengeschmiedet werden durch die Liebe des Gekreuzigten. Wo sie sich nicht finden, da steht Schuld im Wege. Wird die Schuld getilgt, dann finden sie sich! Das ist der Primat des Seins und des Werdens und des Tuns, nicht des religiösen Habens und Wissens, es ist der Primat jenes „Ethos“, das Christus verkündigt hat. Abgelöst von diesem Wurzelgrund wird alles Wissen um die Wahrheit falsch, mag es noch so richtig sein. Denn die Liebe ist viel größer als alles Wissen, die Liebe zum Unbedingten selber, das so groß ist wie die Himmel und so klein wie das Auge eines Gassenbuben. In

ihr allein ist alles Wissen aufgehoben. In ihr allein ist die göttliche Wahrheit geborgen.

Mitleiden allein macht uns wissend, Mitleiden mit Christus. Es ist immer auch ein Mitlieben. Je tiefer und besser wir mitleiden lernen, desto wissender werden wir. Je weniger wir es lernen, desto mehr wird alles Erbwissen in unsern Händen und in unserm Geiste tot, kalt, unfruchtbar, ein bleicher Widerschein wie der des Mondlichts, das alle Dinge fahl und entkörperert erscheinen läßt, das Kunde gibt von der Sonne, aber das nicht erwärmt, belebt, erschafft wie die Sonne. Die Wesensgestalt des Glaubens Christi heißt Liebe. Sie heißt nicht „Rechtgläubigkeit“. Die Liebe deckt die Menge der Sünden zu, und wer Gott besser erkennen will, muß besser lieben lernen, muß besser mit-leiden lernen. Liebe geht aufs Ganze und ist immerdar am Werk Ganzheit zu schaffen, im Innern und im Äußern und in beidem. Sie kann sich niemals mit Halbheit und mit Spaltung abfinden. Sie muß unruhig sein und auf den Knien liegen und muß suchen und tasten und nach ausgestreckten Händen spähen und aufgehen und untergehen in den andern, die für sie doch keine andern sind, und kann sich mit keinem Wissen getrösten und mit keinem Haben beruhigen und muß immerdar entgegenbluten der Ganzheit. In ihr hängen das Gesetz und die Propheten, die Erde und der Himmel. Und ob auch Wissensstolz und Habensstolz sie immerdar ans Kreuz schlagen, kein Grab kann sie halten, sie, die den Himmeln entronnen ist um der Not der Erde willen, und so ist sie ewiger Advent, ewige Ostern, ewige Offenbarung Christi, des Logos, des am Kreuz Erhöhten.

Kommt es denn nicht viel mehr darauf an, wie wir die Wahrheit bekennen, als darauf, daß wir sie bekennen? Nicht viel mehr darauf, wie wir den Glauben haben, als darauf, daß wir ihn haben? „Die Teufel glauben auch — und zittern“ (Jak. 2, 19). Ist es denn wahr, daß die Kirche eine Lehranstalt ist, die das Glaubensdepot unverfälscht zu bewahren und es

allen zu verkünden hat, wie im Sinne ungezählter Geistlicher diessseits wie jenseits der großen Grenze ein deutscher Kardinal unserer Tage es aussprach? Die Kirche eine Zweckanstalt zur Bewahrung und Verkündigung des Glaubensdepots — bedeutet das nicht eine unsagbare Verengung und Verkümmernug? Hat dies nicht noch weniger mit dem gemein, was einst Paulus als das lebendige Wesen und Sein der Kirche erschaute, als was fahler Mondenglanz mit dem Licht der Sonne gemein hat? Nur auf dem Grunde solch fahler Verkümmernug ist eine Selbstwiderlegung des Christentums möglich wie die, welche der heutige Gegensatz zwischen „Katholizismus“ und „Protestantismus“ zwischen, „Andersgläubigen“ und „Gläubigen“ bedeutet. Die Kirche des Geistes und Wesens Christi in erster Hinsicht als Autorität zu erfassen, das bedeutet in der Tat eine völlige Entstellung ihres Wesens. „Ist das Leben Autorität? Ich fuße darin, und wenn ich von ihm ablasse, so vertrockne ich“ (Arseniew).

Und was auch immer Schönes und Gutes in unseren Büchern stehen mag: jene blasse Verkümmernug und rationalistische Verfälschung lebendiger Urwirklichkeit gibt heute in dem Glauben der Gesamtheit den Ton an. Es ist unendlich viel Kraft weltüberwindender Liebe und von wahren Heroismus und von echter Demut und Begeisterung am Werke und der wäre der schlimmste aller Pharisäer, der vor ihr nicht sich klein und nichtig werden fühlte. Aber sie sind nicht die irdisch gestaltende Macht des Ganzen, sie wirken im stillen und verborgenen, sie liegen gleichsam in einer andern Ebene als der, von der die Weisungen und Grundhaltungen ausgehen, die das der Erde zugekehrte Gesicht der Gesamtheit bestimmen. Draußen nahe dem Urwald und drinnen an den Lagerstätten der Siechen, dort, wo nicht das reflektierte Licht wissensstolzer Geistigkeit vorwaltet, sondern wo Urwirklichkeit in ihrer ganzen Größe und ehernen Härte solches reflektierte Licht überhaupt nicht recht zur Geltung kommen läßt, da ist die Wahrheit

Christi am Werke in ihrer ungebrochenen Kraft der Liebe, da haben die großen, ehernen Worte des Bekenntnisses und der Lehre den Naturklang, der ihr Wesen ist, da sind sie wie vielhundertjährige Bäume, durch die der Wind rauscht, wie vieltausendjährige Gebirge, die zu den Sternen emporragen, wie heilige Gefäße, die den Trank des Lebens bringen. Aber in den Geistbezirken moderner Vielwisserei, die auch auf die Gebiete des Glaubens übergreifen und sie zermürbt und zerspalten hat, da ist das Gesicht der Wahrheit verfälscht. Da antwortet man auf Fragen, welche die Not der Wirklichkeit aufgibt, lieber mit Einsichten, Zielen, Bewußtseinssetzungen, Formeln, welche von Buch zu Buch, von Papier zu Papier wandern, als mit aufquellenden Taten und Weisungen der Liebe. In den Büchern stehen alle Lösungen, sogar in einem einzigen Buch, und wenn man sie theoretisch herausgestellt hat oder darüber ist sie herauszustellen, so meint man schon Wunder was zu vollbringen. Und der unechte, reflektierte, habens-gewisse Glaube, der dabei allzu leicht an die Stelle des echten tritt, der ist gerade die Entstellung der Wahrheit und die immerwährende Quelle der Spaltung. Von dem echten, durch kein Fieber des Konfessionalismus angekränkelten Glauben ist ja Werkwerdung und Gestaltwerdung so wenig zu trennen wie Brennen und Leuchten von dem Feuer der Sonne: und solche Gestaltwerdung, solches Werktum wird in jedem Augenblick des Lebens und in jedem Augenblick der Geschichte neu geboren, indem es sich anschmiegt und entzündet an der verborgenen Glutkraft großer Überlieferung — „Solches tuet zu meinem Gedächtnis!“ — indem es von da aus hinaustritt in alles Drängen und Leiden und Sichquälen lebendiger Gegenwart. Das Werktum des echten, unverfälschten Glaubens an die Wahrheit und an den Primat der Wahrheit ist nicht ein Anhängsel, nicht ein zum Glauben Hinzukommendes, nicht etwas, das besonders unterstrichen und betont und ins Licht gerückt, das mit Statistiken festgehalten und laut gerühmt

werden müßte, das vor Gott ein besonderes, zum Glauben selbst hinzukommendes Verdienst wäre und durch das man sich vor Gott gerechtfertigt fühlen kann, gleichgültig, ob es in der tiefen Gottesdemut des Glaubens an den Gekreuzigten wurzelt oder in dem stolzen Wissen um das eigene Erreicht-haben, sondern es ist etwas ganz Unbetontes, ja zutiefst Unbewußtes, Lautloses, Selbstverständliches, es ist ein Nicht-anders-können, so wie das Leuchten und Wärmen des Sonnenlichtes ein Nicht-anders-können ist. Der Glaube „fraget auch nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie getan, und ist immer im Tun“ (Luther). Das Licht, das nicht brennt und leuchtet, ist eben kein Licht. Das ist die unverfälschte evangelisch-katholische Lehre. In Christus gilt, wie der Apostel sagt, der Glaube, der durch die Liebe tätig ist — und doch sich solchen Tätigseins nicht zu rühmen vermag, es nicht über sich bringt, sich seiner zu rühmen! Jede Entfernung von diesem Herzpunkt evangelisch-katholischer Glaubenserfassung bedeutet anhebende oder weiterfressende Spaltung.

Heute bewegen wir uns alle in einer Welt abgeleiteter Begriffe und das immerzu sich neu gebärende, tiefe Werktum des wahren Glaubens ist von der Gesinnung des umpanzerten Habens gedämpft und überschattet: alles wird viel zu sehr von jenem Bewußtsein und Selbstbewußtsein überlagert, das in unseren ungezählten Aufsätzen, Reden und Büchern sich ausdrückt und das manche, wenn es zur Wahrung des „Standpunkts“ nötig erscheint, gerne mit jongleurhafter Geschicklichkeit an die Stelle der Bewußtseinshaltung setzen, die unser gemeinschaftliches Sein und Handeln und ganzes Sichgehaben trägt.

Die furchtbarste Anklage, die von der Wirklichkeit der Geschichte gegen die in sich zerspaltene Christenheit des neueren Europa erhoben wird, das ist die Tatsache des Sozialismus: nicht bestimmte antikirchliche Tendenzen der sozialistischen

Theorie und Praxis, sondern die Tatsache des Sozialismus als solche. Aber wer hört denn diese Anklage? Wer sieht denn darin die erhobene Hand Gottes? Wer spürt denn wirklich wie eine körperliche Wunde die lastende Schwere der Not und der Anklage, die sich schon aus einer einzigen grauen Vorstadtstraße unserer großen Städte emporhebt gegen die geistig und seelisch zur Führung Berufenen? Fromme Geistbenommenheit wird die Schuld einer jahrzehnte-, selbst jahrhundertelangen Versäumnis gar nicht inne. Man redet von „Entwicklung“ — als ob es sich hier um Dinge handle, bei denen die Freiheit menschlicher Entscheidung und Tat ausgeschaltet wäre — man redet wohl auch von der Schuld irgendwelcher „andern“ und ihres „Abfalls“ vom Glauben, aber man redet nicht von der eigenen Verantwortung fürs Ganze. Man ist nach Kräften bemüht Wunden zu heilen, aber von den Mächten, durch deren verkehrte Haltung so viele Wunden entstehen, hält man sich geistig und praktisch in respektvollem Abstand. Woher aber sollen denn die großen Weisungen zur Tat und Richtung kommen wenn nicht vom Glauben? Mit frommen Allgemeinheiten ist wenig oder nichts ausgerichtet. Die Universalität des Glaubens bewährt sich im Hic et Nunc — oder das Salz ist schal geworden, oder das Licht hat aufgehört wahrhaft zu leuchten. Was soll das Licht unter dem Scheffel? Man birgt es dort, damit es nicht flackert, damit es nicht im Luftzug erlösche. Aber wenn es erlöschen könnte, dann wäre es nicht das „lumen Christi“! Die fromme Geistbenommenheit so vieler redlich gesinnter Christen, in der heimliche Angst und heimlicher Dünkel sich begegnen, sagt gerne: Das ist ein falscher, ein wurzelloser Sozialismus, der jener draußen, wir allein haben den wahren. Mit solchem Reden verraten wir Christen die innere Artung unserer gegenwärtigen Gläubigkeit, deren Stärke fernhinschwebende Theorie ist. Wenn die Christen der Kirche den wahren Sozialismus hätten, wenn sie ihn immer gehabt hätten, als Gottes Ruf er-

ging, wenn sie nicht nur von ihm fein zu reden wüßten, dann gäbe es den Sozialismus „draußen“ ja überhaupt nicht! Daß es ihn gibt, ist das Anzeichen dafür, daß das tiefe, quellende, wesenhafte Werkturn des Glaubens in die Enge geraten ist, daß der Glaube der Gesamtheit allzusehr einem Licht gleicht, das trübe brennt und raucht und schwelt, weil man es in falscher Ängstlichkeit vor der freien Luft behüten zu müssen glaubt. Es steht in unseren begriffstolzen Jahrhunderten schlecht mit dem gesunden Instinkt des rechten Glaubens für das Notwendige, für das, was die Not wendet, und wie stark man auch darin sein mag das Allgemeingültige zu betonen, so fehlt es uns allen doch in erschreckendem Maße an der Fähigkeit, auf Grund des höchsten Allgemeingültigen in jedem geschichtlichen Augenblick, in jedem Hic et Nunc das rechte Wort, die rechte Haltung, die rechte Gebärde zu finden und zu treffen. Und wo soll sich denn der rechte Glaube in seiner Echtheit bewähren wenn nicht gerade darin? Wo soll es sich denn zeigen, was Glaube, Geist, Liebe bedeuten, wenn nicht in jedem geschichtlichen Augenblick, wenn immer Glaube und „Welt“, Geist und Stoff, Liebe und Erdschwere einander begegnen, aneinander sich messen? Und begegnen sie sich denn nicht fortwährend? Die trefflichsten dogmatischen Darlegungen jener Urwirklichkeiten, die Gottes Wesen künden, sind sie nicht zuletzt ein Geringes neben jeglicher Tat, in der ihre Bedeutung unmittelbar gestaltet ist und so auch dem geistig Ärmsten erfaßbar wird? Und wie wenig sind die meisten geistigen Darlegungen und Darstellungen jener Urtatsachen und Quellgründe des wahrhaftigen Lebens wirklich Tat! Wie oft sind sie nur Rauch, aber nicht Salz! Glaube, Geist, Liebe sind uns viel mehr, als wir uns dessen im Banne der Gewöhnung bewußt zu werden pflegen, zu Begriffen geworden, über deren richtige oder falsche „Erfassung“ sich unendlich viel sagen läßt, und wenn man nur hier auf dem richtigen Wege ist und sich vor jeglicher Irrlehre wohl zu hüten weiß, so kann es ja

nicht fehlen, daß man den wahren Glauben „habe“. Also kann man sich auf wohlgefüllten Gedankenkissen beruhigt schlafen legen, während der Mond sein blasses, grünes Gedankenlicht freundlich um die wohlgezimmerten Lagerstätten unseres gläubigen Bewußtseins spielen läßt. Da träumt man den schönsten Traum, den es für dieses fromme Bewußtsein gibt, den Traum von der demütigen Rückkehr der „Andersgläubigen“. Und fürwahr, diese Rückkehr wird kommen — aber wohl anders, als man sie träumt.

„Der Rechenschaftsbericht über die Religiosität unseres heutigen deutschen Volkes weist eine erschreckende Unterbilanz aus, ein Passivum, das einem Angst machen könnte, ein gewaltiges Passivum an Glauben.“¹⁾ Dieses Passivum wird nirgends so deutlich spürbar wie an der Stellung der ihres Glaubens bewußten Christenheit, der Führer und der Geführten,

¹⁾ P. Erhard Schlund, Religion, Kirche, Gegenwart, München 1925, S. 215 f. Der Tübinger Dogmatiker Dr. Karl Adam gibt den glaubenstreuen Katholiken der gegenwärtigen Notzeit, denen diese Zeit nicht selten als der dunkle Hintergrund für den Goldglanz „ihres“ Glaubens gar nicht unwillkommen zu sein scheint, folgendes zu bedenken: „Läßt sich das katholische Bekenntnis innerhalb der modernen Geistigkeit auch nur behaupten oder gar zur Fruchtbarkeit bringen, wenn man à la Tertullian in der Bildung der Gegenwart, ihren Bildungsträgern und Bildungsinstituten nur den Geist Belials sehen möchte? . . . Die dogmatische Glaubenstreue allein tut es hier nicht. Sie verträgt sich im Gegenteil erfahrungsgemäß auch mit derbster Äußerlichkeit. . . . Haben wir ein moralisches Recht, diesseits und jenseits der Wasser nach Glaubensgenossen zu fahnden, wenn unser eigenes Haus nicht in den Reichtum Christi eingetaucht ist? . . . Einzelne Edel Früchte (— die Heiligen —) allein tun es noch nicht, so sehr sie die Edelnatur des Baumes bezeugen mögen, wenn nicht der ganze Baum davon voll ist.“ Der Grund, warum die Kirche „nicht mehr jene Werbekraft nach innen und außen entfaltet, die ihrem Wesen gemäß sein müßte“, liegt nach Adam „nicht bloß“ in dem „Mangel an gutem Willen auf seiten der „Andersdenkenden“. „Wann wäre die menschliche Böswilligkeit handgreiflicher, radikaler gewesen wie damals im ersten und zweiten Jahrhundert, als Paulus das Evangelium bis an die Säulen des Herkules trug und als bis tief nach Persien und ins innere Afrika hinein der Same des Evangeliums gestreut wurde? Das Versagen liegt in erster Linie an uns selbst. Eine blühende Kirche schenkt Gott nur den Armen im Geiste und denen, die nach Gerechtigkeit hungern, nicht den Hochmütigen und Satten . . .“ (Augsb. Postztg. 1926, Nr. 6, Beilage).

zur Gesamtheit der „Andersgläubigen“ und zur sozialistischen Bewegung. Das sind zwei große Prüfsteine des Glaubens der Gemeinschaft, zwei große Gelegenheiten der Bewährung und der Läuterung — und wie trat die große, maßgebende Mehrheit der bewußten Christen und ihrer Führer ihnen bis zur Stunde gegenüber? Hier wie dort widerlegte man die „andern“ mit unerhörtem Eifer, lehnte man ihre Anschauungen auf kraftvollste ab, richtete man unermüdlich Wall und Mauer gegen sie auf und beschränkte sich in der Erfüllung des neuen Gebotes Christi zumeist darauf, daß man sagte: Ihr braucht ja nur zu uns herüberzukommen, dann wird schon alles recht werden! Jesus ging selber zu den andern und Paulus wußte den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche zu werden. Und er fürchtete dabei nicht im geringsten um die Unversehrtheit des „Standpunktes“, den er vertrat: denn sein Standpunkt war die Welt — „die Erde ist des Herrn und was in ihr wohnt“ — und sein Glaube, der Glaube an Jesus Christus, schmiedete Himmel und Erde zusammen. So konnte er gar nicht anders als allen die Erfüllung ihres eigensten, letzten Verlangens und Wollens verkünden, denn alle Flüsse des Erdenlandes münden in Christus, alle trachten zu Ihm hin, wieviel Geröll sie auch führen, welche Krümmungen sie auch zwischen den Hügeln machen. Es gilt nur durchzustoßen bis zum Herzpunkt der Dinge, aller Dinge, wie umkrustet und umtrübt sie auch sein mögen, und durch den Beweis des Geistes und der Kraft, des Geistes und der Kraft welterlösender Liebe, ihr innerstes, eigenstes Wesen und Wollen offenbar zu machen. Denn der Herzpunkt aller Dinge ist Christus: der Sieg des Lebens über den Tod. Er ist die Antwort auf alle Fragen der Menschenwelt. Die Sendung der Christen aber ist es, daß sie diese Antwort der Welt bringen. Wenn sie in dem „Gott-und-die-Seele-Christentum“ oder in irgendeiner „religiösen Überzeugung“ stecken bleiben, wenn sie versuchen, mitten in einer nach Christus schreienden Welt sich auf die

Insel einer „sakralen Kultur“ zu flüchten, wenn sie in der Pflege der religiösen Hausgärtlein Anfang und Ende der Frömmigkeit erblicken, dann zerbrechen sie den Weltensinn der Erlösung, dann verhüllen sie das Heil vor den Augen der Welt, das durch sie offenbar werden soll: „Ihr seid ein Brief Christi, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens.“ (2. Kor. 3, 3.)

In jenen beiden großen Punkten der Bewährung, den „Andersgläubigen“ gegenüber und dem geschichtlichen Sozialismus sowie seinen Grundlagen gegenüber, ist in der bewußten Christenheit unserer Tage das Nein übermächtig und das Ja kaum zu spüren. Gerade daran aber entzündet sich immer aufs neue das Unheil der Spaltung und der Feindschaft, denn das schroffe Nein löst Trotz aus. Die Christenheit als Ganzes hat die christliche Seele der sozialistischen Bewegung noch nicht entdeckt. Sie hat Christus in der sozialistischen Bewegung noch nicht entdeckt. Sie sieht immer nur den vielen Staub und Schutt des Unglaubens, der auf den lebendigen Kern gefallen ist, und statt sich aufzumachen und hinzugehen und den Kern aus seiner Verschüttung zu erlösen, steht sie in der Entfernung und streckt abwehrend die Hände aus und ruft: Komm mir nicht nahe, du bist unrein! Christoph Blumhardt wußte, warum er zur Sozialdemokratie ging. Jesus ging einst auch zu den Zöllnern und Sündern statt zu den Rechtgläubigen und aß mit ihnen — die gerechten Pharisäer schlugen darob die Hände über dem Kopf zusammen.

Der Menschensohn glaubte an den Menschen, an das Unverwüstliche im Menschen, denn er glaubte an den Vater. Und wie übermächtig Sünde und Gottlosigkeit auch sein mochten: er wußte, daß der Vater noch viel mächtiger ist. Darum konnte er die Ehebrecherin nicht verurteilen. Die Oberherrschaft der Moral ist zu Ende, wo Gottes Leben und Wahrheit selber erscheint. „Das Gesetz ist durch Moses geworden, die Gnade

und Wahrheit durch Jesus Christ.“ „Gott hat den Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde.“ „So wie Du mich in die Welt gesandt hast, so habe ich auch sie in die Welt gesandt.“ „Richtet nicht!“ „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Soviel mehr die Sonne ist als der Schein des Mondes, soviel mehr der Sohn ist als der Knecht, soviel mehr ist die Wahrheit Christi als die Wahrheit der Moral. „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur.“ „Wer aus Gott gezeugt ist, tut nicht Sünde, weil sein Same in ihm bleibt, und er kann nicht sündigen.“ (1. Joh. 3, 9.) Wie weit sind wir von solcher „Mannheit in Christo“ entfernt! Die ganze Welt, in der wir leben, krankt an unserem Stümpertum. Wir können noch sehr wohl sündigen, denn unser Wille und Wesen hat kaum angefangen sich in Christi Gestalt zu verwandeln, so beginnen wir schon, uns zum Richter über die andern aufzuwerfen und um unseres Wissens und Belehrtseins willen zu sagen: Wir, wir „haben“ die Wahrheit und ihr — habt sie nicht! Und so bilden wir uns allen Ernstes ein, daß Gottes Reich in Worten stünde und nicht in Kraft. Wenn unser Wesen hinausgewachsen wäre aus dem Herrschaftsbereich der Sünde und des Gesetzes in die Gestalt der Liebe, der glühenden, sternengroßen, gotteinigen Liebe Christi hinein, in die unausdenklich große Gottesfreiheit des „Ama et fac quod vis“ hinein, dann könnten wir unser Leben hingeben für die andern, aber wir brächten es nicht mehr fertig, durch Wort oder Haltung oder Gebärde zu ihnen zu sagen: Ihr Gottesfernen, ihr Hinausgeschlossenen! Unser Wissen um die Wahrheit wäre nicht minder sicher, es wäre noch viel sicherer und krampfloser als jetzt, aber gerade darum würden wir nicht warten, bis die „andern“ zu uns kommen, sondern wir würden zu ihnen kommen. Und wo wir hinkämen, da würden die rauhen, stacheligen, fleckigen Schalen der Erdendinge sich öffnen, wie eine Knospe sich öffnet, und es würde offenbar werden, sei es auch durch zeitlichen Unter-

gang hindurch, daß der Herzpunkt aller Dinge Christus ist, daß die Erde des Herrn ist, daß alles durch ihn geschaffen ward am Anfang der Zeiten: von Ihm, zu Ihm und durch Ihn sind alle Dinge — was kann uns scheiden von der Liebe Gottes? „So wie Du mich in die Welt gesandt hast, so habe ich auch sie in die Welt gesandt.“

Wenn wir Christen — Christen wären, wir würden fürwahr andere Wege einschlagen, um das Elend des Unglaubens und des Irrglaubens in der Welt um uns her zu bekämpfen, auch das Elend des Unglaubens, in das der geschichtliche Sozialismus eingehüllt ist. Wir wissen ja gar nicht, was das heißt: von innen heraus überwinden, oder anders gesagt: durch Liebe überwinden. Wir sind Dialektiker und Streitkünstler und haben von der Art des Denkens Christi, des Denkens der Liebe, kaum eine matte Ahnung. Wir weisen unwiderleglich nach, daß Stamm und Zweige und Blätter eines Baumes, der vor uns steht, ganz anders geformt sein müßten, um „richtig“ zu sein — und diese Donquichotterie nennen wir dann wohl gar den Erweis des Glaubens! Mit der Binsenwahrheit, daß der heutige Sozialismus, wie er in unserer vom Christentum durchsetzten Umwelt herangewachsen ist und heranwachsen konnte, weithin mit der Geisteshaltung des Atheismus und nackten Materialismus gleichbedeutend ist, mit dieser laut verkündeten Feststellung legen wir wahrlich keine Ehre ein für Christus und seinen Geist — so wenig wie mit der weisen Feststellung, daß der Katholizismus, so wie wir mit unseren Augen ihn sehen, religiöser Institutionalismus, daß der Protestantismus, so wie wir ihn sehen, religiöser Subjektivismus sei. Wir fällen unsere Urteilssprüche und — lehnen ab. Das kirchliche Christentum ist heute auf weiten Strecken nichts als ein großes Ablehnen. Aber wenn hier materialistischer, dort subjektivistischer oder formalistischer Geist in vielen Macht gewinnen konnte, sind wir denn selber von solchem Geiste frei, sind wir denn selber schuldlos daran, daß es so ist?

Wenn selbst der Sohn Gottes nicht „verurteilte“, wie können dann wir es wagen zu verurteilen? Ist ein besseres Wissen um die Wahrheit denn irgend etwas anderes als eine um so größere Verpflichtung zu stärkerer Liebe? Die Tatsache des Sozialismus ist ein Mahn- und Weckruf an die bewußten Christen. Die Tatsache des Protestantismus ist ein Mahnruf an die römisch-katholischen, die des Katholizismus ein Mahnruf an die protestantischen Christen. Wenn wir nicht hören, werden wir schuldig. Und bis zur Stunde hören wir nicht! Es ist noch nicht genug an Strömen des Blutes, noch nicht genug an Strömen des Elends geflossen. . . .

Wenn der empirische Katholizismus nicht weithin von sich selber, von seinem überzeitlichen Wesen, abgefallen wäre, wenn er in der Zeit der avignonesischen Spaltung und später des Renaissancepapsttums nicht selber praktisch zur „Häresie“ geworden wäre, dann gäbe es das gar nicht, was man gerne die reformatorische Häresie nennt: und was doch in seinem Ausgangspunkt Protest gegen den Abfall war. Und wenn die europäische Christenheit nicht selber von der tiefen Einheit der Gliedschaft in Christus, von der tiefen, wesenhaften Einheit der Treue zu Christus, ihrem König, im Erweis des Geistes und der Kraft abgefallen wäre, abgefallen in das Elend der Glaubensspaltung hinein, wo ein Unmaß lebendiger Kräfte von religiöser Polemik, Abwehr des „Gegners“, religiöser und politischer Umpanzerung der Heilsgrundlagen in der Geschichte aufgezehrt wird, dann hätte die geistige Kluft zwischen christlichem Kirchentum und moderner Welt niemals zu einer so ungeheuren Hemmung des Lebensstromes werden können, dann hätte diese Kluft gar nicht entstehen können: dann gäbe es keinen atheistischen Sozialismus von solcher Wucht und Macht, dann wären im Kampfe gegen die Sünden der Überkultur, gegen Massenausbeutung, bewußte Christen und „Täter des Worts“ die geistigen Führer, nicht Atheisten und Kirchenfeinde, dann hätte der ganze Sozialismus ein anderes Gesicht.

Ungeheure Versäumnisse gilt es in den kommenden Jahrzehnten und Jahrhunderten zu sühnen¹⁾. Solange aber in den Bezirken des Glaubens selber aus dem jahrhundertelangen Neben- und Gegeneinander der Christen durch Selbstbesinnung und Buße nicht ein neues Miteinander und wachsendes Zueinander wird, kann die überragende Notwendigkeit solcher Sühne von der Gesamtheit gar nicht im Ernst erfaßt werden, wird das Christentum allzusehr Sache privater Innerlichkeit, abgesonderter Kirchlichkeit, konfessionell umgrenzter Parteigeistigkeit bleiben, wird die von den tiefsten Quellen aus zum Ganzen drängende, welterneuernde, wahrhaft katholische und wahrhaft apostolische Kraft des Sohnesglaubens in ihrer geschichtlichen Gesamterscheinung entstellt und getrübt sein: und das moderne Europa wird noch tiefer in dem Morast seelischer und leiblicher Zerrüttung versinken²⁾.

1) Rudolf Eucken mahnte schon vor dem Weltbrand: „Ja nicht die Höhen aufgeben, aber sie zur Breite des Lebens in nähere Beziehung bringen! . . . Sucht die Kirche keine enge Fühlung mit der Zeit, so darf sie sich auch nicht wundern, wenn die Zeit gleichgültig gegen sie wird“ („Können wir noch Christen sein?“ Leipzig 1911, S. 199). Aber wer hört und horcht in den eigentlich innerkirchlichen Bezirken ernsthaft auf die Stimme derer „draußen“: um aus ihr zu lernen? Die Führer der Kirche fühlen sich ja der „Zeit“ gegenüber fast ausschließlich als Lehrende. Sie tun mit Vorliebe so, als wären die „draußen“ und ihre Führer eo ipso von Gott verlassen. Aber werden sie damit nicht selber — „Zeit“?

2) Heute schreibt man die Schuld an der großen, unheilvollen Entfremdung zwischen Kirche und moderner Welt in den kirchlichen Bezirken noch fast allgemein mit rührender frommer Naivität dem Geist der modernen Zeit und dem reformatorischen „Abfall“ zu. Demgegenüber bemerkt Hubert Schiel in seiner Hirscher-Biographie mit Recht: „Wenn ein Gegensatz klappt zwischen Zeit und Christentum, so fehlt es nicht an Gott. Es fehlt an uns. Die Kraft des Christentums kann nur wirken durch Menschen, in denen sie lebendig ist. In jedem einzelnen Christen muß das Christentum lebendig sein. Darum betont Hirscher so nachdrücklich, das Christentum müsse einen unerhörten inneren Aufschwung nehmen, wolle es nicht neben der Zeit stehen, sondern in ihr und an ihr seine Aufgabe erfüllen.“ In der Tat, wie Hirscher sagte: „Jesum gesehen haben, muß zum Segen werden: wo nicht, so wird es zum Gericht.“ Welche Folge hat in der heutigen kirchlichen Umwelt ein solches engstes Zusammenfügen von Dogmatik und Moral, von Logos und Ethos? „Es kam

Stecken wir denn nicht fast alle bis über die Ohren in jener geruhsamen, standpunktfesten, geistig warm eingewickelten Bürgerlichkeit, die uns für das höchst Unbürgerliche um Jesus von Nazareth notwendigerweise der rechten Wahrnehmungsorgane entbehren läßt? Haben wir denn wirklich lebendiges, unreflektiertes Verständnis dafür, daß es sich nicht um erbauliche Redewendungen, sondern um den Ausdruck nüchterner und erschütternder Tatsachen handelt, wenn Christus sagt: „Die Letzten werden die Ersten sein“ — „Ich bin gekommen, um ein Feuer auf die Erde zu werfen“ — „ICH aber sage euch . . .“? Daß es ganz ernst und nüchtern gemeint ist, wenn Paulus sagt: „Traget einer des andern Last und erfüllt so das Gesetz Christi“? Sind wir uns darüber klar, daß es heute noch um andere Dinge geht als um den richtigen Glaubensbegriff, als um „Ablaß, Ohrenbeichte und Marienkult“, daß der Kampf „um die Quadern des Christentums“ geht: „Gilt noch der christliche Begriff der Ehe? Bekennen wir uns noch zum Kinde? Haben wir noch einen Sonntag? Beschämen uns bereits China und Indien?“¹⁾ Wie viele sind unter uns, die sich schämen, wirklich und ernstlich schämen, die zehn Ge-

eine Zeit — und sie liegt nicht allzuweit zurück —, da Sailers und Hirschers Name auf katholischen Lehrstühlen und in katholischen Seminarien nicht mehr genannt wurde, oder doch, wenn es unvermeidlich war, mit bedeutungsvollem Achselzucken.“ Vgl. Hubert Fr. Schiel, Johann Baptist von Hirscher. Eine Lichtgestalt aus dem deutschen Katholizismus des XIX. Jahrhunderts, Freiburg 1926, Caritasverlag (S. 210, 219, 224). — Auch Friedr. Wilh. Foerster ist von der Überzeugung durchdrungen, daß die gegenwärtige Zeit der Sichtung und des Gerichts nicht nur den Abgefallenen zu Bewußtsein bringen werde, was sie „verloren haben“, sondern daß sie auch den Dienern der Mutterkirche „grell vor Augen bringen“ werde, „wie viele auch von ihnen der Welt des Abfalls angehören und durch ihre eigene Einseitigkeit und Selbstgerechtigkeit sowie durch ihren Verrat an unbequemen und unzeitgemäßen Seiten der christlichen Gesamtverkündigung selber am Abfall der andern schuld wurden — vom ersten Schisma bis zur modernsten Glaubensentfremdung.“ („Autorität und Freiheit“, 4. Aufl. 1920, Schlußworte.)

¹⁾ Dr. Karl Sonnenschein, Berlin, Der Ruf der Stunde, in „Katholizismus und Gegenwart“, Schriftenreihe der Essener Volkszeitung, 1925, S. 80.

bote zu predigen, wenn sie „nicht in rastloser Hingabe helfen, daß sie erfüllt werden können“? Denn „die Mietskaserne ist ein Verrat an den zehn Geboten Gottes“¹⁾. Da tut sich die ganze „soziale Frage“ auf, der ganze Nährgrund des sozialistischen Klassenkampfes: und das mitten im Lande des Glaubens selber, nicht etwa irgendwo an seiner Peripherie! Solange man diesen Zusammenhängen noch mit jener bürgerlich umhegten, vernünftelnden, im konfessionellen Bewußtsein ruhenden Gläubigkeit gegenübertritt, die sich im „ruhigen Besitz des angestammten Glaubens“ sehr sicher und gerettet fühlt, statt mit der Seelenglut dessen, der keine Stätte hatte, um sein Haupt hinzulegen, der mit den Zöllnern und Sündern Tischgemeinschaft pflegte, der es eher für möglich hielt, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme, solange wird und muß der Sozialismus gegen die in sich selber zerspaltene, besitzesstolze kirchliche Gläubigkeit der gegenwärtigen Jahrhunderte aufstehen als eine einzige ungeheure Anklage, solange wird der sozialistische Materialismus in der innersten Macht seiner Verderblichkeit und Unseligkeit ungebrochen sein, mag man ihn von seiten der kirchlichen Christenheit auch ebenso unermüdlich geistig „widerlegen“ und „ablehnen“, wie das jede Konfession gegenüber den „Andersgläubigen“ mit eifernder Gründlichkeit übt. Der Hosianna-Katholizismus, der Hosianna-Protestantismus, das ganze dogmenfeste Zeigefingerchristentum, wie sie in den Jahrhunderten der konfessionellen Spaltung und des „konfessionellen Friedens“, dieser bürgerlich notwendigen Ab-

1) Ebenda S. 81, 83. Vgl. Christliche Welt 1925, Sp. 953 (Nr. 42/43): „Erneuerung, radikale Erneuerung der Erziehung des Pfarrstandes ist nötig. . . . Er (der Pfarrer) muß zu einem Menschen erzogen werden, der mit glühendem Herzen das Leben der andern miterlebt, sieht und helfend eingreift“ (Emil Fuchs). Ein Weg dieser Gesinnung ist von Franz Herwig in „Sebastian vom Wedding“ (auf den auch Karl Sonnenschein a. a. O. hinweist) mit kräftigen Farben geschildert worden: ein Weg, der auch mit geistiger Tatkraft besritten werden muß; dazu sind alle ernsten religiösen Menschen heute berufen.

findung mit tief unheilvollen Tatsachen, heranwuchsen und sich wechselseitig zu übertönen versuchen, bedingen in bestimmtem Sinne den machtvoll-unseligen Protest des antikirchlichen Sozialismus: es ist der Protest einer für Tausende und aber Tausende immer grausamer werdenden Wirklichkeit gegen ein kirchliches Bekenntum, dem der Glaube des Gottessohnes — der in der Tat der größte Antikapitalist der Weltgeschichte war — allzusehr zu einem farbig beleuchteten Bewußtseinsbild ohne letzte Wirklichkeits- und Gemeinschaftskraft geworden ist ¹⁾. Gegen solche Erkenntnis schützt uns auf die Dauer kein frommer Geisteser, keine umpanzerte Glaubenskorrektheit, keine „religiöse Kultur“, keine Anpreisung und Verherrlichung des eigenen Glaubensbesitzes und kein noch so energisches Abrücken von den „Andersgläubigen“. Denn hier handelt es sich um die Antwort der gottesfern gewordenen, innerlich und äußerlich zerrütteten modernen Wirklichkeit auf die in zwei Teile zerbrochene und damit zur Frage, zum „Problem“ gewordene Gemeinschaftsgestalt des westeuropäischen Christentums. Dieses Christentum hat es sehr schwer, Christus auch mitten in unserer Technik und Naturwissenschaft zu entdecken und aufzuzeigen. Und wo immer Christus nicht gesehen wird, da erwächst Unheil.

1) Wilhelm Hohoff, ein katholischer Priester, kam in seinem Buch über „Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik“ zu der merkwürdig anmutenden Feststellung: „Die Ansichten und Lehren der großen Kirchenväter stehen den Lehren des Marxschen ‚Kapitals‘ so nahe wie möglich und beweisen, daß nicht Christentum und Sozialismus, sondern Kapitalismus und Christentum sich gegenüberstehen wie Feuer und Wasser.“ In dieser Richtung liegen geistige und praktische Gegenwartsaufgaben des Glaubens, für deren Ernst und Tragweite das Gesamtgewissen der kirchlichen Menschheit und ihrer Führer noch erschreckend wenig Verständnis zeigt. Das ist Schuld, die sich rächt. Josef Steffes sagte in dem Jahrbuch 1923 des katholischen Akademikerverbandes (S. 112): „Daß wir Katholiken dem modernen Menschen in allen Stücken so ähnlich wurden, daß wir aufhörten, das Weltgewissen, das Transparent Gottes zu sein, das hat uns zu Mitschuldigen an der großen Weltsünde gemacht, unter deren herber Buße wir annoch seufzen.“ Das gilt aber wahrlich nicht nur für die Katholiken.

Wenn Christus heute wiederkäme in dieser oder jener Gestalt, redend und handelnd, ob da nicht diejenigen, welche den kirchenfeindlichen Sozialismus unbedenklich in Bausch und Bogen verurteilen um zu rufen: „Hosianna dem Sohne Davids!“ so manches hören und erleben würden, worauf sie nicht gefaßt waren? ¹⁾ Sind wir denn wirklich nur für unsere eigenen Sünden verantwortlich? Sagte nicht der heilige Chrysostomus: „Ihr seid verantwortlich für die ganze Welt“? Wenn Christus heute wiederkäme, ob er da wohl auch Orden und Ehrentitel und goldene Rosenzweige in silbernen Gefäßen verleihen würde? Aber — hat er denn nicht gesagt, daß er wiederkommen wird? Er wird wiederkommen. Und er wird uns nicht fragen, was wir von der sozialistischen Weltanschauung halten und ob wir als gute Katholiken und als gute Protestanten auch über die Irrtümer der „Andersgläubigen“ gründlich genug Bescheid wissen. Er wird wiederkommen zu uns allen und wird uns nur dieses Eine fragen: was wir aus der Liebe gemacht haben, mit der er selber sich für uns dahingegeben hat.

Ja — würde der Herr der Kirche, er, der keine Geldmünze berührte, er, der größte Antikapitalist der Weltgeschichte mit seinem Wehe über die Reichen, er, der mit den Armen und Zöllnern Gemeinschaft hielt, der in einem elenden Winkel zur Welt kam und im Hause eines armen Handarbeiters aufwuchs, der der König der Himmel ist und auf Erden einer der Ärmsten wurde, allen Reichen und auf äußere Würde Bedachten ein Ärgernis, würde er wohl auch in einen Palast und seine Gärten sich einschließen, würde er auch Orden und Titel und goldene

1) Käme Christus in so unscheinbarer Gestalt wie einst, käme er unerkannt und wie Sankt Franziskus in abgetretenen Sandalen und in schadhafter Kutte, so müßte er wohl erst gut bürgerliche Kleidung anlegen, ehe er den Vatikan, die Wohnung seines irdischen Statthalters, betreten dürfte; in einem Erlaß kirchlicher Stellen ist es während des anno santo 1925 als etwas höchst Unwürdiges verboten worden, daß Pilger und Fußwanderer den Vatikan ohne Halskragen und in Sandalen betreten.

Ehrengeschenke verleihen ¹⁾, seine eigene Fahne und seine Ehrengarde haben? Als einst ein Jüngling, der die Wahrheit suchte, ihn mit den Worten anredete: „Guter Meister . . .“, da wies er es zurück: „Was nennst du mich gut? Einer ist gut . . .“ Warum kam er den Gepflogenheiten der Welt nicht einmal so weit entgegen, daß er sich eine solche Anrede gefallen ließ? Über Legionen Engel gebot er, alle Räume der Himmel blickten auf ihn. Er wußte es — aber Würden und Gold der Himmelsreiche sind anders als Würden und Gold der Erde: vor diesen floh er! Als ihn die, die ihm anhängen, zu ihrem König machen wollten, damit er herrsche nach Art eines weltlichen Herrschers, der seine Truppen und seine Fahne, seinen Thron und seinen Palast hat, der Orden und Titel und Geschenke austeilt, der denen gnädig ist, die ihm anhängen, der die verurteilt, die ihm nicht huldigen — da entwich er ihnen! Und doch will es nun einmal die Welt so! Sie will sehen, will anstaunen können! Warum hatte er solche Scheu vor Zugeständnissen dieser Art? Warum bekannte er sich erst dann als König, als er vor Gericht stand, als er als Störer der Ordnung, als Irrlehrer, als Volksaufwiegler verurteilt wurde und vor den Augen der Welt als das offenbare Gegenteil eines Königs, eines Würdenträgers erschien? Ist es nicht die grausamste Ironie, daß über seinem Schafott, über dem Schandpfahl und Blutgerüst, an dem er hing und verblutete, geschrieben stand: „Jesus aus Nazareth, der König“? Christi Königtum hat nichts, ganz und gar nichts von den Ehren, den Würden, dem Zeremoniell, der Hofordnung eines weltlichen Königtums an sich. Die Fußwaschung setzte er ein zum Zeichen der äußeren Armut, der äußeren Niedrigkeit seiner selbst und der Seinen. „Der Jünger ist nicht über seinen Meister“, sagte er. „Folget

1) Als Kurfürst Friedrich der Weise Miene machte sich seines Untertanen, des Wittenbergischen Priesters und Universitätsprofessors Dr. Martin Luther, anzunehmen, da erhielt er zu seinem nicht geringen Befremden vom Papst den — goldenen Rosenzweig verliehen.

mir nach“, gebot er. Franziskus sprach es oft aus, daß er Jesu gleichen wolle. Darum wurde er aus einem glänzenden Ritter und vornehmen Junker zu einem armen Bettler. Die Päpste aber, die sich Stellvertreter Christi nannten, die obersten Vertreter der Kirche auf Erden, der Kirche, deren Wort das Wort des weiterwirkenden Christus ist, des am Kreuz Erhöhten — sie bauten sich prunkvolle Paläste, kleideten sich in königliche Gewänder, hatten ihren Hofstaat und ihr Gesetzbuch, ihre Garde und Gold und Edelsteine. Ist es der Geist Jesu, der sich darin ausdrückt? Oder ist es der Geist der „Welt“? 1)

1) Von Jesus, dem Herrn der Kirche, galt das Prophetenwort: „Er hatte keine Gestalt und keine Pracht. Wir sahen ihn — aber sein Anblick gefiel uns nicht“ (Jes. 53, 2). Paulus mahnte: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich“ (Röm. 12, 2). Im Evangelium lesen wir: „Wer ist der Größte im Himmelreich? . . . Wer sich selbst erniedrigt wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich“ (Matth. 18). „Die Schriftgelehrten und Pharisäer, sie machen ihre Spruchbänder breit und die Quasten an ihren Gewändern groß. Sie lieben die ersten Plätze bei den Gastmählern und die ersten Sitze in den Synagogen. Sie lassen sich gern auf dem Markte grüßen und von den Leuten Rabbi nennen. Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn einer ist euer Lehrer, Christus. Ihr aber seid alle Brüder. Auch nennt keinen auf Erden Vater, denn einer ist euer Vater, der Vater im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Meister nennen lassen, weil einer euer Meister ist, Christus“ (Matth. 23). „Es entstand ein Streit unter den Jüngern, wer von ihnen der Größte sei. Da sprach Jesus zu ihnen: Die Heiden haben Könige, die über sie herrschen, und die Gewalt üben, nennt man gnädige Herren. Bei euch aber soll es nicht so sein. Vielmehr sei der Größte unter euch wie der Geringste und der Vorsteher wie der, der aufwartet. Denn wer ist mehr: der, welcher zu Tisch sitzt, oder der Diener, welcher aufwartet? Doch der, welcher zu Tisch sitzt! Ich aber bin unter euch wie der, welcher aufwartet“ (Luk. 22). „Ich habe euch ein Vorbild gegeben, damit ihr tut, so wie ich euch getan habe. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: ein Diener ist nicht größer als sein Herr und ein Gesandter nicht größer als der, der ihn gesandt hat!“ (Joh. 13). „Wie Du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt“ (Joh. 17). Als sich in St. Peter in Rom die Menschenmenge zur Schlußfeier des Heiligen Jahres 1925 drängte, da grüßten „prächtige Gobelins, von goldbesäumten rotsamtenen und seidenen Vorhängen umrahmt“, herab zu den Tribünen, die aufgeschlagen waren. Italienisches Militär sperrte schon im Morgengrauen den Zugang zu St. Peter ab. „Früh um zehn Uhr bewegte sich über die Scala Regia eine langsam schreitende, feierliche Prozession, wie sie nur der Prunk unserer katholischen Liturgie am

Es gibt seit Jahrhunderten viele Menschen — und nicht nur Irrgläubige und Aufklärer, nicht nur Zöllner und Sünder, nicht nur Proletarier und Ausgebeutete — denen diese Fragen innerlich mehr zu schaffen machen als Fragen dogmatischer Art. Die nordisch-germanische „Irrlehre“ hat hier eine ihre wesentlichsten Wurzeln. Denn es ist offenbar: das „geistliche Fürstentum“, wie es Otto der Große schuf und wie es bis in die Neuzeit hinein bestand — im Streit um den Kirchenstaat lebt es weiter —, bedeutet vom Evangelium aus gesehen eine *contradictio in adjecto*. An dem Geiste, in dem dieses „geistliche Fürstentum“ steht, entzündet sich immer wieder der Protest, sei es im Zeitalter Alexanders VI. und der Reformation, sei es im Zeitalter Voltaires und Karl Marx und des Weltproletariats ¹⁾. Aber so eifrig man

Mittelpunkt der Weltkirche zu entfalten weiß. Voraus die Schweizer in ihrer Galauniform, mit mächtigen Hellebarden, Brustpanzer und Panzerhemd, sodann die päpstlichen Gendarmen, Palatin- und Nobelgarde, gleichfalls in großem Prunke und mit reichen Orden; es folgen in unabsehbarem Zuge Vertreter der Orden, Prälaten, Kanoniker, Bischöfe, Erzbischöfe, Thronassistenten, Patriarchen und Kardinäle. Ein Zug, wie er durch die Goldpracht der Meßgewänder oder Rauchmäntel, welche die kirchlichen Würdenträger tragen, die vielen (gegen 100) weißen Infuln, die mitleuchtenden brennenden Kerzen eines jeden Malers Entzücken in höchstem Maße zu erregen vermöchte. Römische Fürsten und sonstige hohe Würdenträger bilden mit hohen Orden geschmückt in Gala die unmittelbare Umgebung des Pontifex Maximus, der von der Konstantins-Statue ab auf der Sedia Gestatoria unter goldenem Baldachin, von Straußenwedeln umrahmt, die goldene Mitra auf dem Haupte, mit weißem Mantel umhüllt, segnend seinen Einzug in die Basilika hält. . . . Die mächtigen Akkorde des „Tu es Petrus“ mischen sich in den Jubel der Menge. . . . Draußen nimmt er auf seinem Throne Platz.“ (Augsb. Postztg. 1925, Nr. 298: „Der Schlußakkord des Heiligen Jahres.“) *Ecclesia militans*? Oder *Ecclesia* — „triumphans“?

1) Sind denn so viele der Anklagen des Sozialismus und Marxismus gegen die kirchliche Menschheit von der Lage der „Masse“ aus gesehen nicht sehr verständlich? Armut und Not werden tausendfach zu Fallstricken der Sünde, während die offiziellen Führer der Kirche, die das Wohnungselend nicht spüren, die ausreichendes Essen haben und von denen jeder ein eigenes Bett besitzt mit eingeübtem Pathos die Forderungen der christlichen Moral vertreten und dem eingengten Volke die Schrecken der Hölle ausmalen: sie tun damit was ihres „Amtes“ ist. In hundert höchst wehevoll geschriebenen religiösen Büchern kann der Proletarier nachlesen, daß die Heiligen eben darum Heilige heißen, weil

auf römischer Seite seit Jahrhunderten die dogmatischen Irrtümer der Abgefallenen ins Licht zu rücken sucht, vom Augsburger Reichstag an bis zu den Mechelner Konferenzen, so bereitwillig man auf Grund dieser weitläufigen dogmatischen Untersuchungen und Darlegungen das augustinische „Interficite errores“ zum Anlaß nimmt, sich im Gefühl der „beati possidentes“ zu wiegen und über den Glauben oder Unglauben der andern die Nase zu rümpfen: so beharrlich vermeidet man es, den realen psychologischen Wurzeln des Abfalls und der „Irrlehre“ nachzugehen, wie sie sich schon in der Reformationszeit in so durchstoßenden Bilderschriften wie dem „Passional Christi und Antichristi“ ausdrückten; hier stellen die von Lukas Cranach dem Älteren entworfenen Bilder begleitet von Bibelworten das äußere Leben Jesu und das der Kirchenfürsten gegenüber. Und diese Gegenüberstellung hat seit vierhundert Jahren nicht viel von ihrer entscheidenden Bedeutung für die Psychologie des Abfalls, für das Fortbestehen der großen seelischen Kluft zwischen protestantischem Germanentum und katholischem Romanentum, zwischen eingebürgerter Kirchlichkeit und ausgesogenem Bauern- oder Arbeiterproletariat verloren. Ja vielleicht muß man sagen, daß diese Bedeutung sogar

sie anders waren als — die andern. Hier kann er die Weisheit der Frage bewundern, was denn in Wirklichkeit damit ausgerichtet wäre, wenn die obersten Hirten der kirchlichen Menschheit jeglichen Luxus des Lebens und des gemeinsamen Besitzes verschmähten. Muß man sich nicht ernstlich fragen, ob auch dann, wenn mit allen Juwelen und aufbewahrten Kostbarkeiten kirchlicher Schatzkammern nur ein einziges Proletarierkind dem Moloch untermenschlicher Daseinsnot und Daseinsverderbnis entrissen werden könnte, der Sohn Mariens oder auch der arme Bruder Franz als Pontifex Maximus mit solchem „Opfer“ gezögert hätte? Der köstlichen Narde um Christi Füße zu salben bliebe ja noch genug und übergenuß. Und bedarf es denn wirklich eines Vorrates irdischer Schätze und irdischen Goldes, wie es goldene Kronen und Rosenzweige liefert, um aus dem Überschwang des Herzens heraus den König aller Könige, den Herrn aller Armut und alles Reichtums zu ehren, ihn, der (nach Hermann Muckermanns Worten) selbst „in äußerster Wohnungsnot geboren wurde und in namenloser Herzenseinsamkeit starb“?

in demselben Maße gewachsen ist, als mit der fortschreitenden Industrialisierung der Kulturwelt das Massenelend wuchs. Hier liegen Probleme, die man immer wieder durch Überbetonung der — sekundären! — Lehrunterschiede zugedeckt hat. Die sozialen Entwicklungen der kommenden Zeit werden dafür sorgen, daß man auf kirchlicher Seite nicht länger den Schwerpunkt der Fragen, die mit den modernen Separationen zusammenhängen, ins Lehrhaft-Dogmatische verschiebt, sondern den tieferen Wurzeln der Geschehnisse nachgräbt und so neue und schonungslose Wahrhaftigkeit lernt, gerade auch gegenüber Protestantismus und Sozialismus, sei es auch unter radikaler Preisgabe herkömmlicher Geisteshaltungen und unter bitterer Erkenntnis schwerer und schwerster geistiger Versäumnisse. Geschieht das nicht, so wird die Kirche noch mehr veröden und alle eucharistischen Massenversammlungen werden daran nichts ändern können. Denn Hosanna-Rufen und Nachfolge Christi sind ja recht verschiedene Dinge. „Es ist heute schon gewiß, daß die Menschheit den Dogmen, den Sakramenten, dem Kirchenwesen des Christentums unaufhaltsam und unwiderruflich den Rücken kehren wird, wenn nicht die Früchte des christlichen Wandels, die Erscheinungen eines wahrhaft erlösten Menschentypus sich zeigen. Und alle juristische Organisation, aller liturgische Kult, alle festlichen Symbole, alle dogmatische oder vielmehr theologische Geschlossenheit des katholischen Kirchenkörpers kann nicht entschädigen für das Ausbleiben ethisch hochwertiger Lebensformung, die nicht bloß Erfüllung eines Gesetzes, sondern spontaner, lebendiger Herzensdrang zum Guten ist, zur Geistigkeit, zur weit gefühlten und frei erfüllten Verantwortung, zu solidarischer Hilfe, zu Opfermut und Selbsthingabe.“¹⁾ Es ist ein sehr schlechtes Zeichen für uns alle und für den inneren Stand des Ganzen, daß es heute nötig ist, das zu betonen, das nachdrücklich den Menschen in der

1) P. Lippert S. J., Stimmen der Zeit, April 1926, S. 23.

Kirche ins Bewußtsein zu rufen: es ist gerade das, was der evangelisch-protestantischen Vereinseitigung der religiösen Wahrheit zugrunde liegt, der religiöse Sinn dieser Vereinseitigung, wie ja auch der scharfe Protest des Sozialismus gegen das kirchliche Christentum sich in der Tat nicht dagegen richtet, daß die Menschen in der Kirche Christen sind, sondern dagegen, daß sie zu wenig Christen sind! Aber bis zu diesen gegenwärtigen Tagen der Sichtung und Entscheidung hütete man sich, den Protest in diesem Sinne aufzufassen. Man wird hier eine sehr einschneidende geistige Umstellung vollziehen müssen. Denn „die Zeit des Versteckenspielens ist endgültig vorüber. Wir dürfen heute unsere Hoffnung nur auf das helle Licht der Wahrheit setzen“ ¹⁾).

Woher kommt es, daß es in der kirchlich-katholischen Literatur so manches Werk gibt, das die große Abfallsbewegung vor vierhundert Jahren eingehend schildert und sie als aus dem Frevel, der Hoffart und dem Irrtum der Neuerer hervorgegangen darstellt, aber keines, das sich ebenso gründlich und den verborgenen seelischen Zusammenhängen sachlich nachgehend mit den geschichtlichen Ursachen und Voraussetzungen des großen, des sich noch fortsetzenden Abfalls befaßt? Will man nur dort herkömmliche geschichtliche Auffassungen revidieren, wo solche Revision geeignet ist katholische Verdienste um die gepriesene neuere Kultur ins Licht zu rücken, nicht aber dort, wo es gilt sich klar und ungeschminkt schwere Versäumnisse einzugestehen, Versäumnisse, die nicht nur in der Vergangenheit liegen? Glaubt man wirklich, daß jenes und nicht dieses der Weg ist um das Gebot der Stunde zu erfüllen und der einen Wahrheit, der Wahrheit Christi, so zu dienen, wie es der Gesinnung Christi entspricht, des Gekreuzigten? Der breite Weg heißt: sich rühmen und immer neue Gründe des Sich-Rühmens aufsuchen, damit die Zahl der

¹⁾ Max Pribilla S. J., Um die Wiedervereinigung im Glauben, Freiburg 1926, S. 52.

Hosianna-Rufer im Wettbewerb mit den Leistungen der modernen Wolkenkratzerkultur nicht an imponierender Größe zurückstehe. Der schmale Weg heißt: das Versteckenspielen aufgeben, der Wahrheit rücksichtslos die Ehre geben und — Buße tun. Aber solange viele geistige Wortführer der kirchlich eingestellten Menschheit sich noch gar nicht darüber im klaren sind, welches der rechte Weg ist um der katholischen Wahrheit zu dienen, der Weg zur fortschreitenden seelischen Wiedervereinigung der geistig und religiös auseinandergefallenen modernen Welt, solange man mit fliegenden Fahnen und schmetternden Fanfaren den ersten Weg betritt und solange die wenigen, die das mit schwerem Herzen sehen, es für eine Pflicht gegenüber der Gemeinschaft halten zu warten und zu — schweigen: solange geraten wir nur immer noch tiefer in verkehrtes Wesen hinein, solange tragen die, welche die Spaltungen verurteilen, unwissend selber fortwährend dazu bei, die Spaltungen zu vertiefen, die wechselseitige Entfremdung zu vergrößern. Wie lange wollen wir uns noch über den lastenden Ernst dieser Dinge hinwegtäuschen? Soll die westliche Kulturwelt mit ihren Millionen Altären und Kirchtürmen so lange weilersinken, bis es — zu spät ist? Sollen die Wasser der großen Flut noch höher steigen und schließlich auch die Altäre und Kirchtürme bedecken, auf daß andere Völker und Rassen das Glaubenserbe Europas antreten? —

Erst wenn wir alle gelernt haben, diesen Fragen ins Auge zu sehen, der großen Frage nach unserer Wirklichkeit, der Wirklichkeit des Heute und unserer Verantwortung für sie, erst wenn wir den Willen zu solchem Sehen in uns erstarken lassen statt mit eingefeischter, hartnäckiger Einseitigkeit die Gegensätze des Gedankens und der Überzeugung als das A und O der Zeitnot auszugeben, erst dann werden wir mehr und mehr fähig werden, auch die große Glaubensspaltung inmitten der westlichen Christenheit im Gesichtswinkel Christi zu sehen statt im Gesichtswinkel unserer so überaus

standpunktfesten, selbstsicheren, überzeugungslauten religiösen Parteigeistigkeit; denn so gewiß die rechte religiöse Überzeugung für den geistbegabten Menschen ein wesentlicher Teil des Glaubens und des Lebens ist, so gewiß ist ihre krampfhafte Überbetonung allzuoft nur der pharisäische Deckmantel verborgener Lähmung der Kräfte. Wir müssen über alle bloße Glaubenskorrektheit hinaus neuen Mut zur Wirklichkeit gewinnen, neuen Willen zur Wirklichkeit, damit wir mehr und mehr fähig werden, das wahre Gesicht alles dieses Unheils zu ahnen, das wir in der Enge und Zugeschlossenheit unseres Geistes nur in tiefer Entstellung gewahren konnten. Erst dann werden wir in unserer Gesamtheit wahrhaft und wirksam inne werden, was alles wir versäumt und durch Versäumnis wie durch falsche Haltung verschuldet haben, was alles wir zu tun haben um begangenes Unrecht zu sühnen, „daß unseres Glaubens erstes Wort ein Ja ist, nicht eine Verneinung, nicht ein Protest“ (Lippert) — und daß wir alle des Abfalls schuldig sind, die einen wie die andern, des Abfalls von der tiefen, innersten Treue zu Christus, welche die Lebenswurzel der Einheit in Einem Leibe und Einem Geiste ist ¹⁾).

¹⁾ Über die entscheidende Bedeutung, welche die Finanzpolitik der Kurie neben der des Staates im späteren Mittelalter für die Zerstörung der mittelalterlichen Wirtschaftsethik und für die Grundlegung des Geistes der modernen kapitalistischen Wirtschaftsordnung hat, darüber macht Clemens Bauer in „Hochland“, Oktober 1925, S. 95 ff., sehr beachtenswerte Mitteilungen. Es handelt sich hier um Tatsachen von hartem Ernst und großer innerer Tragweite, deren Bedeutung im Flusse des geschichtlichen Werdens der modernen, nachreformatorischen, entgötterten Zeit noch nicht eingehender ins Auge gefaßt worden ist: man würde sonst weniger gutgläubig Luther als den Zerstörer der religiösen Einheit der abendländischen Kultur und die geschichtliche Kirche als den Hort dieser Einheit bezeichnen können. Durch das steigende Geldbedürfnis der Kurie in der Zeit der werdenden Renaissance (aus dem ja auch der Mißbrauch des Ablasses erwächst, gegen den Luthers Thesen sich wenden) konnten die florentinischen, genuesischen und pisanischen Bank- und Handelsfirmen zu internationaler Bedeutung aufsteigen. Die Kurie selbst umging oder übertrat ohne weiteres das Zinsverbot. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts versuchte die Kurie auf Grund von neu entdeckten Alaunlagern im Gebiete des

Nur auf der Treue ruht die Verheißung der Einheit, auf der Treue, die nicht nur Sache des Wortes, sondern mehr noch des Wesens und der Tat ist, und alle tiefe, fressende Spaltung ist Anklage der Untreue.

Man redet heute gern von der „Krise“ des Protestantismus und des protestantischen Kirchentums. Diese Krise besteht. Aber besteht sie nur heute? Oder ist es so, daß schwer herandringende, gottgesandte Not vielen die Augen geöffnet hat, daß sie zu sehen anfangen, was dem wohl umwickelten, bürgerlich geruhsamen und bürgerlich standpunktfesten konfessionellen Selbstbewußtsein zu sehen nicht möglich war? Und fängt nicht auch im Katholizismus dieser und jener an, sich eines sehr ernst zu nehmenden inneren Krisenzustandes des Ganzen bewußt zu werden, der durch überkommene Rechtgläubigkeit allein nicht überwunden werden kann, der vielmehr ein Neues fordert: ein ganz neues inneres Erfassen und gemeinsames Erschließen der überkommenen Glaubensgüter, nicht um im Gefühl des Besitzens sich zu wiegen, sondern um der Kraft willen, durch alle die lähmenden Dünste des Heute hindurch zu einem neuen, weiten, besseren Morgen des gemeinsamen Glaubens hindurchzudringen? Es ist nur ein kleiner Teil der Wahrheit, wenn man sagt, daß der Protestantismus in unserer Zeit schwerster Zusammenbrüche sich in einer Krise

Kirchenstaates das Monopol für den Alaunhandel im Abendland in die Hand zu bekommen, um den Preis nach moderner Art diktieren zu können. Sie suchte konkurrierende abendländische Gruben entweder stillzulegen oder in die Hand zu bekommen. Der Handel mit dem konkurrierenden türkischen Alaun wurde bei Strafe der Exkommunikation verboten! — Man vergleiche mit solchen Tatsachen Urteile wie das folgende: „Immer hat die Kirche sich gegen das Aktuelle gestellt, weil dessen ungeistige Gewalttätigkeit die Freiheit der Seele knechtet. . . . Die Kirche steht allezeit gegen das Jetzt für das Ewige; gegen Umwelt und ‚Politik‘ für jene Formen des Menschlichen, die dem Ewigen offen stehen. . . .“ (Guardini, Vom Sinn der Kirche, 1923, S. 60) — und man hat die Möglichkeit, ein besseres Verständnis für die reformatorische, ein besseres Verständnis auch für die modern-sozialistische Geisteshaltung zu gewinnen und für die Stimmung des „*Catholica non leguntur*“.

befinde. Man muß den Mut finden weiterzugehen und zu erkennen, daß der Protestantismus in seinem Wesen selber Krise ist. Ob er es in dieser oder in jener Weise ist, das hängt von den zeitlichen Umständen ab. Ob er als Krise empfunden wird oder nicht, das hängt vom Augen- und vom Seelenzustand der Menschen ab. Aber er ist immerdar, was er ist und was den Sinn seiner Sendung ausmacht. Wären wir weniger an das enge Blickfeld der privaten oder kollektiven Ich-Perspektive gewöhnt, so würden wohl alle Ernsten und gegenständlicher Erkenntnis Fähigen es mit Deutlichkeit gewahr werden: der Protestantismus ist die Krise der katholischen Kirche. Mit allem seinem seelischen Sichaufbäumen gegen das, was er „Rom“ nennt, mit allem seinem betonten und gesuchten Anderssein, mit allem, was ihn in Wirklichkeit und was ihn vermeintlich von der Kirche Roms trennt, mit seiner ganzen eingefleischten Antipathie gegen alles „Römische“: mit alledem ist er letzten Endes eine innerkatholische Angelegenheit, obwohl er bis jetzt noch nicht als solche erfaßt ist. Er ist da um Gärungserreger zu sein, Unruhestifter, Schlafvertreiber, Aufrüttler der Geister, törichter, ja sich selbst unmöglich machender Radikalist, eine große Unruhe zu Gott hin, eine Unruhe, die nicht aufhören kann nach der großen Ruhe sich auszustrecken um in ihr unterzugehen und in ihr aufzuerstehen in großer Selbsterfüllung: denn Unruhe und Ruhe suchen einander und brauchen einander, damit die Ruhe nicht faul und starr und leblos werde, damit die Unruhe nicht ziellos und zerflatternd und unselig werde. Der Protestantismus fällt von seinem eigenen Wesen ab, wenn er selber etwas wie eine feste, zugefrorene Ruhe zu werden sucht. Die Hoffnung ruht darauf, daß er dies nicht werde, daß er sich immer wieder auf sich selber besinne und auf den Kern seines Wesens, auf sein Flammenwesen, daß er immer mehr werde, der er ist — und je mehr er das wird, desto mehr erfüllt sich der Gottessinn der Reformation. Desto näher rückt die Welten-

stunde, da auch hier der „Segen der Sünde“ offenbar wird — felix culpa! —, der Sünde derer, die den Herrn alles Lebens um dreißig Silberlinge an die Welt verrieten, die den gotischen Türmen ihre Spitze abbrachen und die breiten, gleißenden Kuppeln der Renaissancekirchen an ihre Stelle setzten. Denn nur einer ist der Herr der Welten und selbst die Dämonen dienen ihm, wenn auch mit Knirschen: Satan, der gefallene Engel, wird gebunden werden und in Christus wird der Sieg des Lichtes über das Dunkel ewige Wirklichkeit.

Der Sinn der Krankheit ist Gesundheit. Der Sinn der Zerspaltung ist tiefere Einheit. Der Sinn aller Trennung im Irdischen ist das Sichfinden im Ewigen. Welche geistverblendeten Toren sind wir, wenn wir solche große Heimkehr der Wasser in den Strom, der zuckenden Flamme in den Glutherd, der Unruhe in die Ruhe immer wieder zu vergewaltigen suchen! Wir mögen den Baum noch so sehr in die Länge ziehen, er wächst doch nur nach dem Maße der Kraft des in ihm strömenden Saftes. Wenn das Erdreich gelockert ist und die Himmel sich auftun um ihren Segen herabzutauen, dann kann er gar nicht anders als zu wachsen. Heimkehr läßt sich nicht machen, Heimkehr muß werden. Sie muß verdient werden — das ist ihr Sinn. Sobald wir sie verdienen, wird sie geschehen. Wer aber dem „ändern“ einen Vorwurf daraus macht, daß er die „Wahrheit“ nicht erkenne, wer ihm zu verstehen gibt, daß er noch ferne von ihr sei — dem macht eben damit Gott selber den Vorwurf, daß er noch ferne von ihr ist! Und so ist die Stunde der Heimkehr noch nicht verdient, die Stunde der sichtbaren Heimkehr. Heute bricht allenthalben noch einer den Stab über den andern — und redet dennoch von Christus, dem Gekreuzigten, über den der Stab gebrochen ward. Wer aber zu seinem Bruder sagt: „Du Gottloser“, ob er es in dieser oder in jener Weise sagt, der ist des höllischen Feuers schuldig. Der vermehrt die tiefe Schuld der Zeiten, die auf Christus lastet. „Ihr Otterngezücht, wie wollt ihr entgehen

dem Gericht der Hölle?“ Das sprach der Gottmensch zu den sehr Rechtgläubigen in Jerusalem. Wer den andern einen Gottlosen schilt, der ist in dem gleichen Augenblick selber gottlos; denn Gottes Wesen heißt: „Siehe, hier bin ich!“ „Richtet nicht“, sagte der Herr. Richtet nicht, daß nicht ihr selbst gerichtet und verurteilt werdet — um eures Richtens willen! Die Lieblosigkeit, in welcher Gestalt sie auch immer erscheint, das ist die Gottesferne, denn Gott ist Liebe. Und die Liebe ist größer als aller wissenschafts feste Glaube, die Liebe, die vor Gott steht als ein Kind. Sie ist getrost und selig mitten in Furcht und Zittern. Sie weiß, daß Gott sie nicht von der Hand läßt, wenn sie nur selbst mit ihrem innersten Willen ihn nicht läßt. Und so wäre sie getrost, selbst wenn er sie an die Wegscheide führte wie einst Sankt Franziskus den Bruder Masseo und wenn er sie sich im Kreise drehen ließe, bis ihr der Geist ganz schwindlig würde und er alle Richtung verloren hätte, ja bis sie zu Boden fiele in dieser oder in jener Richtung und der Ewige zu ihr spräche: „Dahin geh, du Kind, und wenn der Vater mit dir geht und du mit dem Vater, dann kannst du ja gar nicht anders gehen als mitten in lauter Rechtgläubigkeit und Wahrheit hinein!“ — Aber reden wir nicht von Utopien? Reden wir nicht von ganz unmöglichen Dingen? In der Tat, wir reden davon; denn wir reden ja vom Glauben. Wir reden ja von der Liebe zum Vater. „Ama — et fac quod vis . . .“

Der ewige Primat des Logos — wer dürfte an ihm rütteln? — wird offenbar im zeitlichen Primat des Ethos, jenes Ethos, das nicht sowohl Name und Stempel als vielmehr Artung und Wesen durch den schaffend-umschaffenden Geist des Sohnes gewinnt. Er wird offenbar im Ethos der Liebe und ihrer Unbedingtheit: denn von Ihm, zu Ihm und durch Ihn sind alle Dinge! Es ist in keinem andern Heil. Der ewige Primat des Logos kann gar nicht anders offenbar werden. „In Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.“

Das Leben aber ist „erschienen“ — denn in gottgeschaffener Natur ist es verborgen und in tiefe Stummheit eingesenkt, in die Stummheit des Sternenkosmos und der Wachstumskräfte, der Elektronen und vieler sichtbarer und unsichtbarer Strahlen — das Leben ist erschienen und Menschaugen sahen seine Herrlichkeit. Die Augen der Armen, der Kranken und der Sünder sahen sie: die Augen der Hinausgestoßenen also, denen man zuweilen einen Blick des Mitleids und des achselzuckenden Bedauerns, manchmal sogar einen Blick leiser Verachtung zuwirft und die eben auch da sind, obwohl das die gebildeten Menschen, die rechtschaffenen Bürger und die korrektgläubigen Pharisäer nicht selten als etwas peinlich und unnötig empfinden. Die Armen sahen Ihn, aus ihnen gewann er seine Jünger und Sendboten. Die Besitzenden, die Gerechten und Schriftgelehrten und Führer des Volkes, stellten ihm spitzfindige Fragen, ärgerten sich über ihn und sagten: „Er steht nicht auf unserm Standpunkt, er lehrt nicht den wahren Messianismus, er ist offenbar ein Ketzer. Was redet er von der Wahrheit der ‚Liebe‘, in der das ganze Gesetz erfüllt sei, da es doch, wie wir es wahrlich deutlich genug aussprechen, auf so vielerlei anderes ankommt, das befolgt und gehalten werden muß? Er verstört uns das Volk, wir müssen ihn beseitigen. . . .“ Die Behörde sagte in vornehmer Überparteilichkeit: „Was ist Wahrheit?“ und tat den Angesehenen und Einflußreichen ihren Willen. Die Masse des Volkes rief laut, was die Führer ihr vorgesagt hatten. Und die paar Armen, die er aus ihren Hütten und Dachstuben herausgeholt hatte, mußten es mit ansehen, daß er im Namen offiziell anerkannter religiöser Wahrheit, um der unverfälschten Bewahrung der Überlieferung willen, um des Primat des Logos willen als Irrlehrer und Volksverstörer und Gotteslästerer auf die Richtstätte geschleppt wurde. Er hatte zwar gesagt, daß er nicht gekommen sei das überlieferte Gesetz, die überlieferte religiöse Ordnung aufzulösen, sondern im Gegenteil sie zu „erfüllen“ — wie stimmte aber dazu das „ICH aber

sage euch ...“ des Predigers auf dem Berge? Wie stimmte dazu seine Entheiligung des Sabbats? Wie stimmte dazu diese und jene seiner Äußerungen? Er hatte eben doch nicht die Überzeugung, daß das überlieferte religiöse Haben, das heilige Vätererbe, in jeder Weise und Richtung völlig unantastbar, völlig unwandelbar sei, daß seine umpanzerterte Bewahrung erste, allererste religiöse Pflicht sei, die alles andere weit hinter sich läßt, ja als unwesentlich erscheinen läßt. ... Und so schien es besser, daß einer für das Volk stürbe, als daß das ganze Volk, in dem ihm schon so viele heimlich anhängen, an der überlieferten Wahrheit irre würde und in der Irrlehre seelischem Tod verfiel. Tod den Irrtümern! Primat des Logos! Und Christus hängt am Kreuz. ...

Das ewige Wort ward Fleisch und die geistig Armen, Besitzlosen, Ungelehrten sahen seine Herrlichkeit, sie sahen sie — als Liebe. — Das ist die ewige Weisheit selber, die vom Kreuze aus die wunden Arme uns entgegenbreitet, von dem Kreuze aus, das über alle Jahrtausende erhöht ist, und deren brechende Augen uns alle in qualvollem Verstummen anflehen: Kommt, kommt her zu MIR, und nehmet Mein Joch auf euch! So hat sie das Ethos der Liebe uns gelehrt, das Ethos heilighetiger Gottesliebe, die suchend und ringend und leidend in alle Erdenweite hinausströmen muß — denn Gottes ist die Erde! — und nicht das Pathos umpanzelter „Rechtgläubigkeit“, die sich breitspurig an allen Tischen obenansetzt. „Wehe euch, die ihr satt seid!“

Wenn wir alle in dem verborgenen, tiefen Wissen und Empfinden lebten, in dem alles Wissen, das wir überhaupt haben können, sich zusammenfaßt, in dem Wissen, daß die Augen Christi auf uns allen ruhen, ehe sie im Tode brechen, wir würden nicht vergebens unsere Hände nacheinander ausstrecken, wir würden nicht standpunktsichere Bücher und Aufsätze schreiben über die zukunftsunkle Wiedervereinigung im Glauben, wir würden nicht nur in Predigten mit halber Stimme uns Brüder

nennen, sondern wir würden Brüder sein. Und es würde wohl eine wachsende Schar tief Ernstwilliger unter uns geben, die über alle Schranken konfessioneller Sonderart hinweg in unverkünstelter Einheit des Glaubens und der Liebe dem Kommenden eine Gasse brechen, die sich nicht zu „widerlegen“, sondern die sich als Menschen und als Christen immer besser zu verstehen suchen und auch verstehen lernen, denen Christus ein so Übermächtiger ist, daß sie von selber immer mehr auch in lebendiger menschlicher Fühlung sich finden, ohne daß sie viel Aufhebens davon machten, von denen keiner den andern „bekehren“ will, denn sie sind ja alle schon hingekehrt zu Christus und eins in ihrem lebendigsten Wollen und Beten: „Dein Wille geschehe — wie im Himmel, so auch auf Erden!“ Wenn es einen solchen Orden unter uns gäbe, einen solchen Orden ganz Ernstwilliger, ganz Christusbewußter, teils aus römisch-katholisch, teils aus protestantisch Erzogenen zusammengesetzt, gegründet auf Ehrfurcht voreinander und stark und einig in fest gegründeten, ungeschriebenen Gesetzen des Tuns und Lassens, mit dem Ziel, in Geist und Tat, Tat und Geist Christi, des Gekreuzigten und Auferstandenen, den Glauben in der Seele hier wie dort immer mehr zu vertiefen, ihn so weit zu vertiefen, daß der gemeinsame seelische Wurzelgrund mehr und mehr zum Lebensträger und Lebensüberwinder wird, auch zum Überwinder geistiger Spaltung; wenn es einen solchen Orden in der Welt unter uns gäbe, einen Stoßtrupp hin zur Einheit, einen Stoßtrupp, der, gegründet in gleichem Wollen und Beten, immerdar hindurchzustoßen bemüht ist von den Bewußtseinsinhalten zu den Seinskräften Christi, dessen Glieder den Geist des „Wir besitzen“ unter sich lassen und immer mehr unter sich lassen wollen in gegenseitiger Hilfe, dessen Glieder alles ererbte religiöse Gut ihrer Glaubensgemeinschaft tief und tiefer sich zu eigen machen wollen, so tief, daß es in Kräften der Glaubens- und Willens- und Tateinheit in Christus immerdar aufersteht

zu lebendiger, fruchtbringender Gegenwart, zu wachsender Feinhörigkeit für das Rufen Gottes in allem Jetzt und Hier; wenn es einen solchen Orden unter uns gäbe, der nicht durch Verflachung oder Verwischung oder einseitige, geistlaute Beredung der Gegensätze, sondern der durch ihre unermüdliche religiöse Vertiefung ihrer Überwindung den Weg bahnte — dann erst würde die westliche Christenheit wohl anfangen, zu der großen Glaubensspaltung des Westens eine Stellung einzunehmen, die dessen würdig ist, nach dem sie sich nennt¹⁾. Denn die ewige Weisheit will ja das Ethos der Liebe uns lehren, der Liebe, die den Himmel zerrissen hat und die größer ist selbst als Glaube und Hoffnung, nicht das Pathos der „Rechtgläubigkeit“. Und es gibt ja kein Wachsen in der Rechtgläubigkeit, es sei denn durch Wachstum in der Tatkraft, Stoßkraft, Wunderkraft der Liebe: der Kraft, die Welten der Not und der Schuld aus den Angeln hebt und das Unmögliche möglich macht. Rechtgläubigkeit als Selbstzweck bedeutet nicht den Primat Christi, sondern den Primat des so oder so gestalteten religiösen Bewußtseins, darum ist sie der Weg zum Abfall, zum Abfall in die Gesinnung derer, die Christus als einen Störer der religiösen Ordnung und Überlieferung ans Kreuz brachten. Im Anfang war das göttliche Wort, das bedeutet für den Menschen die Tat immerwährender, immer neuer Entscheidung für dieses höchste, ewig unverrückbare Sein und Leben. Glaube gründet sich auf ein tiefes und tiefstes Wahr-Nehmen, auf ein Als-wahr-hinnehmen — aber das ist nur sein Wurzelstock, nicht sein Stamm und seine Krone²⁾.

1) Gibt es heute Vorstöße in dieser Richtung? Ein erster Anfang dazu liegt wohl in den Bestrebungen, die hinter der Zeitschrift „Una Sancta“ stehen. Die kommenden Jahrzehnte werden zeigen, ob wir heute schon reif genug sind um aus der Not der Gegenwart zu lernen und zu einer neuen Haltung der Glieder der Konfessionen zueinander hindurchzudringen — oder ob die Geistesnebel hier wie dort noch zu dicht sind.

2) „In diesem sterblichen Leben erhält die Liebe ihren Ursprung, doch nicht ihre Vollkommenheit von der Erkenntnis Gottes. . . . Die Erkenntnis gibt

Was wäre das für eine Liebe, die an der Wahrheit und Wirklichkeit des von ihr Geliebten zweifeln könnte? Tausendmal eher zweifelt sie an sich selbst als an dem Geliebten. Tausendmal eher zweifelt sie an der Genugsamkeit ihres Liebens als an dem, dem sie entgegenharrt und entgegendringt. Und so ist Glaube, der an Liebe sich nährt, immer neue, immer bessere Entscheidung, immerwährende Metanoia. So wächst er empor durch Tat: und kann doch niemals in seiner Tat Genüge finden. „Wer da wird des' Willen tun, der wird's inne werden, ob diese Lehre von Gott ist.“

Es ist ja unmöglich, daß wir die Wahrheit besitzen. Es ist immer so, daß die Wahrheit uns besitzt — oder daß sie uns nicht besitzt. Denn sie ist ja unsagbar viel größer als wir, auch wenn sie so klein wird wie ein Kindlein in der Wiege. „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und daß eure Frucht bleibe zu einem Zeugnis für viele.“ Die Wahrheit kann uns aber nur so weit besitzen, als wir in der Kunst des Zöllners und der povertà des umbrischen Gottesspielmanns geübt sind. Der Strick um die Lenden tut's nicht. Das Ansichdrücken des heiligen Buches tut's nicht. Die Wahrheit kann uns nur so weit besitzen, als wir in uns Raum haben für sie. Erst muß das viel zu Viele, das schon da ist, im Feuer des Menschensohnes verzehrt und erneuert werden. Das Weizenkorn muß sterben, damit es Frucht bringe. Wenn wir aber unseren „Besitz“ in feuerfesten Gehäusen bergen und uns davor stellen, als ob wir der Engel mit dem Flammenschwert selber wären, dann mögen wir uns zwar immerdar einbilden, daß wir die Wahrheit „besitzen“. Aber die ewige Weisheit kümmert sich wenig um unsere Einbildungen. Wer kann ihr denn vorschreiben, was sie tun und lassen soll? Wir müssen uns ihr fügen — uns, ihren Geschöpfen, fügt sie sich nimmermehr.

der Liebe allerdings ihre Geburt, doch nicht ihr Maß“ (Franz von Sales).
Vgl. Stimmen der Zeit, 55. Jahrg., Heft 11, S. 334f.

Vielleicht — wer kann es denn sagen? — vielleicht sagt sie sich, wenn sie bei uns vorüberkommt und so viel Bewußtsein der Gesundheit und des Besitzes sieht: „Hier bin ich ja überflüssig“, und geht leise weiter, so leise, wie sie fast immer geht. Und sie geht derweilen wohl in die Fremde. Vielleicht steht sie mit einem schmutzigen Rock angetan im grauen Winkel eines Großstadthofes oder im Dröhnen eines Maschinenraumes oder sie spielt fern im Wald mit den bunten Blättern einer Blume oder sie versteckt sich gar fern am Ufer des Ganges im Auge eines bettelnden schwarzen Hinduknaben. Wer kann es wissen? Die ewige Weisheit ist ja über alles unser Begreifen und Fassen erhaben. Und am letzten Tage würde sie dann vielleicht zu uns sagen: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir nichts zu essen gegeben. Ich bin voller Not gewesen und ihr habt mir nichts gegeben als bedauernde Worte und strenge Ermahnungen. Ich bin von dem Ruß eurer entseelten Arbeit im Geiste umdüstert gewesen und ihr habt zu mir gesagt: Pfui, wie schwarz bist du! Ich habe die Waffe geworfen, die ihr mir in die Hand drücktet, und ihr habt mich einen Vaterlandslosen gescholten. Ich habe euch die Arme entgegengestreckt und gefleht: So höret mich doch! Aber ihr habt selber so laut und so vielerlei hin- und hergeredet, vom rechten Glauben und von dem Besitz der Wahrheit, daß ihr mich gar nicht hören konntet. Und so bin ich eben weitergegangen. . . .“ Da mögen wir wohl flehen, die ewige Weisheit möge sich unser um unseres Herzenselends willen erbarmen. Aber vielleicht hat sie keine andere Antwort für uns als die, die sie einst ihrem Diener Heinrich Suso gab: „Ich bin zu allen Zeiten bereit euch zu helfen, wäret nur ihr mir bereit. Ich gehe euch nicht ab, ihr gehet mir ab. . . .“

Und so ist es die ewige Weisheit selber, die uns ein Neues lehren will, die uns auf den Weg führen will, da wir uns wieder finden werden in neuer, tieferer Einheit des Leibes und des Geistes Christi. Wir müssen neue Demut lernen, neue Ehr-

furcht vor dem Lebendigen, neues Lauschen auf die Wirklichkeit. Da kann es nicht anders sein, als daß wir falschen Stolz verlassen müssen. „Form, Einheit, Gesetz sind nur ein Mittel, nicht letzter Zweck. Die Kirche als Organisation, als Zusammenfassung aller Gläubigen, als Verwaltungskörper ist auch nur eine Form, eine Zurüstung. Es gilt, die Form mit dem Inhalt zu erfüllen, die aufgehäuften Mittel auszuwerten. Es genügt ja nicht, ein Gotteshaus zu erbauen, wenn es nicht von einer Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit erfüllt wird. Freilich fehlt es in der Kirche Christi niemals an dieser Anbetung, an der Erfüllung der Formen und Gehäuse. Aber es gibt da noch unbegrenzte Möglichkeiten, dem Grade und der Art nach. Je weiter sich der Kirchenraum dehnt, um so mächtiger muß auch der Choral der kirchlichen Heiligkeit anschwellen. Der Tempel, den wir bauen, soll, wie groß er auch sein mag, immer noch ausgefüllt werden durch die Stimme unserer Seelen, unserer Beispiele und unseres Wandels. Aber einstweilen scheint an gar vielen Wänden und in weiten Hallen noch ein Echo der Leere zu wohnen.“¹⁾

In dem, worauf diese Worte hindeuten, liegen Wurzel und Ziel der Reformation beschlossen. Wenn die geistig Maßgebenden und Führenden in der Kirche einmal dahin kommen werden, die reformatorische „Irrlehre“ ganz und gar im Lichte solcher Selbstbesinnung zu sehen, wenn man den Mut und die religiöse Kraft zu solchem Sehen finden wird und von da aus Gericht und Gnade des Herrn der Kirche ganz neu erschaut, in Demut vor der göttlichen Wahrheit, die auch in aller Wirklichkeit sich verkündet, dann wird die Stunde nicht fern sein, von der es im Hinblick auf die tiefe, innerste Spaltungsnot des Westens heißen wird: „Als die Zeit erfüllet war . . .“ Dann wird man inne werden, daß es sich beim „Luthertum“ nicht um eine „Häresie“ handelt, um eine nicht weiter ableitbare falsche,

¹⁾ Peter Lippert S. J., An den Pforten der Kirche, Flugschriften der „Stimmen der Zeit“, 20. Heft, 1920, S. 24 f.

gefährliche Lehre, sondern um einen Protest urevangelischer, urkatholischer Art, den man nicht verstehen konnte noch wollte, den man jahrhundertlang hier wie dort in seinem Gottessinn mißverstand, den man hier als Häresie, dort als eine Gegenkirche abstempelte — um ihn nicht so erfassen zu müssen, wie es dem Willen des Höchsten entspricht, um nicht das stolze Bewußtsein des „Wir besitzen“ zum Opfer bringen zu müssen.

Hier wie dort ist in den Tonangebenden dieses falsche Bewußtsein noch allzu mächtig: an ihm nährt sich fortwährend aufs neue der fressende Geist der Spaltung, daß ihn das viele stille, wundergroße Heldentum des Alltags, das immerdar auf dem Boden des Glaubens keimt und dessen sühnende Kraft nicht zu ermessen ist, nicht zu überwinden vermag, wie es doch seinem Wesen und Walten entspricht. Denn das falsche, theologisch übersteigerte religiöse Parteibewußtsein, das in den hervortretenden Wortführern, zumal wenn sie auch für die „Andersgläubigen“ oder im Gedanken an sie reden, immer wieder das Walten der stillsten Kräfte durchkreuzt, das für die Augen dieser „Andersdenkenden“ immer wieder das wahre Gesicht der Dinge verdeckt und verfälscht, das die religiösen Kräfte in Gestalt und Gesicht des Ganzen überhaupt nicht zu reiner Auswirkung kommen läßt und einen falschen, unseligen Zwiespalt schafft zwischen den innersten Kräften und Strebungen und dem der „Welt“, dem „Draußen“ zugekehrten Gesicht der Gemeinschaft und ihres Glaubens, dieses falsche, übersteigerte religiöse Parteibewußtsein allein ist ja der Grund, warum trotz eines Übermaßes von Seelen- und Spaltungsnot in unseren Zeiten die innere, religiöse Überwindung der Glaubensspaltung in Europa überhaupt noch nicht ernstlich in Angriff genommen ist, warum man hier wie dort überhaupt noch nicht den Mut und die Kraft gefunden hat, sie aus rein religiösen Tatkräften heraus und unter Hintanstellung aller kirchenpolitischen Momente in Angriff zu nehmen, warum so

viele der Ernstesten hier und dort noch nicht einmal von dem Bewußtsein ergriffen sind, daß hier eine der ernstesten und vordringlichsten religiösen Gewissenspflichten und Gemeinschaftsaufgaben der gegenwärtigen Weltstunde liegt: „Gott will es!“

Hier wie dort sind die geistig Führenden, deren Wort von vielen gehört wird, noch geistig in sich selbst verkrampft: „Es ist noch zuviel Mißtrauen und Unglauben gegen Gottes Schöpfung in uns und selbst die Erbsünde gibt uns kein Recht zu solchem Unglauben.“ „Wir begnügen uns etwas scheinheilig mit einem bloßen Willen zur Liebe, den allein uns Gott diktiert habe. Aber der Wille zur Liebe ist noch nicht jene Liebe, wie sie die christlichen Heiligen hatten, wie sie Paulus, der Prophet der Liebe, beschrieben und besungen hat.“ „Immer noch dezimieren wir Katholiken selbst unsere eigenen Reihen, aus Eifer für die Uniformierung oder aus mißtrauischer Angst um die notwendige Einheit oder gar aus selbstsüchtiger Unduldsamkeit. Wir betreiben die Einheit der Organisation wie einen Sport und schrauben die Geschlossenheit unserer Reihen so lange zusammen, bis wir uns gegenseitig erdrücken. . . . Was da immer auf dem Heilsgrund der Kirche wachsen und keimen will, das möge wachsen, soweit der Sonnenschein Gottes und die Fruchtbarkeit der Erde es ihm gestattet. Der Garten der Kirche soll doch nicht in einer zwar schnurgeraden, aber dünnbesetzten Baumreihe auf einer weiten, heißen, öden Fläche bestehen.“ „So selten sind die Menschen, die abweichenden Gedanken Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unter uns Christen aber dürften solche Menschen nicht selten, sie müßten etwas Alltägliches sein.“¹⁾ Das ist evangelischer, das ist urkatholischer Geist, aus dem heraus solche Worte gesprochen sind. Wird dieser Geist nicht in den kommenden Geschlechtern so mächtig werden müssen, daß er gerade die

1) Peter Lippert S. J., a. a. O., S. 27, 28, 26.

Ernstesten und zur religiösen Tat Berufenen über die heute allgemein vorherrschende Einstellung zur Glaubensspaltung hinauswachsen und sie diese Spaltung mit ganz neuen Augen ansehen lassen wird? Wird in ihnen das, was heute inmitten ungezählter ganz anders gerichteter Worte da und dort vereinzelt und noch vorsichtig zurückhaltend aufklingt, nicht zu einem mächtigen Akkord neuen religiösen Geistes werden müssen, dem gegenüber sich der heute noch in tausend Formen allzu mächtige Geist des konfessionellen Ich-Pathos kaum mehr hervorwagt? Denn darüber ist kein Zweifel möglich: mit dem Geiste, der hier hervortreten sich anschickt, ist die bisherige Einstellung zur großen Glaubensspaltung des Westens ganz und gar unvereinbar und das muß um so deutlicher in Erscheinung treten, je mehr solche religiöse Selbstbesinnung des Gemeinschaftsgewissens in diesen wie in jenen Bezirken sich klärt. „Wer die Impotenz einer Philosophie oder Wissenschaft oder Politik oder Wirtschaftsrichtung oder Kunst mit ihrer ‚guten katholischen Absicht‘ zu decken sucht, schlägt dem Gottesadel der Kirche eigentlich ins Gesicht. Er macht die *sancta catholica*, die Kirche des ‚Gott alles in allem‘, zu einer Partei neben Parteien mit der üblichen ‚Parteielique‘.“¹⁾ Geschieht das aber nicht heute noch tausendfach, geschieht es nicht immer wieder gerade aus einer falschen Einstellung zur andern „Konfession“ heraus? Und wächst nicht auf diese Weise das Übel tiefster Spaltung gleichsam an sich selbst empor? Beraubt sich so nicht immer aufs neue das kirchliche Christentum in seiner zeitlichen Erscheinung seiner innersten schöpferischen Einheitskraft? Wird so nicht immer wieder der gepflegte religiöse Schein mächtiger als das wirkliche Sein — um die außerkirchliche moderne Welt in ihrem religiösen Hunger immer aufs neue zurückzustoßen? „Echte Demut ist unbeirrter Glaube an die Kraft und Fähigkeit der andern, weil

¹⁾ Erich Przywara S. J., „Stimmen der Zeit“, Februar 1925, S. 327 f.

sie Glaube ist an das ‚Gott alles in allem‘. Nicht Gott, wie ich Ihn schaue, als Maß der andern, sondern Gott, wie Er über mein Ahnen und Begreifen hinausragt, Er, der ‚immer Größere‘, wie Augustinus sagt.“ „Wer nicht wenigstens wie von fern in seiner Seele spürt den Atem der unsagbaren Gegenwart Gottes in allem geschöpflichen Sein und Leben, wer nicht wenigstens wie von fern die Siegeskraft des Gottes, der seine Kirche geradezu mit Vorliebe bis an den Rand des Verderbens führt, weil in der Gefahr ihr Göttliches sich kundtut, wer den Wogenschlag dieses Si Deus pro nobis, quis contra nos? des Römerbriefes nicht in seine ängstliche Seele einbrausen fühlt, wer noch so wenig das ‚Christus in mir‘ wirklich lebendig glaubt, daß seine eigene (geheime) Selbstsucht der Ängstlichkeit ihm den Blick in das Antlitz des Allmächtigen verstellt — ein solcher möge erst seelisch gesund werden, ehe er seinen Mitmenschen Führer oder Ratgeber zu sein wagen darf.“¹⁾

„Gerade weil christliche Kultur ganz durchfüllt ist vom Anbeten der alles übersteigenden Größe Gottes, vermag sie sich nicht nach innen zur selbstgenugsamen Rundung zu schließen, ist sie der beständige Durchstoß durch alle ‚geschlossenen Formen‘, die beständige Unruhe durch alle beruhigte Reife, weil ‚Unruhe zu Gott‘. ‚Alles Fassen nur ein Aufgeweitetwerden zu höherem Fassen‘, wie der heilige Augustinus sagt. Von hier aus gesehen ist das beständige seh nende ‚Werden ins Unendliche‘ der Romantik urchristliche, weil unreligiöse Richtung, und ebenso auch ein gewisser eschatologistischer Zerstörungstrieb gegen Kultursattheit, Franziskuseifer, der die schöngewirkten Kleider fortwirft, Savonarolaglut, die die Scheiterhaufen anzündet für die Idole funkeln den Kulturgötzendienstes. Durch christliches Kulturschaffen tönt unübertäufbar das Wort des Hebräerbriefes: ‚Wir haben

1) Erich Przywara S. J., a. a. O., S. 328.

hier keine bleibende Statt; die zukünftige suchen wir'. Denn der Mensch, der Gott ins Antlitz gesehen, spürt erschauernd und erschüttert das ewig Unstete seiner Geschöpflichkeit. Im Christen aber ist aufgeleuchtet das ,Antlitz Gottes' selber ,im Angesicht Jesu Christi'. So heißt das Grundwort seines Lebens: ,Nicht als ob ich es erreicht hätte; ich vergesse, was hinter mir liegt, und dehne mich aus nach dem, was vor mir liegt!“(1) —

Zerrüttung ist um uns und ist in uns. Die Grundfesten der Welt, in der wir lebten, sind erschüttert, als hätte die Hand des ewigen Richters sie berührt, damit wiederum ein Neues werde. Unsere Augen sollen sich verwandeln und bessere Ausschau halten lernen als bisher. Denn alle unsere Ruhe ist unwahr, wenn sie nicht hervowächst aus tiefer Unruhe, aus einem tiefen Ja zu jeglicher Wirklichkeit, durch die Gottes Stimme zu uns dringen will. Der Friede, den wir suchen, ist anders als der, den wir haben. Er wird uns nicht durch Flucht vor der Wirklichkeit, durch Flucht in jenen Geist, der von Ideen zu Ideen geht, sondern nur durch inneres Hineingehen in die Wirklichkeit, in die grausame, unselige, chaotische und doch zukunftssträchtige Wirklichkeit des Heute. Wir sollen sie tragen mit unserer Seele, sie tragen, wie Christus sein Kreuz trug, und keine Abstriche von ihr machen. Wir sollen sie nicht in Ideengewänder hüllen, daß unser Geist zuletzt doch immer nur sich selber sieht, sondern sollen immer besser mit-leiden lernen, mit-leiden mit dem Ganzen, um dadurch wissend zu werden. Was nützt es, das Wirkliche auf Formeln zu bringen, und wären es die besten und wahrsten, wenn wir es nicht ergreifen in der Kraft jenes Glaubens, der in Wahrheit die Welt überwindet, in Wahrheit das Antlitz der Erde erneuert?

Gerade auch von unserer schicksalsschwangeren Zeit ist es gesagt, daß Knaben müde und matt werden und Jünglinge fallen. Um so größer und gewaltiger muß vor unserer Seele

1) Erich Przywara S. J., a. a. O., S. 329.

die Verheißung prophetischen Geistes emporsteigen: „Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auf-
fahren mit Flügeln wie Adler. Ihr werdet rufen und der Herr
wird antworten!“ Die auf ihn harren, die zu ihm rufen! —
Und wir können ja alle nicht anders erlöst werden denn in
tiefer, kindhafter Armut, denn als Harrende und Ausharrende.
Die „Fertigen“, die religiös „Besitzenden“, das waren und
sind auch heute noch die Gegner Christi, die Hemmungen
seines Werkes, mögen sie in ihrem Bewußtsein noch so glaubens-
korrekt sein. Sie gebärden sich gerne, als ob auf sie allein
alles ankäme — aber Gott kann seinem Gesalbten aus den
Steinen Kinder erwecken! Wir können nicht anders im Glauben
wachsen und in der Großmacht der Liebe des Menschensohnes
denn mit dem Rufe im Innersten: Veni, Domine Jesu — aus
der Tiefe rufen wir zu Dir. . . . Das ist die getroste Verzweif-
lung, von der Martin Luther redete, und ihr Widerspruch des
Gewissens muß überall aufzüngeln, wo satte Ruhe der Seele
und falscher Stolz über den Glauben Gewalt zu gewinnen
drohen. So nur können Tempel sich weiten und immerdar
mit neuem Geistesklang sich füllen. So nur erfüllt sich ewiges
Sein und Werden, das verheißen und das geboten ist: EIN
Leib und EIN Geist! Denn Gott ist nicht brauchbare Folie
unserer Art und unserer Unart, er ist nicht das verklärende
Licht um unsere fromme, stolze Abseitigkeit herum, sondern
er ist, der er ist. Er ist der Vater alles dessen, was da lebt
und webt auf Erden, und so hat er uns nicht zur Knechtschaft
berufen, daß wir uns abermals fürchten müßten, sondern zur
tiefen, gebundenen Freiheit der Sohnschaft. Je mehr wir Ihn
finden, desto mehr finden wir einander. Je weniger wir ein-
ander finden, desto weniger haben wir Ihn gefunden. Auch
über dem Heute schwebt das ewige Gebet des Gottessohnes:
„Die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen
gegeben, damit sie eines seien. . . . Ich in ihnen und du in
mir, damit sie vollendet seien in der Einheit und die Welt

erkenne, daß du mich gesandt hast.“ Christi Leid ist Weltenleid, heute wieder mehr denn je. Die Wurzelgründe unserer Welt aber sind nicht „draußen“, sondern sie sind in uns allen.

Das Leiden des Heiligen darf nicht verklärt, das erdengroße Kreuz nicht von diesem oder jenem Standpunkt aus farbig beleuchtet werden. Wie könnte das auch geschehen ohne Untreue, ohne verborgenen Abfall? Getragen will es werden: so nur erneuert sich das Antlitz der Erde. Denn der rechte, ausgreifende, furchtlose Wille ist noch mehr als das rechte Wissen, an dem er sich entzündet. Was sind die Notenpunkte ohne den lebendigen Klang? Auch die gefallenen Engel wissen um Gott. „Die Erkenntnis bläht auf, die Liebe erbaut. Dünkt sich einer etwas erkannt zu haben, so hat er noch nicht erkannt, wie man erkennen muß“ (1. Kor. 8). Und darum: „Lieben über Erkennen!“ Mehr noch: Erkennen, verstehen durch Lieben. Es gibt keinen andern Weg. Denn Christentum ist nicht Spiegelung und Widerspiegelung, sondern es ist Ernst.

„Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich aus nach dem, was vor mir liegt!“



Bücher aus dem Leopold Klotz Verlag / Gotha

Heinrich Hermelink:

Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart.

Dritte Auflage. Preis geheftet drei Mark

„Ruhige, leidenschaftslose, sachkundige Schilderung des Gegenwartskatholizismus, ebenso ruhige selbstbewußte Umgrenzung der protestantischen Stellung, fern von kränkender Polemik und Herabsetzung des Gegners, aber auch ebenso fern von der heute üblichen romantischen Schönfärberei seiner angeblichen Vorzüge. Das Buch kann viel zur Entspannung der konfessionellen Gewitterschwüle auf beiden Seiten beitragen, wenn es recht studiert wird.“
Christliche Freiheit

Joseph Wittig:

Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo. Neue Ausgabe in unverändertem Wortlaut. Mit neuem Vorwort des Verfassers. Zwei Bände. Ganzleinen zwölf Mark

Wurde August 1925 durch Rom verboten und der Verfasser Sommer 1926 aus der katholischen Kirche verstoßen. Dieses Werk gehört nicht einer Konfession! Es ist eine Dichtung allergrößten Ausmaßes, die zu jedem religiösen Menschen spricht.

Paul Eberhardt:

Religionskunde. Preis geheftet drei Mark

„Ein zeitgemäßes Buch, das die größte Verbreitung verdient. Wir haben hier eine seit langem schmerzlich vermißte Religionsgeschichte, die in zu Herzen gehender, in edler Schlichtheit gehaltener Sprache von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart führt, dazu eine Glaubenslehre, die den Forderungen weiter Kreise entspricht. Die Darstellung fesselt, wo man zu lesen anfängt.“
Literarisches Zentralblatt

Wohin der Weg? Das Jahr einer Seele. Ein Roman. Neue Ausgabe. Preis geheftet zwei Mark, gebunden drei Mark

„Höhe, Reife und hinreißende Form der Gedanken und Bekenntnisse fesseln ebenso stark wie die unmittelbare Erlebnisgewalt, mit der hier ein Einsamer, dem nichts Menschliches fremd ist, sich den Weg hindurch zu Gott bahnt!“
Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes

Paul Th. Hoffmann:

Die Visionen des Suchenden. Ein Buch für alle guten Deutschen, alle guten Europäer, alle guten Menschen. Preis in Ganzleinen gebunden sechs Mark

Europäer, Deutscher? Christ, Protestant? So ist die Fragestellung dieses Buches eines Suchenden, eines in sich protestantischen Menschen, der sich von seiner „Kirche“ entfremdet hat, sich unhörte, einen dornenvollen Weg durch die Weltreligionen zurücklegte und schließlich im lutherischen „Vater unser“ den letzten Anker gefunden hat. Das Buch will der Förderung europäischer Gesinnung in religiösen Fragen bei Wahrung heimatlich-nationalen und christlich-protestantischen Empfindens dienen.

Victor Weiß:

Die Heilslehre der Christian Science. (Christliche Wissenschaft). Darstellung und Kritik Preis geheftet sechs Mark

Die erste erschöpfende Arbeit über die „Christian Science“. Es ist in der Tat notwendig, daß man sich in der „alten Welt“ einmal gründlich mit der christlichen Wissenschaft beschäftigt, die man gern so obenhin als eine unter den vielen amerikanischen Sekten in ihres Wesens Kern unterschätzt. Wer sich heute mit theologischen oder kirchlichen Fragen überhaupt abgibt, muß auch den Mut haben, eine wissenschaftlich-kritische Darstellung dieser „Sekte“ ertragen und diese selbst würdigen zu können.

BÜCHER VON

RUDOLF OTTO

WEST-ÖSTLICHE MYSTIK

Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung
(Bücherei der Christlichen Welt)

Preis geheftet neun Mark / in Ganzleinen gebunden zwölf Mark

Durch wechselseitigen Vergleich der großen klassischen Haupttypen der Mystik des Ostens und des Westens dringt Otto in das Wesen der seltsamen geistigen Erscheinung, die wir Mystik nennen. Von den Urzeiten alter indischer mystischer Spekulation angefangen bis hin zu der modernen Spekulation Fichtes offenbart sich hier eine Uebereinstimmung in den Urmotiven seelischen Erfahrens der Menschheit, die von Rasse, Klima, Zeitalter unabhängig, auf letzte geheimnisvolle innere Uebereinstimmungen des menschlichen Geistes hindeutet und uns berechtigt, von einem einheitlichen Wesen der Mystik zu sprechen. Dieses einheitliche „Wesen“ wird dann in der Möglichkeit seiner typischen Besonderungen erfaßt und damit das Vorurteil von der „einen, immer gleichen Mystik“ beseitigt. Dadurch erst wird es möglich, so große Erscheinungen, wie etwa den deutschen Meister Eckart, den Indier Sankara, den Griechen Plotin, die Mystiker der buddhistischen Mahayana-Schulen in ihren charakteristischen Eigenheiten zu erfassen, statt alle diese Erscheinungen in der einen, allgemeinen Nacht von „Mystik überhaupt“ verschwinden zu lassen.

DAS HEILIGE

Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen
und sein Verhältnis zum Rationalen

Fünfte Auflage / In Pappband fünf Mark

„Was will denn dies Buch: Es will zeigen, daß Religion etwas Lebendig-Persönliches ist, eine wirkliche Begegnung, ein wirkliches Sich-Gegenüberstehen mit dem letzten Grund alles Seins, mit Gott. Es will nachweisen, daß dies Leben vor Gott etwas ist, was den Menschen bis in alle Tiefen erschauern läßt. Und in glänzender Weise wird das, was der Mensch bei dieser Begegnung mit Gott innerlich durchmacht, in seinen einzelnen Bestandteilen aufgezeigt.“ Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

AUFSÄTZE

DAS NUMINOSE BETREFFEND

Zweites Tausend / Preis geheftet fünf Mark

„Hier ergänzt und erweitert Otto die Ausführungen seines Buches ‚Das Heilige‘ durch klassische Beispiele aus der Religionsgeschichte und zieht die Linien zu der Moderne, um mit einer höchst bedeutsamen Auseinandersetzung mit Wilh. Wundts völkerpsychologischen Erklärung der Religion zu schließen. Kein Theologe, der der heute mehr als je wichtigen Religionsphilosophie und Religionspsychologie gerecht werden will, darf an Ottos Arbeiten vorübergehen; denn sie sind eine Kustkammer für den Geisteskampf der Gegenwart.“ Christliche Volkswacht

LEOPOLD KLOTZ



VERLAG / GOTHA

81788

261.9S

Boss, G.

B653

Die erbschuld der

261.9S

B653

81788

